START

MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80005-1

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SCHREMPF, CHRISTOPH

TITLE:

GOETHE'S LEBENSANSCHAUUNG...

PLACE:

STUTTGART

DATE:

1905-07

Master Negative #

91-80005-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

GF
Sch72

Schrempf, Christof, 1860-
Goethe's lebensanschauung in ihrer geschichtlichen entwicklung. Stuttgart, Fromann, 1905-07.
v.1-2, v. 21½cm.

Contents.-- 1. Der junge Goethe. 1905.-- 2. Lehrjahre in Weimar 1775-86. 1907.

~~B83U55~~
~~DS2~~

~~Copy in Barnard College Library.~~ ~~v.1-2.~~

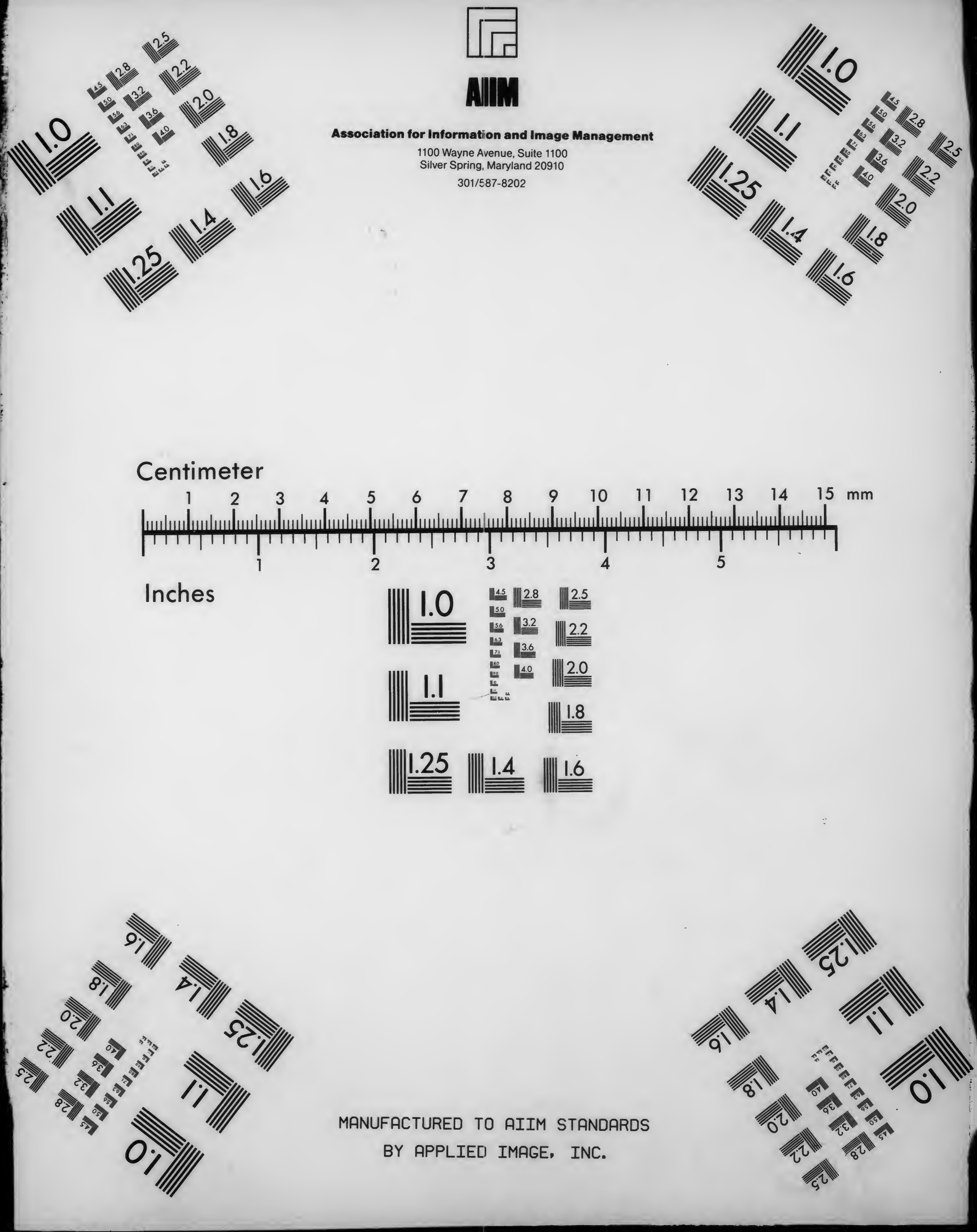
376897 Another copy in Collegiate German Study.
v.1-2

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 4/16/91 INITIALS N.T.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

VOLUME: 1


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

GF Sch72

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned or renewed at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

APR 8 - 1929	6 Apr 40	
APR 16 1929		
MAY 1 1931		
NOV 18 1931		
DEC 8 - 1931		
APR 15 1932		
MAY 14 1932		
12 Jan 38		

Goethes Lebensanschauung

Goethes Lebensanschauung

in

ihrer geschichtlichen Entwicklung

von

Christoph Schrempf

Erster Teil

Der junge Goethe

Stuttgart
Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff)
1905

E Q. H. Aug. 26, 1913

Alle Rechte vorbehalten

13 - 21520 2v

GF
Sch72
v.1

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart

Vorwort.

Was ich mit dieser Schrift beabsichtige (die eine erste Kenntnis Goethes voraussetzen muß), habe ich in der Einleitung ausgesprochen. Darum habe ich nur noch einige Bemerkungen voranzuschicken, die sich auf Äußerliches, also Nebensächliches beziehen.

Ich habe Goethe sehr viel selbst reden lassen. In die Stimmung des jungen Goethe kann man nicht durch einen Bericht eingeführt werden, sondern nur dadurch, daß man ihn hört. Auch wollte es mir nicht in den Sinn, nur zur Wahrung meiner Originalität das, was Goethe selbst kräftig und anschaulich gesagt hat, matt und verschwommen oder überhaupt bloß mit andern, nicht bessern Worten zu wiederholen.

Was ich wörtlich zitierte und zur Rechtfertigung meiner Auffassung noch hätte zitieren können, habe ich im allgemeinen nicht mit Band und Seite nachgewiesen. Welche Ausgabe von Goethes Werken hätte ich dafür wählen sollen? Alle meine Belege noch einmal in der Hempelschen oder Weimarer Ausgabe nachzuschlagen, schien mir auch, offen gestanden, eine Mühe, mit der ich mehr einem gelehrten Schein diente, als wirklichen Nutzen schaffte. Für die meisten Leser wären die Noten müßig unter dem Texte gestanden. Wer aber meine Darstellung nachprüfen will, muß auch darauf achten, ob ich wirklich das Bezeichnendste ausgewählt, nichts Wichtiges oder gar Unentbehrliches übersehen habe; muß also doch den ganzen Stoff vor Augen haben.

Eine Auseinandersetzung mit fremden Ansichten habe ich vermieden. Denn ich möchte in Goethe ein-, nicht aus ihm ausleiten, was doch die häufigste Wirkung des Streits über ihn sein möchte. Auch wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, zum Advokaten meiner Meinung zu werden; wollte mich nicht der Anmaßung schuldig machen, so im Vorbeigehen mit dem Schein der Unfehlbarkeit eine Ansicht abzutun, die vielleicht auf ebenso guten Gründen ruht wie die meinige. Deshalb beschränkte ich mich darauf, aus einem frischen, vollen Eindruck der Schriften und Briefe des jungen Goethe und seiner bedeutendsten Freunde darzustellen, wie ich ihn eben sehe.

Den zweiten Teil (bis zur italienischen Reise) und damit die erste Hälfte des ganzen Werks hoffe ich in Jahresfrist vollenden zu können.

Wenn der Leser aus dieser Schrift auch nur einen kleinen Teil des Gewinns und der Freude ziehen sollte, die mir die Ausarbeitung brachte, so kann ich es wohl zufrieden sein.

Stuttgart, im Oktober 1904.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Einleitung 3

1. Dichter und Publikum. — 2. Wie Goethe benützt wird und am besten zu benützen ist. — 3. Was zu einer Lebensanschauung gehört. — 4. Perioden in Goethes Entwicklung.

Erstes Buch: Knabenjahre 15

1. Die verschiedenen Richtungen in der Auffassung des Lebens um die Zeit von Goethes Jugend. — 2. Die fernere und nähere Umgebung des Knaben (Frankfurt — Großvater Textor — die Mutter — der Vater). — 3. Das Angeborene in Goethe. — 4. Erlebnisse des Knaben. — 5. Seine religiöse Unterweisung. — 6. Eigene Beobachtungen und Urteile des Knaben.

Zweites Buch: 1764—1775 41

Erstes Kapitel: Erlebnisse 43

1. Der „Unfall" mit Gretchen und seine Folgen. 2. Leipzig (Käthchen Schönkopf). — 3. Krank zu Hause (Goethes Pietismus). — 4. Straßburg (Abwendung vom Pietismus. — Herder. — Friederike). — 5. Allgemeine Charakteristik von Goethes Leben bis 1775. — 6. Herder, Merck, S. v. La Roche, Johanna Fahlmer. — 7. Lotte und Maxe. — 8. Erlebnisse des Schriftstellers; Lavater und Fritz Jacobi. — 9. Lili und Gustchen.

Seite

Zweites Kapitel: Dichtungen 108
1. Vorbemerkungen. — 2. Das Lyrische: wie Goethe die Liebe erlebt. — 3. Schicksale der Liebe: Erwin und Elmire; die Laune des Verliebten; Weislingen; Clavigo; Crugantino; Faust; Fernando. — 4. Das Weltbild Goethes: Götz. — 5. Goethes Humor: Die Mitschuldigen; Farcen. — 6. Die Deutung des Lebens: Der ewige Jude; Faust; Prometheus; Mahomet.

Drittes Kapitel: Lehrhaftes 172
1. Gedanken über Kunst und Künstler. — 2. Ethisches und Religiöses. — 3. Goethes Verhältnis zu Rousseau und Spinoza. — 4. Goethes Stellung zum Christentum.

Erster Teil.

Der junge Goethe.

Einleitung.

1.

Das große Publikum hat an den Werken, die der Dichter ihm darbietet, immer nur ein stoffliches Interesse gehabt. Es will das Leben, das es in der Wirklichkeit durchgenießt und durchleidet, im Bilde noch einmal genießen, und zwar mit gesteigertem, verfeinertem, durchdringenderem Gefühl, zugleich aber auch mit der Erleichterung, daß es dabei den wirklichen Druck des Lebens nicht zu fühlen bekommt. Auch die kleinere Zahl von Lesern, die sich als das auserlesene, eigentliche Publikum des Dichters betrachten, will von seinen Werken Genuß haben; nur genießen sie nicht den Stoff, den der Dichter gewählt, sondern die Form, die er ihm gegeben, die Kunst, womit er ihn gestaltet hat. Der Kampf dieser beiden Gruppen von Interessenten an der Poesie erfüllt die Szene des literarischen Lebens. Eine dritte Art von Lesern hält sich im Hintergrunde, weil für sie der Umgang mit dem Dichter und seinem Werk im strengeren Sinne Selbstbeschäftigung ist und die Stille sucht. Sie erwarten von dem Dichter überhaupt nicht Genuß, sondern Belehrung und Erbauung. Hat der Dichter (was ihn eben zum Dichter macht) den schärferen Blick für das Leben, die feinere Empfindung des Lebens, und die Gabe, zu sagen, was er sieht und empfindet: so ergänzt, vertieft und deutet er uns das eigene

Erleben; und das ist jedem, der sein Leben als Mensch leben will, ein sehr wertvoller Dienst.

Der Unterschied des sinnlichen, ästhetischen und „menschlichen" Lesers, den ich hiermit angedeutet, ist ein durchgreifender; und er bestimmt auch die Art, wie sich der einzelne zu dem Inhalt und Urheber der Dichtung stellt.

Der sinnliche Leser wünscht von dem Dichter etwas für seine Sinne, also das Sensationelle. Die Mannigfaltigkeit der vorgeführten Szenen soll ihn unterhalten und belustigen, die Leidenschaftlichkeit und Gefährlichkeit der geschilderten Kämpfe ihn auf eine angenehme Folter spannen. Darum folgt er dem Dichter gerne in eine unwahre, aber seinem Geschmack fürs Leben schmeichelnde Phantasiewelt; er wirft sich aber mit ihm auch gerne auf das Aktuelle, das aus dem Tage gegriffen ist und den Tag aufregt. — Der ästhetische Leser ist gegen den Inhalt der Dichtung sehr anspruchslos. Gestaltungskraft kann ja der Dichter überall zeigen, am Unbedeutenden wie am Bedeutenden, am Abstoßenden wie am Anmutenden, am Alten wie am Neuen. Nur ist nicht jeder Stoff für die künstlerische Gestaltung gleich günstig; und deshalb soll sich der Dichter nicht im Stoffe vergreifen. — Der „menschliche" Leser verlangt von der Dichtung Gehalt. Sie soll ihm das ewig Alte und ewig Neue des Menschenlebens mit der Einfachheit und Innigkeit, Klarheit und Wärme vorführen, daß er eine fruchtbare Verschmelzung der Erfahrung des Dichters mit dem Ertrag des eigenen Lebens vollziehen kann.

Die Person des Dichters aber ist dem sinnlichen Leser so gleichgültig wie die Person des Clowns, der ihn belustigt, des Taschenspielers, der ihn in Spannung hält, des Journalisten, der seinen Hunger nach Aktuellem befriedigt. Doch ist es eine sehr erwünschte Steigerung des Effekts, daß die angebliche Dichtung sich als verschleierte Darstellung wirklicher Abenteuer des Dichters auffassen läßt. Und so bekommt auch das Leben des Dichters ein sensationelles Interesse. — Der ästhetische Leser verhält sich zu der Person des Dichters wie zu der des Schauspielers. Wer nichts erlebt, kann das Leben nicht spielen, nicht dichten; Lebenswahrheit ist auch eine ästhetische Anforderung an die Kunst. Es gibt also auch Vertrauen in den Künstler, daß er sich als lebende Persönlichkeit erwiesen hat. Aber gar zu großer Ernst des Erlebens beeinträchtigt die künstlerische Freiheit des Spielens und des Dichtens; und in dem ästhetischen Genuß der Leistung soll doch der Gedanke an die produzierende Person untergehen. Der ästhetische Leser läßt sich die ästhetische Stimmung nicht gerne dadurch verderben, daß er daran erinnert wird, die ästhetische Produktion sei vielleicht der Reflex ernster Kämpfe, die in ihrem Ernst für den Dichter objektiv und subjektiv bedeutender waren als das Bild, in dem er sie verewigte. — Der „menschliche" Leser sieht darauf, ob der Dichter, der ihm seine Beihilfe zur Deutung des Lebens darbietet, nicht bloß etwas zu sagen und zu zeigen verstehe, sondern auch etwas zu sagen und zu zeigen habe. Denn der ernste Mensch will nicht bei dem bloßen Phantasten in die Schule gehen; ein Soldat wird sich nicht von einem Schlachtenbummler, der zeichnen und schwätzen kann, in das Kriegswesen einführen lassen! Der „menschliche" Leser muß den Dichter ernst nehmen können. Das mag schon durch dessen Werk allein hinlänglich erwiesen sein; insofern muß auch der „menschliche" Leser den Dichter nicht notwendig persönlich kennen. Doch wird er es immer für einen Gewinn erachten, zu erfahren, aus welchen konkreten Erlebnissen der Dichter seine Lebensanschauung geschöpft hat. Er kann die wirkliche Persönlichkeit des Dichters über dem Werke nicht vergessen, sondern wird durch sein Interesse genötigt, Dichter und Dichtung ineinanderzuschauen. Daß sie ineinander aufgehen, gibt ihm das angenehmste Vertrauen in die Solidität der Vertrauensperson, die ihm der Dichter in Fragen der Lebensanschauung ist.

2.

Wer sich an das Publikum wendet, kann sich sein Publikum nicht auswählen und muß sich also gefallen lassen, daß ihn jeder Teil des Publikums in seiner Art versteht und mißversteht, be- und mißhandelt. So ist es auch Goethe gegangen. In welchem Sinne wir uns mit ihm beschäftigen wollen, bestimmen wir am leichtesten, indem wir in Kürze andeuten, wie ihn das Publikum nahm und nimmt.

Für das große, sinnliche Publikum hat Goethe kaum je etwas andres gefühlt als Verachtung; und es ist ebenso natürlich wie gerecht, daß ihm die Gunst des großen Publikums versagt blieb. Als seine ersten Dichtungen gierig verschlungen wurden, mußte er bald entdecken, daß er sehr schlecht verstanden war. Auch heute hat er die Gunst des Lesepöbels nicht. Was sollte sie ihm auch verschaffen? Seine Romane sind — langweilig. Die pikantesten Stoffe hat er durch die Sucht, belehrend zu wirken, verdorben. Von Spannung hat er so wenig einen Begriff, daß er uns eher zu einer verweilenden als zu einer eilenden Lektüre veranlaßt. Sodann die Dramen! Götz hat einiges Burschikose, das sich ganz gut liest und sieht; und er hat die vortreffliche Figur der Adelheid. Iphigenie und Tasso sind langweilig. Egmont hat neben Unterhaltendem und Pikantem ganz doktrinäre Szenen. Und der weltberühmte Faust! Streicht man die Roheiten in Auerbachs Keller, den Unsinn der Hexenküche und Gretchens Verführung, so hat man noch eine Unsumme von überstiegenen Gefühlen und abstrakten Reflexionen, die die Gelehrten in sagenhaft vielen und dicken Büchern verarbeiten. Viel interessanter als die Dichtungen ist eigentlich der Dichter selbst; ist doch sein Leben von Beziehungen zu einer ganzen Reihe von Frauen durchzogen; und die Art dieser Beziehungen ist sogar nicht immer ganz sicher festzustellen! Hat er Friederike von Sesenheim wirklich verführt? Hat er mit Charlotte von Stein richtig die

Ehe gebrochen? Goethe freilich hat auch sein eigenes Leben in seiner gewohnten Art so erzählt, daß eine gewisse Spannung nur selten eintritt. — Zieht man von dem vulgären Urteil die eingelernte, leere Schwärmerei für den Klassiker Goethe ab, so wird nicht viel mehr übrig bleiben, als was ich hier grob skizziert habe.

Unter dem ästhetischen Publikum herrscht heute eine lebhafte Begeisterung für Goethe. Ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß sie nicht immer ganz klar und echt sei, nicht immer auf Kenntnis und Urteil beruhe. Daß wir Goethe Kleinodien der Kunst verdanken, die zu den alleredelsten und herrlichsten gehören, wird niemand bestreiten wollen. Eine Frage aber ist es, ob man Goethe die beste und richtigste Seite abgewinnt, wenn man ihn vorwiegend als Künstler betrachtet; ob seine Werke dadurch mehr gewinnen oder verlieren, daß sie in erster Linie als ästhetische Leistung gewürdigt werden. Emerson wagte zu behaupten: „This lawgiver of art is not an artist;“ nach ihm schrieb Goethe „occasional poems and an encyclopedia of sentences“. Man wird nicht leugnen können, daß dieser Vorwurf, wenn er auch ungerecht ist, doch einer Abwehr bedarf. Ich meinerseits glaubte zu erproben, daß Goethe durch sein Dichten immer von dem Genuß der Dichtung als solcher wegstößt zu der ernsthaften Betrachtung der Wirklichkeit. Er hat der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit erhalten. Darin liegt schon, daß ihm die Wahrheit höher steht als die Kunst; — sollte die Göttin nicht ein höheres, ernsteres Interesse erregen als ihr Gewand? Und Goethe sorgt, wie gesagt, immer wieder dafür, daß wir die Wahrheit, nachdem wir auch ihren Schleier bewundert, doch lieber entschleiert sehen. Goethes letzte Wirkung ist nicht ästhetische Bewunderung, sondern Erkenntnis und Tätigkeit. — Goethe vorwiegend als Künstler zu fassen, wird uns auch durch die unauflösliche Verflechtung seines Dichtens und Lebens verwehrt. Es steht nicht bloß

so, daß wir Goethes Dichtungen aus dem Zusammenhange seines Lebens heraus tiefer verstehen als für sich allein; vieles davon ist für sich überhaupt nicht verständlich. Goethe hat das selbst zugegeben, als er die Bruchstücke einer großen Konfession, die in seinen Werken vorlag, durch „Dichtung und Wahrheit" vollständig zu machen suchte; und die Forschung, die immer tiefer in Goethes Leben eindringen, immer mehr Detail seines Lebens ans Licht fördern will, zieht daraus ihre innere Berechtigung. Für Goethe, den Künstler, ist diese Notwendigkeit, das Dichten aus dem Leben zu erklären, durchaus keine Empfehlung; denn das vollendete Kunstwerk soll eigenes Leben haben und ohne Kommentar verständlich sein.

Eben diese unauflösliche Verflechtung von Dichtung und Leben — und welcher Dichtung! und welches Lebens! — weist darauf hin, Goethe für den Leser in Anspruch zu nehmen, den wir den „menschlichen" nennen. Benützt er Goethe bei dem Bemühen, das Leben immer umfassender zu überschauen, immer tiefer zu durchblicken, immer klarer und kräftiger zu leben, so bringt es ihn nicht aus der Stimmung, sondern erst recht in die Stimmung, daß ihn das dichterische Werk auf die lebendige Persönlichkeit des Dichters zurückweist, auf die Wirklichkeit als Aufgabe für Kopf und Herz hindrängt. Und bei seiner Beschäftigung mit Goethe fällt gewiß weniger totes Material ab als bei dessen vorwiegend ästhetischer Verwertung. Das Recht dieser Auffassung kann nur durch deren Durchführung erwiesen werden. Vorläufig aber wollen wir Bedenken durch den Nachweis begegnen, daß wir damit nur einer Anregung Goethes Folge leisten. Als er sich entschloß, sein eigenes Leben zu erzählen, bezeichnete er als Hauptaufgabe der Biographie: „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er

Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt". Im Mittelpunkt des Interesses steht also das Werden der Persönlichkeit und daß sie sich daraus eine Welt- und Menschenansicht bildet. Was sie geschaffen, kommt zuerst als Abspiegelung der jeweilig gewonnenen Lebensanschauung in Betracht. Eine zweite, nebensächliche, von Goethe gar nicht besonders erwähnte Frage ist, welchen künstlerischen Wert diese Abspiegelung hat.

3.

Bestimmen wir doch, um Mißverständnisse zu vermeiden, noch besonders, was es mit dieser „Lebensanschauung" ist, deren Werden wir in Goethes Leben verfolgen wollen. Es gibt uns das zugleich nützliche Winke für die Ausführung unseres Unternehmens.

Zu einer Lebensanschauung gehört natürlich zuerst, daß man das Leben gesehen, teils selbst erlebt, teils mit andern miterlebt hat. Als „erlebt" haben wir dabei bloß das in Rechnung zu nehmen, was die Persönlichkeit im Innern berührt hat und von ihr innerlich zugeeignet wurde; daß man bloß auch dabei ist, wenn etwas passiert, macht dieses Ereignis noch nicht zu einem Erlebnis. Wir haben also darzustellen, wie Goethe das Leben, d. h. die verschiedenen Lebensverhältnisse, nach und nach er- und mehr oder weniger durchlebt hat; wobei wir auch die Möglichkeit im Auge behalten müssen, daß ihm gewisse Seiten des Lebens fremd geblieben sein könnten. Mehr als die Masse der Erlebnisse interessiert uns dabei ihre Art; wenige Erlebnisse verschiedener Art, rein aufgenommen, haben für die Bildung einer Lebensanschauung mehr Wert, als eine Menge gleichartiger. — Da für uns das Ereignis nur in Betracht kommt als Veranlassung für das Erlebnis, ist unsere Hauptquelle für die erste Zeit die in „Dichtung und Wahrheit" niedergelegte Erinnerung Goethes; von 1765 an tritt diese hinter die

dem Erlebnis gleichzeitigen Briefen zurück; aus der Zeit nach 1775 hat Goethe nur noch einzelne Ausschnitte seines Lebens zusammenhängend erzählt, und wir sind in der Hauptsache auf Briefe und Tagebücher angewiesen und auf Gespräche, die Freunde mit ihm geführt und uns überliefert haben.

Gegen das Erleben als ein Erleiden behauptet sich der Mensch immer zuerst dadurch, daß er es abwägt, wertet, ordnet; daraus ergibt sich sodann die Gegenwirkung gegen das passive Erlebnis, sofern sie nicht bloße Reflexbewegung ist. Zur Lebensanschauung gehört also, daß man den relativen Wert der Erlebnisse im Leben bestimmt. Dem einen scheint der Genuß, dem andern die Erkenntnis, dem dritten die Tätigkeit das Wichtigste am Leben zu sein; der schätzt das Individuelle höher, der das Soziale u. s. f. Wir haben also darauf zu achten, wie Goethe in jeder Periode seiner Entwicklung sozusagen das spezifische Gewicht der einzelnen Elemente des Lebens bestimmt hat. Dies ist wieder den Erinnerungen, Briefen, Gesprächen zu entnehmen, sodann aber auch den Dichtungen, die aus der betreffenden Zeit stammen. Denn diese entspringen der inneren Erregung, womit der Dichter irgend ein Erlebnis erlebt. Die Auswertung der Dichtungen aber für des Dichters Schätzung der Lebensverhältnisse nötigt zu der schwierigen Untersuchung, wie tief, was der Dichter ausspricht, dem Menschen gegangen ist. In der gehobenen Stimmung, aus der er dichtet, wertet jeder Dichter etwas anders als in der nüchternen Überlegung, die das Lebensgeschäft erfordert. Nicht als ob die letztere uns gerade den wirklichen, wahren Menschen offenbaren würde; aber die erstere gibt diesen auch nicht wieder, und die Wirklichkeit des Dichters ist, daß er beider Stimmungen fähig ist und wie er sie verbindet.

Das Leben ist ein Naturprozeß, dessen Gesetzmäßigkeit wir voraussetzen müssen, dessen Verlauf uns aber nie mit lückenloser Stetigkeit ins Bewußtsein oder vor Augen tritt.

Wir müssen also den Zusammenhang des inneren und äußeren Lebens immer erst konstruieren, und die Regeln, die man dabei befolgt, sind charakteristisch für jedes Menschen Weltanschauung. Sie bilden die „Erfahrung", auf die wir uns berufen, wenn wir den Verlauf einer angefangenen Bewegung des Lebens voraussagen. Der Dichter bietet uns insbesondere im Roman und Drama einen Ausschnitt des Lebens dar, dessen inneren Zusammenhang er nach seiner Erfahrung sich denkt und veranschaulicht. Goethe hat seine Erfahrung von recht früher Jugend an bis in das hohe Alter in einer fast unübersehbaren Fülle von Bemerkungen über die mannigfaltigen Verhältnisse des Menschenlebens ausgesprochen. Ferner hat er in Romanen und Dramen umfassendere und verwickeltere Erlebnisse vorgeführt, nach seiner derzeitigen Erfahrung geordnet und in inneren Zusammenhang gebracht. Doch haben wir bei einem Dichter immer zu befürchten, daß er bei seiner Verarbeitung des Lebens nicht bloß dessen inneren Zusammenhang (wie er ihn eben versteht) sichtbar machen wollte, sondern auch eine effektvolle Gruppierung beabsichtigte. Da aber Goethes Romane und Dramen nach gemeinem Urteil langweilig sind, dürfen wir das günstige Vorurteil für ihn haben, daß er nicht an der Neigung litt, das geschaute Bild des Lebens durch Effekthascherei zu verfälschen.

Endlich wird Lebensanschauung genannt, wie sich das Leben als Ganzes dem Menschen darstellt, der es also durch- und überblicken müßte, vom Mittelpunkt heraus und von der Vogelperspektive herab. Gibt es überhaupt eine solche Lebensanschauung, so ist sie jedenfalls sehr selten. Wie viele sind so tief in das Leben hinabgestiegen, daß sie sich eines zentralen Verständnisses rühmen könnten? wie viele haben sich so hoch über das Leben (also über sich selbst) erhoben, daß sie es als Ganzes überschauen und alles Einzelne im richtigen, wirklichen Verhältnis sehen konnten? Diese Gesamtauffassung des Lebens ist darum in der Regel nur

aus der Überlieferung übernommener Glaube oder Produkt einer kühnen Phantasie. Und so wird auch die Lebensanschauung des Einzelnen in der Regel nur nach dem Verhältnis charakterisiert und taxiert, in dem sie zu gewissen geschichtlichen Typen steht: es hat einer eine christliche, buddhistische, spinozistische Welt- oder Lebensanschauung u. s. f. Und in weiterer Konsequenz dieser Auffassung der Lebensanschauung wird als Kampf um die Welt- und Lebensanschauung gerne die Erwägung bezeichnet, ob man einen dieser Typen (namentlich den christlichen) als „Wahrheit" anerkennen, als „Unwahrheit" ablehnen müsse.

Goethe hat dadurch, daß er sich bald als entschiedenen Nichtchristen, bald auch als Christen bezeichnete, selbst die Veranlassung gegeben, daß man sich mit seiner Lebensanschauung in diesem Sinne eifrig beschäftigt. Richtig ist ja, daß sich sein eigenes Nachdenken über das Leben auch in der Auseinandersetzung mit dem Christentum gebildet hat. Aber er hat schließlich nur ein ziemlich humoristisches Interesse dafür gehabt, seine Stellung zu den patentierten Weltanschauungen zu bestimmen, ist auch bis jetzt in keiner sicher untergebracht worden. Da ich nicht den zentralen Blick für das Leben habe, mich auch nicht so hoch schwingen und dauernd halten kann, daß ich das Leben von der Vogelperspektive überschaute; und da ich auch noch niemand gefunden habe, der sicher so tief und so hoch gekommen wäre: so halte ich den Zank über die Welt- und Lebensanschauungen für eine müßige und unfruchtbare Sache. Und darum lasse ich mich auch auf die berühmte Frage nach Goethes Christen- oder Heidentum gar nicht ein. Mich interessiert immer nur festzustellen, *wie* Goethe je das Leben gesehen hat und warum er es je so sehen mußte. Was er über Christentum u. a. sagte, suche ich für dieses Interesse zu verwerten, nicht aber umgekehrt, was Goethe über das Leben sagte, zu einem Urteil über sein Christen- oder Heidentum. Wenn anders die Wissenschaft unbestimmte, vieldeutige

Worte (wie Christentum und Heidentum, christlicher Glaube, christliche Weltanschauung u. s. f.) verabscheut, so ist das auch die wissenschaftlichere Art, seine Lebensanschauung darzustellen.

4.

Die Entwicklung von Goethes Lebensanschauung muß nach dem Gesagten Hand in Hand gehen mit der Entwicklung seiner Persönlichkeit. Für diese aber ist charakteristisch, daß Goethe sich nicht (wie manche andere Größen des Geistes) in heroischen Entschlüssen mächtige Unternehmungen auferlegte, deren Ausführung je eine gewisse Periode ausfüllte und bestimmte; es lag nicht in Goethes Art, sich an einen weitausschauenden Lebensplan zu binden. Vielmehr treten Wendepunkte in seiner Entwicklung dadurch ein, daß er durch äußere und innere Verhältnisse genötigt wird, die Situation seines Lebens zu verändern; wodurch er sich zugleich neuen Einflüssen aussetzt, die er nun zu verarbeiten hat. Die einschneidendsten Ereignisse dieser Art sind die Übersiedelung nach Weimar 1775 und die italienische Reise 1786. Nehmen wir dazu Kindheit und Alter, so erhalten wir fünf Perioden, deren Inhalt sich in kurzem etwa folgendermaßen darstellt:

Der Knabe, der von wunderbarer Empfänglichkeit und Regsamkeit des Geistes ist, kann sich behaglich in einer mannigfaltigen Welt umschauen, wird ohne eigentlichen Zwang angehalten seine Fähigkeiten zu üben, sucht den belehrenden Verkehr mit interessanten Persönlichkeiten, macht sich selbst auch schon seine Gedanken über Welt und Leben — bis durch den beschämenden Ausgang seiner ersten Liebelei die Naivetät seines Dahinlebens eine empfindliche Störung erleidet (1764).

Der Jüngling sollte sich auf einen Beruf vorbereiten, folgt aber lieber seiner Neigung für Dichtung und Kunst, versetzt eine empfindsame Gesellschaft durch seine Persönlich-

keit und seine Dichtungen in einen Taumel der Begeisterung, wird durch sein entzündliches Herz in gefährliche und endlich in so peinliche Verhältnisse gebracht, daß er die Gelegenheit benützt, den Schauplatz seines Lebens zu wechseln (1765—75).

Der junge Mann wird der Freund eines Fürsten und in ein zerstreuendes Hofleben hineingezogen, dann der Diener seines Freundes, als der er an der Verantwortung für einen Staatshaushalt mit tragen muß; sein Herz verliert sich an eine Frau, die ihm wohl jede Art geistiger Förderung gewähren, ihm aber nicht als Weib angehören kann; unter der Last der Geschäfte und der Unruhe des Herzens leidet der Dichter und Mensch Not. Er entzieht sich der drangvollen Lage durch die Flucht (1775—86).

Der gereifte Mann kann in Italien zum erstenmal seinen Durst nach dem Genuß echter Kunst stillen, gewinnt unter dem Eindruck der herrlichen Natur und der naiven Sinnlichkeit des Volks den Mut, sich nach der Heimkehr durch die Verbindung mit Christiane Vulpius einen Zustand sinnlichen, häuslichen Behagens zu verschaffen, findet sich seiner Umgebung entfremdet, wird durch politische Bewegungen in Anspruch genommen und aufgeregt, sucht sich in künstlerische und wissenschaftliche Objektivität zu retten (1786 bis etwa 1806).

Dem Alter entgegengehend, repetiert er seine Jugend in leidenschaftlichen Erlebnissen, die auch sein Dichten wieder erwärmen; er verarbeitet sein eigenes Leben; der Dichter wird zum Weisen. —

Haben wir Goethes Gedanken über das Leben durch die einzelnen Phasen seiner Entwicklung hindurch verfolgt, so bleibt uns noch die Untersuchung, ob man von einer besonderen, einheitlichen, „Goetheschen" Welt- und Lebensanschauung reden könne; und worin sie etwa bestünde.

Erstes Buch.

Knabenjahre.

1.

Als Goethe das Licht der Welt erblickte, waren eben 100 Jahre verflossen, seit der kirchliche Bestand Deutschlands nach blutigen Kämpfen durch den westfälischen Frieden in der Hauptsache festgelegt worden war. Inzwischen hatte der konfessionelle Gegensatz an Schärfe und Bedeutung sehr verloren, obwohl er immer noch gefühlt wurde. Damit war auch das kirchliche Gemeingefühl erheblich zurückgegangen; die Frömmigkeit war Gesetz, Kraft und Trost privaten Lebens und Leidens geworden. Einen starken politischen Gemeinsinn durfte man aber damals von dem Deutschen nicht erwarten. Er war durch die religiöse und politische Zerrissenheit des Reichs, die Ohnmacht des Kaisertums, die egoistische Politik der einzelnen Fürstenhäuser ausgeschlossen. Wo man sich für das Aufstreben Preußens, für die Siege Friedrichs des Zweiten begeisterte, geschah es aus konfessionellem Interesse oder aus Freude an der Person des Heldenkönigs. Zudem mußte ja der schlichte Bürger die Politik, die die Fürsten machten, einfach über sich ergehen lassen; eine wirksame Betätigung seines politischen Sinns kam für ihn gar nicht in Frage. So trug das Leben durchaus einen privaten Charakter; es ging in der Sorge auf, sich durchzubringen, sich zu vergnügen, sich auch zu bilden. Wer höheren Sinns war, beschäftigte sich „zur Belustigung des Verstandes und Witzes“ mit schönen Künsten und Wissenschaften. Und zu den höheren Liebhabereien gehörte es wohl auch, daß man sich über die Religion, die man hatte, über den Gesellschaftszustand, in dem man lebte, seine Gedanken machte; worin sich freilich auch offenbarte, daß man sich in seiner Religion, in der herrschenden Gesellschaftsordnung nicht mehr ganz heimisch fühlte.

Doch ist wohl zu beachten, daß in jener Zeit die Unterwürfigkeit gegen die geistliche Autorität der Kirche, gegen die weltliche Autorität der Fürsten, des Adels, der Patrizier noch die vorherrschende Stimmung in Deutschland wie im übrigen Europa war. Man wahrte sich insbesondere den Ruf der religiösen Loyalität mit großer Ängstlichkeit; es konnte ja immer noch recht schlimme Folgen haben, für einen Freigeist, für einen unruhigen Kopf zu gelten. Aber es war durchaus nicht bloß die Rücksicht auf die Folgen, was die große Menge abhielt, die gewohnten Bahnen des Denkens zu verlassen; nein, man dachte gar nicht daran, eigene Wege zu suchen, und hielt es nicht für recht, sich von der Autorität loszulösen. „Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen," sagt Goethe von jener Zeit, „und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzuteilen." Wie sie Pietät für das Bestehende, Überlieferte hatten, so hielten sie es auch für eine selbstverständliche Pflicht der aufwachsenden Generation, ihnen die Pietät nicht zu versagen.

Weil die Kirche in viel weiterem Umfange als heute noch die Gewissen beherrschte, mußte jede Regung selbständigeren Denkens zu einer Auseinandersetzung mit ihr führen; mit ihrem Dogma, ihrer Auffassung des geistlichen und weltlichen Lebens; mit der Autorität, die ihre Schutz- und Trutzwaffe war, der Bibel. Was wir heute erstreben: den Kampf um die Weltanschauung so tief zu fassen, daß die Stellung zur Kirche zur bloßen Konsequenz seiner Entscheidung herunterfinke, — das hatte in jener Zeit nur ein großer Geist nicht bewußt erstrebt, nein instinktiv erreicht: Spinoza.

Unter den loyalen Christen nun hatte, wie gesagt, der konfessionelle Gegensatz an Bedeutung eingebüßt; er stand nicht mehr im Vordergrunde des Interesses. Mehr beschäftigte die Gemüter die Spannung zwischen Orthodoxie und Pietismus (zu dem wir auch Mystik und Brüdergemeinde rechnen können.) Das Verhältnis dieser feindlichen

Brüder zu einander ist nicht so leicht zu verstehen. Denn der Orthodoxe wollte doch nicht bloß den rechten Glauben haben, sondern auch fromm sein, nur nicht Frömmler; der Pietist aber wollte gewiß nicht Frömmler sein, nur fromm, und in der Regel auch rechtgläubig. Aber der Orthodoxe legte den Nachdruck auf den Glaubensgehorsam als formalen Akt der Unterwerfung des Verstandes und Willens unter die Autorität der Schrift und des Bekenntnisses; dem Pietisten dagegen schien die Hauptsache das christliche Leben, in das man durch den Gehorsam des Glaubens eintritt. Darum betonte jener die Richtigkeit des Glaubens, die aus der ganz korrekten Unterwerfung folgen muß; dieser die Wichtigkeit der Gemütsbewegungen, unter denen sich eine Sinnesänderung vollzieht, die erbauliche Verwertung der heiligen Schrift, den brüderlichen Austausch der geistlichen Erfahrung, die in Übung der Nächstenliebe und mancherlei Enthaltungen bestehende fromme Praxis. Indem der Pietismus sich das Recht privater Erbauung erkämpfen mußte, ward er auch zu einer Auflehnung gegen das geistliche Amt, das die von ihm gehütete Reinheit des Glaubens dadurch gefährdet sah; ein Arnold wagte es schon, das wahre Christentum gerade bei den von der offiziellen Kirche abgestoßenen Ketzern zu suchen. Die höhere Wertung der Liebe aber mußte dazu treiben, bloße Unterschiede der Lehre tolerant zu übersehen; und so versuchte Zinzendorf die Liebhaber Jesu wenigstens aus allen evangelischen Sonderkirchen in eine „Brüdergemeinde" zu sammeln.

Auf dem Boden der kirchlichen Loyalität steht ursprünglich auch noch der Rationalismus, der in jener Zeit aufkam. Die Orthodoxie selbst hatte ja ein rationelles Element in sich aufgenommen: den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, das Gewissen mußte sie auch dem Nichtchristen zugestehen, und sie mußte durch Verstandesgründe beweisen, daß man der göttlichen Offenbarung den Gehorsam des Glaubens leisten müsse. Wie hätte sonst dem Un-

gläubigen sein Unglaube ins Gewissen geschoben werden können? So konnte es zuvörderst noch als Dienst gegen die Kirche aufgefaßt und dargestellt werden, daß der Philosoph aus einer Idee Gottes und der Seele, die zu der angebornen Ausstattung des Menschen gehören sollte, das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen unternahm. Auch der nächste Schritt vertrug sich noch mit loyalem Glauben: daß man den spezifisch christlichen Lehren, den eigentlichen Glaubensgeheimnissen, einen vernünftigen Sinn abgewinnen wollte. Warum denn nicht? Man muß sich bei dem Glauben doch auch etwas denken können! Aber dem Philosophen, der die allgemeinsten religiösen Wahrheiten bewies, lag es doch nahe, den Schwerpunkt der Religion in das zu verlegen, was er beweisen zu können glaubte. So verführte er unmerklich zur Entwertung der Offenbarungswahrheiten, die er erst noch gutwillig als besonderen Gegenstand des Glaubens anerkannte. Und wer sich diese Wahrheiten für seinen Verstand zurecht machte, brauchte wohl auch Gewalt, wenn es nicht anders ging, und endete notwendig damit, daß er, was seiner Bemühung widerstrebte, verwarf. So verwässerte die Aufklärung das Dogma, erklärte das Wunder (dessen Wert für die Kirche doch darin liegt, daß es ein übernatürliches Wirken Gottes garantiert) natürlich, und beseitigte beides, wenn es sich nicht fügen wollte.

Viel rascher entwickelte sich der Gegensatz gegen das kirchlich gebundene Denken bei denen, die als Quelle der Erkenntnis nur die Erfahrung anerkannten. Zwar konnte auch die Kirche die Erfahrung rühmen; aber doch nur die Erfahrung, die auf dem Boden des Glaubens gemacht wird; der Philosoph aber, der auf die Erfahrung verwies, meinte die neue, freie, voraussetzungslose Erfahrung. Zuerst wurde der Gegensatz allerdings noch verschleiert; ein Locke gestand dem Glauben noch seine besondere, durch Autorität garantierte Wahrheit zu; er und sogar noch Voltaire glaubten wenigstens das Dasein Gottes aus der Erfahrung beweisen zu

können. Aber die Unsterblichkeit der Seele machte Voltaire schon unüberwindliche Schwierigkeiten. Und da man durchaus dazu neigte, die äußere sinnliche Erfahrung höher zu schätzen, ja allein gelten zu lassen, so gelangten die Empiristen, vielmehr Sensualisten, rasch zu einem ganz mechanischen Materialismus, der nicht bloß den christlichen Glauben an Übervernünftiges, sondern auch jeden Vernunftglauben aufhob. Norm des Handelns war dann die bloße Nützlichkeit (für die Gesellschaft oder für das Individuum), Zweck des Lebens die Glückseligkeit, ja der sinnliche Genuß.

Wurde das Prinzip der Erfahrung von der Theorie auf die Praxis übertragen, so lag darin, daß man auf die Anfänge menschlicher Gesittung zurückging, die Entwicklung der Menschheit von vorn zu beginnen versuchte oder (da dies ein Ding der Unmöglichkeit war) den ursprünglichen Naturzustand wenigstens zur Kritik der gegenwärtigen Kultur benützte. Und die sozialen Zustände der Gegenwart gaben ja überreiche Veranlassung, sich nach einem Zustande zurückzusehnen, da die Mode die Menschen noch nicht streng geteilt hatte, da Recht und Religion dem Stärkeren noch nicht den Vorwand gaben, den Schwächeren zu vergewaltigen. Der Staat sollte dem Sinne des Vertrags sich wieder annähern, aus dem er (unnatürlich genug!) entstanden sein sollte; das Recht, das mit dem Menschen geboren ist, sollte wieder in Geltung treten. Die eine natürliche Religion (auch eine bloße Konstruktion) sollte die von eigennützigen Priestern ersonnenen Lehrsätze und Gebote der in viele Parteien zerrissenen Kirche ersetzen. Über die Konvenienz wurde die Empfindung gestellt, die Leidenschaft, das Herz. Und neben das Herz traten auch sofort die Sinne, ihr Recht zu fordern. Sind denn Herz und Sinne in der Liebe überhaupt zu scheiden? Die neu erwachende Menschlichkeit, die Humanität bekam ein überwiegend sinnliches Gepräge.

Es war nicht bloß die Verquickung der Kirche mit der verdorbenen Kultur, was sie in Gegensatz zu dieser Natur-

schwärmerei brachte. Gegen die Entartungen der Kultur mußten ja auch die ernsteren Christen energisch protestieren. Nur mußten sie immer zugleich einschärfen: „schicket euch in die Zeit“ — in die Obrigkeit vor allem, die an Gottes Statt ist. Aber die Kirche lehrte ja über den Urstand, daß der Mensch aus seinem unschuldigen Glück durch einen Fall herausgetreten sei, der die Natur verderbt habe. Darum schien ihr die Rückkehr zur Natur ein vergebliches Beginnen; gesunden konnte der verdorbene Mensch nur durch die Heilmittel der Gnade. Darin war Orthodoxie, Pietismus, Brüdergemeinde und Mystik einig; und der Graben, der durch die Anerkennung der angebornen Verderbnis menschlicher Natur gezogen wurde, war so tief, daß er christliche und natürliche Empfindungsseligkeit immer schied, obgleich er nicht so breit war, daß nicht einzelne sich über ihn hätten die Hand reichen können. Doch zeigt es sich gerade in Goethes Leben, daß keine freundschaftliche Begeisterung ihn ausfüllen oder eine haltbare Brücke darüber schlagen konnte.

Über alle diese Gegensätze hatte sich zum voraus der Geist Spinozas erhoben; darum konnte dessen Lehre auch nicht direkt in die Kämpfe der Zeit eingreifen. Mit der Orthodoxie teilte er die Überzeugung, daß wir (mit allem) in Gott leben, weben und sind; — oder vielmehr: er machte mit diesem biblischen Wort ernst. Denn für die Orthodoxie ist Gott in der gegenwärtigen Weltzeit doch nur der Herr, der alles verlangen *kann*; darauf, daß er die Welt einst aus Nichts geschaffen, beruht dieser sein Anspruch; und einst wird er durch ein Gericht über die, die ihn nicht anerkannt, sich auch als den wirklichen Herrn erweisen, der er jetzt eigentlich nicht ist. Für Spinoza dagegen ist Gott die Macht, die *jetzt* in allem lebt und ist, aus der überhaupt nichts heraustreten kann. Darum ist ihm Gott und Natur dasselbe. Aber von den Naturschwärmern trennt ihn, daß er einen Gegensatz von Natur und Kultur nicht kennt. Auch die Kultur ist ihm natürlich ein notwendiges Naturprodukt,

eine notwendige Erscheinungsform göttlichen Lebens. Daß er aber weder mit der Kirche den Abfall der Menschen von Gott zu beklagen und mit dem Gericht zu drohen braucht, noch mit den Naturalisten die Kultur verdammen muß, hat seinen tieferen Grund in seiner Auffassung des Zwecks. Er kann in dem Zweck (den jedem das natürliche Begehren aufnötigt, oder den man sich von einem Gott vorgeschrieben glaubt) nur eine den Menschen bewegende Kraft sehen, nicht eine Erkenntnis dessen, was *statt* des wirklich Seienden sein *sollte*. Gott also haben wir nach ihm in dem zu erkennen, was *ist*, nicht in irgend etwas, das sein *sollte*. Daß man aber ohne Einmischung seiner Zwecke (d. h. seiner Wünsche) in dem Seienden Gott sehe, setzt voraus, daß die Macht der Affekte in dem Menschen gebrochen ist; und die Frucht dieses Schauens ist eine selbstlose Freude an allem, was ist. Dadurch nähert sich Spinoza der Mystik, von der ihn doch wieder trennt, daß er bei dem bloßen Schauen Gottes (d. h. bei der Erkenntnis der Notwendigkeit alles Geschehens) stehen bleibt und den verzückten Genuß einer substanzialen Verbindung mit Gott nicht kennt. Da ihm die herrschsüchtige Anmaßung fremd ist, eine verunglückte Welt erst einrichten zu müssen, war er der Parteisucht des 18. Jahrhunderts so unverständlich wie der heutigen; er erregte auch den Vernunftgläubigen ein wahres Grauen. In Goethes Entwicklung hat er bedeutsam eingegriffen. —

Man sieht leicht, daß wir uns von jener Zeit noch nicht so weit entfernt haben, wie unsere Eigenliebe gerne glauben möchte. Die leitenden Ideen der Gegenwart lassen sich größtenteils ohne Mühe in die Sprache des 18. Jahrhunderts zurückübersetzen. Doch ist in zwei Punkten unserer Zeit ein bedeutsamer Fortschritt nicht abzusprechen; und wir wollen sie bezeichnen, um das Bild der geistigen Verhältnisse, unter denen Goethe heranwuchs, noch genauer zu bestimmen.

Wir sind gewohnt (oder vielmehr: wir arbeiten daran), das Leben als Entwicklung zu verstehen. Der Einzelne

entwickelt sich, meinen wir, sichtlich vor unsern Augen; die politischen, sozialen, religiösen Verhältnisse betrachten wir als Produkt einer Entwicklung, deren stetigen, gesetzmäßigen Gang die geschichtliche Forschung immer umfassender und deutlicher nachweist; ja, die menschliche Existenz selbst wird von der Naturwissenschaft als oberste Stufe in der allgemeinen Entwicklung des Lebens gedeutet. Natürlich hat man vor 150 Jahren auch schon gesehen, daß das Leben in beständiger Bewegung ist; und man hat die einzelnen Momente der Bewegung nicht ohne inneren Zusammenhang gedacht. Aber der Gedanke, daß gewisse Formen des individuellen und sozialen Lebens kraft göttlicher Anordnung oder um des menschlichen Glücks willen eben sein *sollten*, war noch so mächtig, daß die Abweichung sich als mehr oder weniger freie, ja boshafte menschliche Verfehlung darstellte. So war der stetige Fluß der Entwicklung im Geistesleben für jene Zeit noch nicht zu erkennen; weder der Autoritätsgläubige konnte den Freigeist, noch der Freigeist den Autoritätsgläubigen als Moment in ihr verstehen. Aber auch die Erklärung des Naturlebens, dem man ja unbefangener gegenüberstand, war durch die Religion noch stärker gebunden als jetzt; und wo man sich darüber hinwegsetzen konnte, fehlten die positiven Kenntnisse, die den Zusammenhang der Gestaltungen augenscheinlich machen.

Ferner existierte für jene Zeit der Gegensatz einer optimistischen und pessimistischen Lebensbeurteilung in der heutigen Form noch nicht. Die Menschen haben ja immer zu leiden gehabt, und einzelne auch immer so schwer gelitten, daß ihnen der ganze Wert des Lebens in Frage gestellt wurde. Aber das Leben als solches zu verurteilen, ist für den gläubigen Christen eine Gotteslästerung; auch schwere Einzelleiden erklären sich ihm genügend als gerechte Strafe und väterliche Züchtigung; für ganz rätselhafte Schickungen bleibt die Vertröstung auf die Ewigkeit. Auch ist ja dem Christen gestattet, seine Klagen in das väterliche Herz Gottes

zu ergießen. Denn das Christentum anerkennt bereitwillig, daß man furchtbar schwer am Leben tragen kann; und eben damit unterbindet es eine freie Abrechnung mit dem Leben. Eine solche kam damals auch den freieren Denkern noch nicht in den Sinn, die sich mit dem Problem der Theodicee abmühten. Schon ihre Fragestellung zeigt, wie weit sie von der jetzigen Stimmung und Stellung gegen das Leben entfernt waren. Wen es vorwiegend bekümmert, wie das Dasein des Übels sich mit der Macht, Weisheit und Liebe *Gottes* vereinigen lasse, der ist noch weit entfernt davon, sein Leben *von sich aus* für sich frei abzuschätzen. Vermochte man nun irgendwie nachzuweisen, daß die Schöpfung dieser mit unleugbaren Übeln behafteten Welt doch einem guten Gotte zuzutrauen sei, so verriet man dadurch, daß man den Druck des Lebens noch erträglich fand. Wer aber leidenschaftlicher klagte, richtete sich nur gegen die der Zeit eignende Einschränkung und Verderbnis des Lebens, das von Natur doch so schön sein könnte. Daß das Leben als solches auf das Leiden eingerichtet sein möchte, kam kaum jemand in den Sinn. Darin zeigt sich vor allem der noch kindlichere Charakter jener Periode. Die unmittelbare, natürliche Lebendigkeit war noch so stark, daß man sich auch mit schweren und dauernden Hemmungen der Lebenslust als mit bloßen Zufälligkeiten immer wieder abfand.

2.

Wie, mit welchem Grade des Interesses, in welchem Umfang hat nun die fernere und nähere Umgebung dem Knaben die geistigen Bewegungen der Zeit zugeleitet? Bei der Beantwortung dieser Fragen können und müssen wir uns schon an die Erinnerungen aus den Knabenjahren halten, die uns Goethe im ersten Teil von „Dichtung und Wahrheit" mitteilt.

Frankfurt a. M., die Vaterstadt Goethes, hatte in dem heiligen römischen Reich deutscher Nation die bevorzugte

Stellung einer freien Reichsstadt. Wir dürfen daraus nicht auf besondere Unbefangenheit des politischen Urteils, auch nicht auf eine regere Teilnahme seiner Bürger an öffentlichen Angelegenheiten schließen. Die Abstufung der Stände war so starr wie in einem souverän regierten Staat. Doch konnten die freien Frankfurter nicht verstehen, wie man in den Dienst eines Fürsten treten möge, und man konnte ihre eigensinnigen Köpfe nach dem Urteil Friedrich Karl v. Mosers nirgends hin brauchen. Neigung zur Unterwürfigkeit wurde also wenigstens in den Frankfurter Patrizierfamilien nicht gepflegt.

Die Bevölkerung war in der Mehrzahl lutherischer Konfession, doch waren ihr auch Reformierte, Katholiken und Juden beigemischt. Die Reformierten waren keiner öffentlichen Stelle, auch nicht der Advokatur fähig; unter der Hand konnte diese von einem Reformierten doch „ganz gelassen" ausgeübt werden. Die Juden bewohnten ihre besondere Gasse, mußten Abzeichen tragen, durften sich (namentlich an Festen) in den vornehmsten Straßen nicht sehen lassen. Alte Märchen von ihrer Grausamkeit gegen Christenkinder wurden noch erzählt, wohl auch geglaubt. Das einstige Urteil über sie bezeugte ein großes Spott- und Schandgemälde, an hervorragender Stelle auf öffentliche Kosten angebracht. Es kam auch noch vor, daß Juden auf der Straße von Kindern, ja von Erwachsenen beschimpft wurden Im allgemeinen scheint das Verhältnis der christlichen und jüdischen Bewohner doch kein unfreundliches gewesen zu sein.

Von den Anregungen, die Spener in Frankfurt gegeben hatte, war der Pietismus ausgegangen. Die Geistlichkeit stellte sich gegen Pietisten und Herrnhuter nicht immer freundlich; aber die Sinnesweise der abgesonderten Frommen zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbstständigkeit. Die Gegensätze wurden häufig besprochen; doch ohne besondere Leidenschaft, ohne gehässige Intoleranz.

Immerhin hatte um die Zeit von Goethes Geburt Johann Michael von Loen durch ein Buch über die einzige wahre Religion, das die Toleranz, besonders zwischen Lutheranern und Calvinisten, fördern sollte, sich heftige Anfeindungen zugezogen, die ihn veranlaßten, aus Frankfurt zu weichen und in die Dienste Friedrichs des Zweiten zu treten.

Die einzelnen Frankfurter, mit denen Goethe uns bekannt macht, sind scharf geschnittene Charakterköpfe, zum Teil geradezu Sonderlinge; aber ein besonderes Interesse für Fragen der Lebensanschauung tritt bei ihnen nicht zutage. Der Rektor Dr. Albrecht freilich, der Goethe hebräisch lehren sollte, hütete sich wohl, dem Schüler auf seine neugierigen skeptischen Fragen in Betreff des Alten Testaments eine Auskunft zu geben, die ihn hätte kompromittieren können. Er hatte also wohl freiere Anschauungen über die Bibel, hatte aber auch guten Grund, damit zurückzuhalten. Goethe selbst war noch bei der Verbrennung eines Buchs gegenwärtig, eines französischen komischen Romans, „der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten schonte." Weniger vorsichtig war Hofrat Hüsgen, ein Zugewanderter, der reformierte Advokat, auf den wir oben angespielt. Er verriet, daß er „mit Gott und Welt in Opposition" stand. In die Kirche ging er nie, und er sagte dem jungen Freunde sogar ins Ohr: „Auch in Gott entdecke ich Fehler."

Alles dieses läßt uns erkennen, daß Frankfurt damals nicht der Schauplatz erregter Kämpfe um Religion und Moral war. Von der Lässigkeit der Frankfurter in Fragen der Weltanschauung machte auch des Knaben nähere und nächste Umgebung keine Ausnahme. Wir fassen außer Vater und Mutter noch den Vater der Mutter, den Stadtschultheißen Textor, näher ins Auge, weil er auf den Knaben einen bedeutsamen Eindruck machte.

Goethe sagt über die Lebensweise des Großvaters: „überhaupt erinnere ich mich keines Zustandes, der so wie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer

ewigen Dauer gegeben hätte." Die Tätigkeit des ehrenfesten, politisch und religiös konservativen, doch nicht engherzigen Mannes war durchaus auf Sicherheit und Behaglichkeit des Wirklichen abgestimmt. Auch daß er die Gabe vorbedeutender Träume hatte (was die Ehrfurcht seiner Familie für ihn aufs höchste steigerte), diente der Bestimmtheit seines auf das Wirkliche gerichteten Handelns. Diese Träume waren „völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem und Wundersamem." Seltsame Erlebnisse waren es doch, die auf einen geheimnisvollen Zusammenhang der Dinge hindeuteten. Auch die Frau und eine Tochter des Stadtschultheißen sahen in einzelnen Fällen das Zukünftige und Ferne. Goethes Mutter selbst erlebte („ihrer gesunden Natur wegen") nichts derartiges. Aber sie verschmähte Vorbedeutungen und ähnliches nicht. „Sie meinte, das Herz und mithin endlich das ganze Schicksal des Menschen entwickle sich oft an Begebenheiten, die äußerlich so klein erscheinen, daß man ihrer gar nicht erwähnt, und innerlich so gelenk und heimlich arbeiten, daß man es kaum empfindet. Noch täglich, sagte sie, erfahre ich solche Begebenheiten, die den Menschen dumm vorkommen würden; aber es ist meine Welt; es ist meine Pracht, meine Herrlichkeit."

Trotz diesem Zug zum Mysteriösen war Goethes Mutter „lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestimmt." Und sie wollte von der Wirklichkeit auch ihren guten Anteil haben. „Sie sagte wohl, daß sie sich in ihrem ganzen Leben nicht mit der ordinären Tagesweise habe begnügen können, daß ihre starke Natur auch wichtige und tüchtige Begebenheiten habe verdauen wollen, und daß ihr dies auch in vollem Maße begegnet." Heftige und gewaltsame Eindrücke schmerzlicher Art suchte sie sich doch möglichst fern zu halten. Bei ihrer Verheiratung fast noch Kind (siebzehnjährig) wuchs sie mit und in ihren beiden ältesten (die von ihren Kindern allein am Leben blieben) zum Bewußtsein heran, wie diese „nach gegenwärtigem Genuß verlangend." Eine Neigung,

sich über das Leben viele und tiefe Gedanken zu machen, dürfen wir also in dieser früheren Zeit in ihr gewiß nicht voraussetzen. Später ward das etwas anders. Während der Sohn in Leipzig war, „brachte sie sehr langweilige Tage zu." „Das Gemüt der guten, innerlich niemals unbeschäftigten Frau wollte auch einiges Interesse finden, und das nächste begegnete ihr in der Religion, das sie um so lieber ergriff, als ihre vorzüglichsten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren." Goethe tat mit dieser nüchternen Erklärung ihrer gesteigerten Religiosität der Mutter gewiß nicht Unrecht. Die pietistische Stimmung in ihren Briefen an Lavater aus den siebziger Jahren verliert sich später wieder. Frau Aja hat ein starkes Gottvertrauen, das die Quelle (vielleicht mehr der Reflex) einer unzerstörbaren Lebensfreudigkeit ist; aber sie verrät nicht, daß die Sorge um ihr Seelenheil sie umgetrieben hätte. Auch ihre Frömmigkeit bezieht sich durchaus auf „das Wirkliche". „Da uns Gott so begnadigt hat, so freuen wir uns auch dieses Erdenlebens (nach unsrer Form und wie wir's eben haben können)." Denn das Leben ist „gar eine hübsche Sache". „Ich bin ruhig und in völligem Zutrauen zu Gott, daß alles gut gehen wird; aber die Zeit und wann, ja, das weiß ich nicht." Ihr Gottvertrauen kann sich einem richtigen Fatalismus nähern: „Lassen wir das Ding gehen, wie es kann, ängstigen uns nicht vor der Zeit, bringen unsre Tage so vergnügt zu, als wir können; denn wir können dem Rad des Schicksals doch (ohne zerschmettert zu werden) nicht in die Speichen fallen." Mit ihrem starken Sinn für das Wirkliche findet sie sich später auch in des Sohnes freies Zusammenleben mit Fräulein Vulpius merkwürdig leicht: er hat seine behagliche Häuslichkeit, und sie hat die Freude am Enkel — das genügt ihr offenbar. Andere zu „bemoralisieren" war sie nie geneigt.

Bei aller Verschiedenheit von der Mutter war auch der 21 Jahre ältere Vater durchaus auf das Wirkliche gestimmt.

Ihm geht jede Anlage zur Beschaulichkeit ab. In selbstgewählter Zurückgezogenheit lebend, und in Verhältnissen, die nur durch außerordentliche Schicksalsschläge hätten erschüttert werden können, hat und macht er sich immer zu tun; und was ihn beschäftigt, ist: „seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten." Die von dem Sohn öfters hervorgehobene Lehrhaftigkeit beschränkte sich darauf, Frau und Kinder zur Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten anzutreiben und anzuleiten. Daß er sie zum Nachdenken über das Leben hätte veranlassen wollen, ist nicht zu bemerken. In religiöser Hinsicht war er „altertümlicher gesinnt." Er läßt sich Samstag abend rasieren, um Sonntag früh sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können; er muntert den Sohn auf, die Predigt nachzuschreiben. Doch ist es ihm hierbei gewiß mehr um die Stilübung zu tun als um die Erbauung. „An den eigenen Spekulationen und Ansichten des Sohnes nahm er kein Arg, sondern erfreute sich seines Sohnes als eines wunderlichen Kauzes." Das mag schon früh genug geschehen sein.

Wenn der Knabe, der in solcher Umgebung aufwuchs, später überhaupt sich dem Nachdenken über das Leben zuwandte, so hatte er den großen Vorteil, daß die kindliche Unbefangenheit in der Betrachtung des Lebens durch keine heftigen Eingriffe gestört, die leichte Bestimmbarkeit des Kindes durch keine herrschsüchtige Beeinflussung des Seelenlebens mißbraucht worden war. Es lag beiden Eltern fern, ihm früh eine bestimmte Lebensanschauung einzuprägen, ihm z. B. eine fixe Religionslehre, einen Glauben, zur Gewissenssache zu machen. Auch in seiner weiteren Umgebung drängte ihn nichts darauf hin, im Kampfe um die Lebensanschauung eine bestimmte Partei zu ergreifen und sich das treue Festhalten an den angenommenen Grundsätzen zur Pflicht zu machen. Und so blieb es Goethe erspart, sich erst durch einen schweren Gewissenskampf, durch eine religiöse Katastrophe, zu einer freien Auffassung des Lebens hindurchringen zu müssen.

3.

Es ist hinlänglich bekannt, daß Johann Wolfgang, der diesem Paare um die Mittagsstunde des 28. Aug. 1749 geboren wurde, von der Mutter die Frohnatur und die Lust zu fabulieren erbte, vom Vater die Statur und des Lebens ernstes Führen. Weniger beachtet wird anderes Angeborene an Goethe, das ihn befähigte und antrieb, das Leben nicht bloß zu genießen und zu gestalten, sondern auch zu durchdenken. Er selbst weist uns darauf mit solcher Deutlichkeit hin, daß es auffallen muß, wie wenig diese Anlagen zumeist für das Verständnis Goethes gewertet werden.

Die allgemein kindliche Neugier war in Goethe zu der „Lust" gesteigert, „bloß menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weiteren Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen." Er war also mit dem „interesselosen Interesse" für das Seiende ausgestattet, das die Voraussetzung jeder freien intellektuellen Entwicklung ist. Dementsprechend war „das Auge vor allen andern das Organ, womit er die Welt faßte."

Aber es war Goethe auch „angeboren", sich „in die Zustände andrer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran teil zu nehmen." Er hatte also neben dem „interesselosen Interesse" das „gefühllose Gefühl," das dem unentbehrlich ist, der den Menschen verstehen will. Mit deutlicheren Worten: das Gefühl, in dem wir zunächst eben uns fühlen, konnte sich von seinem Ich so weit loslösen, daß es gewissermaßen zum bloßen Organ wurde, fremdes Gefühl wahrzunehmen; und dann konnte er sich in der Seele anderer freuen.

Der „Hang zum Nachdenken," den Goethe sich weiterhin zuschreibt, ist unschwer als Produkt dieser beiden Anlagen zu begreifen. Wenn Goethe („den seine Natur immerfort von einem Extreme ins andre warf") die mensch-

lichen Zustände bald bloß als Bilder sah, bald als Erlebnisse empfindender Menschen fühlte, so wurde er genötigt, sich zurechtzulegen, was das Leben als Erlebnis zu bedeuten habe, das Objektive als Zustand eines Subjekts. Das ist aber die Quelle alles gesunden und fruchtbaren Nachdenkens über das Leben.

Der Umfang aber des Lebens, das er in sich aufnahm, und die Art, wie er es verarbeitete, war durch eine weitere merkwürdige und wertvolle Anlage bestimmt. Schon früh zeigte sich in dem Knaben eine gewisse Neigung zum Altertümlichen; er dachte sich gerne in die nähere und fernere Vergangenheit, mit besonderer Vorliebe in die Anfänge der Menschheitsgeschichte zurück. Daraus entwickelte sich ein Gefühl, das sich mächtig und wundersam äußerte: „die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins; — eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte." Goethe, der an der Entfaltung des Lebens in der Zeit ein nie sich erschöpfendes Interesse hatte, war durch seine Natur auch darauf hingewiesen, die Welt sub specie aeternitatis zu betrachten. Machte ihn jenes zum Dichter, so bestimmte ihn dieses zum Weisen.

In diese verschiedenen Bedürfnisse und Kräfte zerlegt sich das „Ernste und Ahnungsvolle," das die Natur nach Goethes Wort in ihn legte. Ihm konnte darum kein heiterer Genuß, keine bloß beschäftigende Geschäftigkeit genügen; er mußte mit einem tieferen Gefühl, als es die Mutter, einem höheren Ernst, als ihn der Vater besaß, der Ahnung nachgehen, die ihn zu dem Geheimnis zog, das ihn beunruhigte, bis er lernte bewußt und vertrauensvoll im Geheimnis zu schwimmen.

4.

Die Wirklichkeit nun, die dem heranwachsenden Knaben allmählich sich aufschließt, ist nicht bloß geeignet, seine Phantasie mit lebhaften Bildern zu erfüllen, sondern gibt auch seinem Hang zum Nachdenken Anregung und Nahrung.

Er wächst in einem Hause auf, das dem Kinde die Möglichkeit gewährt, sich behaglich auszubreiten, das seine Neugier reizt, das durch Lage und Einrichtung das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit weckt; in einer altertümlichen Stadt mit buntem gegenwärtigem Leben, in das eine abgestorbene Zeit noch mannigfach hereinragt. Er hat vom Vaterhause aus eine sehr angenehme Aussicht in freundliche Gärten; eigener Grundbesitz des Vaters führt ihn vor das Tor der Stadt und gibt ihm Gelegenheit, sich mit der Natur zu beschäftigen. Eine Schwester steht ihm in Alter und Gemütsart so nahe, daß sich die schönste Vertraulichkeit entwickeln kann; dazu treten andere Gespielen, mit denen romantische Freundschaft gepflegt, auch heftig gezankt wird; selbst die abstoßende Berührung mit dem Gemeinen wird ihm nicht versagt. Ein Vater, der sich ganz seinen Kindern widmen kann, reicht ihm einen überreichen Stoff zur Ausbildung des Geistes dar, regt ihn früh zu eigener Produktivität an und hilft durch seine Ausdauer der Unstetigkeit des Kindes nach. Eine heitere Mutter vermittelt fürsorglich und klug zwischen dem pedantischen Bildungseifer des Vaters und des Sohnes Verlangen nach Freiheit der Bewegung. Es bietet sich die Gelegenheit, und es entwickelt sich die Neigung zum Verkehr mit älteren Personen, die gesehen, erlebt, gedacht haben, und die den Knaben ihres Vertrauens wert finden. Dem Enkel des Stadtschultheißen eröffnet sich der Blick in die städtische Verwaltung; der Vater benutzt ihn für den Verkehr mit Handwerkern; er kann Künstler bei ihrem Schaffen beobachten, ja daran teilnehmen.

Dazu kommen außerordentliche Ereignisse und Verhält-

nisse, die den Sinn tiefer aufregen und unvertilgbare Eindrücke hinterlassen. Der sechsjährige Knabe wird durch das Erdbeben von Lissabon erschreckt. Friedrich II. bringt politische Zwistigkeiten und eine Spaltung in die Verwandtschaft, die auch die Kinder in Mitleidenschaft zieht. Länger dauernde Einquartierung macht den Knaben mit kriegerischem Treiben, französischem Wesen und Theater bekannt. Die Krönung Josephs II. läßt vor seinen Augen eine ganze reiche Vergangenheit wieder aufleben; und der Vater drängt ihn, das gründlich auszunützen.

Auch auf das Verfängliche wird sein Sinn schon hingelenkt. Es wird ihm die Legitimität der Abstammung des eigenen Vaters zweifelhaft gemacht; in der Familie eines kleinen Franzosen, mit dem er Freundschaft geschlossen, vermutet er bedenkliche Verhältnisse.

Doch ist nicht zu übersehen, daß dieser überreichen Jugend auch wichtige Bildungselemente abgehen. Goethe wird nicht wie andere Kinder durch den Besuch einer öffentlichen Schule in das Rechtsverhältnis der Unterordnung und Gleichordnung eingeführt. Auch wird dem Knaben, trotz aller Erziehungsleidenschaft des Vaters, eine richtige Zucht des Willens, wie es scheint, nicht zu teil. Der Vater benützt und leitet das Interesse des Kindes; ohne Neigung willig zu vollbringen, was man muß, weil man muß, darin wird der Sohn nicht eingeübt. Bei der Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit seines Interesses macht sich die Notwendigkeit solcher Zucht auch nicht geltend. „Leider" (sagt Goethe später) wurden ihm auch die guten Sitten, die Anständigkeit des Betragens nicht um ihrer selbst, sondern um der Leute willen anempfohlen. Durch die Schule eines strengen Pflichtbegriffs ist Goethe also nicht gegangen. Ebenso blieb ihm die Schule der Not erspart. Er mag solche bei anderen gesehen haben (doch schwerlich in wirklich beängstigender Gestalt); im eigenen Leben mit Vater, Mutter und Schwester tritt mancherlei Schmerz, Unbequemlichkeit, Verlegenheit auf, aber die Not,

gegen die dem Selbsterhaltungstrieb die Kraft versagen will, bleibt ihm fremd.

Einem Kind mit dieser Jugend mochte es später sehr schwer werden, sich mit dem Leben zurecht zu finden; sollte es nicht untergehen, so mußte ihm der harte Kampf der Selbstbehauptung überhaupt erspart bleiben. Dem werdenden Dichter war die sonst gefährliche Gunst des Schicksals, die der Knabe Goethe genoß, sehr ersprießlich. Auch die Unbefangenheit und Klarheit der Auffassung von Welt und Leben konnte darunter sich bewahren und befestigen.

5.

Die übliche Anleitung sich das Leben zu deuten, wurde dem Knaben in einer Form dargeboten, die den Wert, den sie hätte haben können, sehr verringerte. Es wäre für Religionslehrer des eindringendsten Studiums wert, wie der fortwährende und fortschreitende Religionsunterricht, den Goethe wie unsre Kinder genoß, auf einen solchen Geist, ein solches Gemüt wirkte.

Nur so nebenbei macht Goethe die höchst befremdliche Bemerkung: „das allzuleichte und durch Predigten und Religionsunterricht sogar trivial gewordene Neue Testament konnte uns kein Interesse geben." Dagegen sprach ihn das Alte Testament kräftig an; natürlich mehr die geschichtlichen als die lehrhaften Teile. Aber es macht ihm bald auch „die Widersprüche der Überlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen sehr auffallend." Das kritische Interesse drängte sich ganz in den Vordergrund, als er sich mit dem Alten Testament im Urtext vertraut machen wollte. Der Lehrer durfte auf die bedenklichen Fragen des Schülers nicht eingehen, gab ihm aber doch die Hilfsmittel an die Hand, daß er sich selbst notdürftig forthelfen konnte. Dabei konnte der religiöse Gehalt des Alten Testaments nicht so zur Geltung kommen, wie er es verdiente. Immerhin kann Goethe noch

einen reichen Ertrag von seinen biblischen Studien verzeichnen. „Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften endigten zuletzt damit, daß von jenem schönen und viel gepriesenen Lande, seiner Umgebung und Nachbarschaft, sowie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtausende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorstellung in meiner Einbildungskraft hervorging." Und namentlich die Versenkung in die einfachen, durchsichtigen Verhältnisse, Vorgänge, Stimmungen des patriarchalischen Lebens war nicht ohne Wert für die Entwicklung seiner Persönlichkeit. Sie sammelte seinen Geist, seine Gefühle aus einem zerstreuten Leben, einem zerstückelten Lernen auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung. „Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft mich bald da- bald dorthin führte; wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte: so flüchtete ich gern nach jenen morgenländischen Gegenden; ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft."

Von der eigentlichen Religionslehre eignete sich der Knabe früh mit Innigkeit den ersten Glaubensartikel zu. „Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehe, sie als sein Werk anerkenne und liebe, dieser schien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menschen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältnis treten könne und für denselben ebenso wie für die Bewegung der Sterne, für Tags- und Jahreszeiten, für Pflanzen und Tiere Sorge tragen werde." Ihm suchte er sich unmittelbar zu nähern, indem er aus den schönsten Stücken der väterlichen Naturaliensammlung einen Altar baute und seine andächtige Verehrung durch Verbrennung von Räucherkerzchen zum Ausdruck brachte. Den Ernst dieses Gottesdienstes beweist seine sorgfältige Verheimlichung. Aber ein tragikomischer Unglücksfall macht ihm bald ein Ende.

Sonst erschien dem Kinde in seinen schmerzlicheren Erlebnissen „die christliche Duldungslehre" von praktischem Wert; aber sie floß ihm mit einem Stoizismus zusammen, der ein recht heidnisches Gepräge hatte. — Von einem tieferen Eindruck, den „der liebe Heiland" auf ihn gemacht hätte, erfahren wir aus Goethes Erinnerungen nichts. —

Wie in den anderen Unterrichtsgegenständen wurde Goethe in der Religion zuerst privatim unterwiesen. Aber Konfirmation und Abendmahlsbesuch erforderten eine offizielle Vorbereitung. Sie wurde zur gegebenen Zeit einem guten, alten, schwachen Geistlichen anvertraut, der seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen. Aber der Eintritt in das kirchliche Leben brachte, wie so oft, dem Konfirmanden nicht erhöhte Begeisterung, sondern eine starke Abkühlung.

Er wußte den Katechismus, die Heilsordnung an den Fingern herzuzählen; von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte ihm keiner. Aber als man ihm versicherte, daß der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, verlor er alle Lust und Liebe zur Sache, ließ sich die letzten acht Tage in allerlei Zerstreuungen ein, legte die von einem älteren Freund erborgten, dem Geistlichen abgewonnenen Blätter in den Hut und las gemüt- und sinnlos alles dasjenige her, was er mit Gemüt und Überzeugung wohl zu äußern gewußt hätte. Nicht besser ging es mit Beichte und Abendmahl. Er war sich mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt, hätte aber gar gerne bei Gelegenheit der Beichte manchen religiösen Zweifel berichtigt. Also verfaßte er sich eine Beichte, die einem verständigen Manne im allgemeinen hätte offenbaren können, was im einzelnen zu sagen dem Protestanten (der ja Spezielles nicht zu beichten hat) verboten war. „Aber als ich in das alte Barfüßer-Chor hineintrat, mich den wunderlichen vergitterten Schränken näherte, in welchen die geistlichen Herren sich zu diesem Akte einzufinden pflegten, und ich mich nun gegen meinen geistlichen Großvater in dem

engen Raume eingesperrt sah, und er mich mit seiner schwachen, näselnden Stimme willkommen hieß, erlosch auf einmal alles Licht meines Geistes und Herzens; die wohl memorierte Beichtrede wollte mir nicht über die Lippen, ich schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das ich in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel, die so allgemein war, daß ein jeder sie ganz geruhig hätte aussprechen können. Ich empfing die Absolution und entfernte mich weder warm noch kalt, ging den andern Tag mit meinen Eltern zum Tische des Herrn, und betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte."

Wir dürfen uns nicht wundern, daß nach dieser Einleitung die Zugehörigkeit zur Kirche ein wirksamer Faktor in der Geistesentwicklung Goethes nicht wurde.

6.

Von größerer Bedeutung als der Unterricht in der positiven Religion waren für Goethes Werden die eigenen Eindrücke, die schon der Knabe von Welt und Leben bekam. Erhalten sind sie uns freilich nur in den Worten dessen, der eine ferne Erinnerung in seinem gegenwärtigen Sinne spiegelt. Aber den Kern des Gedankens dürfen wir doch dem Knaben zuschreiben, wo Goethe ausdrücklich hervorhebt, was ihm einst bei besonderer Gelegenheit in den Sinn gekommen sei. („Was ich damals fühlte, ist mir noch gegenwärtig, was ich sagte, wüßte ich nicht wieder zu finden.") Stellen wir also das Wichtigste zusammen.

Durch das Erdbeben von Lissabon wurde, wie schon erwähnt, das Gemüt des Knaben tief erschüttert. „Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Hauptartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen." Ein schreckliches Hagelwetter gab bald darauf Gelegenheit, „den zornigen Gott, von dem das Alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen". Doch wurden diese Schreckniſſe wieder vergessen, und der Knabe teilte wohl bald die Stimmung der Frankfurter nach dem Aachener Frieden: „alles Bedeutende und Gefährliche schien sich nur ereignet zu haben, um glücklichen und sorgenfreien Menschen zur Unterhaltung zu dienen". Daß ein Kamerad die legitime Geburt des Vaters anzweifelt, gibt ihm Veranlassung zu der weisen Bemerkung: „das Leben sei so hübsch, daß man völlig für gleichgültig erachten könne, wem man es zu verdanken habe." Der Verkehr mit dem Menschenverächter und Hypochonder Hüsgen bringt ihm den eigenen Optimismus zum Bewußtsein. „Durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böse manches Gegengewicht gebe, daß man sich von den Übeln wohl wieder herstelle, und daß man sich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menschen taten und trieben, sah ich läßlich an und fand manches Lobenswürdige, womit mein alter Herr nicht zufrieden sein wollte." Es ist nicht bloß der Ertrag seiner jungen Erfahrung, sondern auch der Sinn der Mutter, den er in diesen Worten beschreibt; und so ward ihm der Pessimismus Hüsgens nicht gefährlich.

Origineller als diese Gesamtauffassung des Lebens, und somit wichtiger, sind wohl einige einzelne Bemerkungen, die sich der Knabe machte. Die Grammatik mißfällt ihm, weil er in ihren Bestimmungen nur willkürliche Gesetze erkennen kann. Daß jeder seiner Kameraden wie er selbst die eigenen Verse immer für die besten hält; ja, daß gar einer die Verse, die ihm der Hofmeister gemacht, für eigene halten kann, enthüllt ihm die Voreingenommenheit des Menschen für sich selbst und macht ihm das Urteil über die eigenen Leistungen unsicher. Der Zank über Friedrich II. läßt ihn an der Unparteilichkeit des Publikums zweifeln. Durch die kriegerischen

Zustände und durch Vorfälle des bürgerlichen Lebens selbst ward es ihm nur allzu deutlich, daß es sehr viele Fälle gibt, in welchen die Gesetze schweigen und dem einzelnen nicht zu Hülfe kommen, der dann sehen mag, wie er sich aus der Sache zieht. In einigen vor Zeiten (1616) hingerichteten Staatsverbrechern erkennt er, nachdem er einen Einblick in die damaligen verwirrten Verhältnisse Frankfurts bekommen, „Opfer, die einer künftigen bessern Verfassung gebracht worden". Der Verkehr mit Handwerkern bestärkt in ihm „das Gefühl der Gleichheit wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände"; „das nackte Dasein erschien mir als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgültig und zufällig". Über der Beschäftigung mit der Geschichte der Kaiserkrönungen beschleicht ihn ein geheimes Mißfallen, wenn er bemerken mußte, „daß hier mehrere Gewalten einander gegenüberstanden, die sich das Gleichgewicht hielten und nur insofern einig waren, als sie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beschränken gedachten; daß jedermann sich nur insofern seines Einflusses freute, als er seine Privilegien zu erhalten und erweitern und seine Unabhängigkeit mehr zu sichern hoffte".

Besonders tief mögen solche Eindrücke nicht gegangen sein. Aber sie beweisen uns nicht bloß Goethes angeborenen Hang zum Nachdenken, sondern deuten auch schon die Richtung an, die seine Auffassung des Lebens einschlagen wird.

Zweites Buch.

1764—75.

Erstes Kapitel.

Erlebnisse.

1.

Durch einen „Unfall" verlor der Knabe mit nicht ganz 15 Jahren die „bewußtlose Glückseligkeit, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken." Der hypochondrische Dünkel aber, daß die Blicke der Leute auf sein Wesen gerichtet seien, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln, nötigte ihn, sich zu beobachten und an sich zu arbeiten. Damit hört er auf Kind zu sein; damit beginnt die Geschichte seiner Persönlichkeit.

Jener Unfall war seine erste Liebe. Von einem Freund in eine unbedeutende, doch harmlose Gesellschaft junger Leute eingeführt, die seine Geschicklichkeit, Verse zu machen, zu mutwilligen Scherzen und als Quelle eines kleinen Verdienstes ausnützt, wird er durch Gretchen festgehalten, die ein paar Jahre älter ist als er, und sich vor ihren Genossen durch Feinheit und Ernst auszeichnet. Er liebt und glaubt sich geliebt. Da trifft ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht, daß das Treiben seiner Gesellen zu einer gerichtlichen Untersuchung Veranlassung gegeben, daß infolgedessen Gretchen sich aus der Stadt entfernt habe. Die Aufregung hierüber, die ihn in eine Krankheit wirft, wird wieder auf die empfindlichste Weise durch die Kunde abgekühlt, daß

Gretchen in Betreff seiner erklärt habe, sie habe ihn als Kind betrachtet und eine wahrhaft schwesterliche Neigung zu ihm gehabt, ihn auch von der Teilnahme an mutwilligen Streichen zurückgehalten.*)

Nach dieser Abkühlung handelt es sich zuerst darum, daß er die körperliche und seelische Erschöpfung überwindet. Er setzt mit einem Hofmeister seine bunten, verworrenen Studien fort und gerät in die Philosophie hinein. Sie gewährt ihm mehr Beschäftigung als Befriedigung. Die wichtigsten Fragen bleiben ihm unbeantwortet; was die Philosophie an materialer Wahrheit darbietet, scheint ihm schöner und genießbarer in Religion und Poesie enthalten zu sein, so daß er die Notwendigkeit einer gesonderten Philosophie nicht einzusehen vermag. Der end- und regellose Wechsel der Meinungen, den die Geschichte der Philosophie vorführt, treibt ihn in eine ganz skeptische Stimmung hinein: eine Lehre kam ihm so gut vor wie die andre, sofern er (erklärt er sich's später) in keine einzudringen vermochte.

Mehr positiven Genuß hat er von dem jetzt häufigeren Umgang mit der freien Natur, den er mit demselben Mentor pflegt. „Unbestimmte, riesenhafte Gefühle," die in ihm aufsteigen, dünken ihm die schönste Gottesverehrung. Andrerseits ist sein Auge darauf angelegt, auch schon darin geübt, überall ein abgerundetes Bild zu sehen. Er sucht diese Bilder festzuhalten und genießt in seinen unbeholfenen Zeichnungen, was er sich bei ihrer Entstehung gedacht hatte, — also sich. War das weder dem Künstler noch dem Menschen direkt ersprießlich, so war es doch ein Fortschritt in der Richtung auf bewußtes, persönliches Leben.

Die Nachwehen der ersten Liebe brachten ihn der

*) In dem oben wiedergegebenen Bericht von „Dichtung und Wahrheit" müßte sehr viel Dichtung gesehen werden, wenn auf Gretchen zu beziehen wäre, was Goethe den 1. Okt. 1766 an Moors schreibt: „ich sehe mit einem verachtenden Aug auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte."

Schwester näher. Auch diese litt unter einer körperlichen und geistigen Konstitution, welche ihr harmlose Vertraulichkeit erschwerte. Ihr Äußeres war einigermaßen abstoßend, ihr Inneres wirkte gerade wegen seiner Tiefe und Tüchtigkeit auf andre mehr ablehnend als anziehend. Und liebebedürftig war doch auch sie. Das Verhältnis der Geschwister ward seltsam genug; um nicht zu viel und nicht zu wenig zu sagen, überlassen wir es am liebsten Goethe selbst, es zu beschreiben. „Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Tal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, teilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand, und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollten, nur immer gewaltiger auseinander hielt." „Wenn sich nun bei mir von Zeit zu Zeit der Schmerz über Gretchens Verlust erneuerte und ich aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und mich ungebärdig zu stellen anfing, so erregte meine Verzweiflung über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niebesessene, Mißlungene und Vorübergestrichene solcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns beide grenzenlos unglücklich hielten, und umso mehr, als in diesem seltsamen Falle die Vertrauenden sich nicht in Liebende umwandeln durften." Daß die geschwisterliche Liebe einen leichten Stich ins Erotische hatte, erwies sich später in der Eifersucht des Bruders auf den Bräutigam der Schwester. — Wir benützen diese erste Gelegenheit zu der Bemerkung, daß die umfassendere und tiefere Bewußtheit des Erotischen bei Goethe wie überall aus der „endlosen" Liebe stammt, der es versagt ist, sich voll auszuleben. Sie brachte in Goethes Leben eine oft un-

heimliche Unruhe; ihr verdanken wir aber auch das freundliche Eingehen auf die sonderbarsten und peinlichsten Verwirrungen des Liebeslebens in Werther, Stella, die Geschwister, Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften. —

Aber die Geschwister waren doch noch naiv genug, sich in einer heiteren Weise zu trösten. Es fand sich eine muntre Gesellschaft zusammen, in der man mit harmloser Koketterie Liebe spielte. Goethe nahm trotz bitterer Erfahrungen daran so lebhaften Anteil, daß er nicht bloß mit einer Passion, einem amour ardent für die schöne Charitas Meixner nach Leipzig zog, sondern auch die kleine Runkel ganz ernsthaft in sein fürsorgliches Herz geschlossen hatte, ja der Schwester von dort noch weitere compliments und baisers in Auftrag geben mußte. Für einen 22jährigen Propheten der Menschenverachtung, der sich in diesem Kreise befand, war er noch kein geeigneter Schüler: „ich hatte noch immer große Lust, gut zu sein und andre gut zu finden". Doch entwirft er an seinem 16. Geburtstag von „der besten Welt" folgendes nicht eben schmeichelhafte Bild:

Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgesetztes Geld
Sieht sie aus, die beste Welt.

So bitter ernst war diese Herzensergießung in ein Stammbuch wohl nicht gemeint.

Die zarten Bande, die ihn an Frankfurt hätten festhalten können, sind in Goethes Erinnerung gar nicht bewahrt worden neben dem ernsten, mächtigen Verlangen nach Freiheit, das nun in ihm erwachte. Er war seine Vaterstadt satt geworden (auch die Gebrechen ihrer Verfassung und Verwaltung hatten sich ihm jetzt enthüllt); vor allem aber war ihm die ebenso wohlmeinende wie unbequeme pädagogische Leidenschaft des Vaters überläftig geworden. So ging er Oktober 1765 auf die Hochschule mit der bestimmten Absicht, sofort das verhaßte, von dem Vater aufgedrängte jus mit dem lockenderen Studium der Sprachen, Altertümer, Geschichte zu vertauschen.

2.

Von Leipzig schrieb er zwar nicht der Schwester, aber Freund Riese, daß er lebe

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich, Freiheit atmend, wiegt.

Aber das neue Glück warf auch seinen Schatten. Er war dem einen Pädagogen entronnen, um einer Menge anderer in die Hände zu fallen. Hatten sie auch keine Autorität, der man sich unterwerfen mußte, so war es doch nicht vergnüglicher, Objekt für ihre Erziehungskünste zu sein.

Seine Absicht, sich schöneren Studien als dem der Rechte zu widmen, konnte er gegen das strafende Mahnen des Herrn, gegen das freundliche Zureden der Frau Hofrat Böhme nicht aufrecht erhalten. Freilich war das von keiner großen Bedeutung, da er an den Vorlesungen (an denen über schöne Wissenschaften und Philosophie wie an den juristischen) überhaupt keinen großen Geschmack fand. Er zeichnete bald lieber bei Oeser, dem Direktor der Zeichenakademie, radierte später auch bei dem Kupferstecher Stock und versäumte die Geselligkeit keineswegs. Auch das war nicht eben schwer zu ertragen, daß ihm in Leipzig bedeutet wurde, er müsse seine solide, altmodische, formlose Kleidung gegen eine vertauschen, die sich in Klein-Paris sehen lassen könne. Ein 16jähriger Student (namentlich wenn er eine Schwäche für schöne Gesellschaft hat) bezahlt solchen Fortschritt gerne mit einigen Verlegenheiten, die ihn ja zu Hause rechtfertigen müssen. Aber es wurde ihm sein heimischer Dialekt, seine bildliche Ausdrucksweise, seine Liebhaberei für

kräftige, volkstümliche Sprichworte bemäkelt; und darin gefiel sich der junge Mann doch gar nicht so übel. Endlich ließ man seinen Geschmack in Sachen der Poesie nicht gelten, ihm, der nicht bloß viel gelesen, sondern auch selbst schon (und nicht wenig) gedichtet hatte. Es schien ihm, daß man nur gegen das, was ihm wert war, protestiere, ohne ihm Besseres gewähren zu können. So kam er, wie er in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, in eine höchst unbehagliche Stimmung.

Seine Briefe lassen deutlicher erkennen, was diese Auseinandersetzungen für ihn so peinlich machte. Gegen den Dünkel Leipzigs, das in Mode und Poesie den Ton angab, stieß der Dünkel eines hochbegabten Jungen, der schon viel in sich und mit sich gelebt hatte, aber doch nur einen kleinen Ausschnitt der Welt kannte und so recht altklug geworden war. Der junge Student bepredigt und hofmeistert die Schwester in unerträglicher Weise. Die Freunde glaubt er vor akademistischen Sitten warnen zu müssen — er, der eben im Begriff ist, sich recht tief mit solchen einzulassen. Über die Leipzigerinnen spricht er sich höchst despektierlich aus: „Ah ma soeur, quelles créatures sont ce que ces filles saxonnes! Une quantité en est folle, la plus part n'en est pas trop sage, et toutes sont coquettes. Peutêtre que je fais tort à quelq'unes, mais n'importe, je trouve ma règle généralement vraie. Des exceptions? Oh! Pour les pouvoir faire, il faudroit chercher en Diogène." Ist es nicht bloße Renommage, daß er derartiges in einem Damenkranz preisgegeben, so war das nicht eben geeignet, ihn angenehm zu machen. Neben dem aber, daß er nicht spielt, weiß er folgende Ursache anzugeben, warum man ihn „in der großen Welt" nicht leiden könne: „Ich habe etwas mehr Geschmack und Kenntnis vom Schönen als unsere galanten Leute, und ich konnte nicht umhin, ihnen oft in großer Gesellschaft das Armselige von ihren Urteilen zu zeigen." (Später schreibt er der Schwester: „Draußen bei

euch residiert die Dummheit ganz feste noch.") Dürfen wir aus solchen brieflichen Äußerungen Schlüsse ziehen, wie er seine Sache im mündlichen Verkehr vertrat („il y a quelque fois des manières poétiques dans mes descriptions, qui aggrandissent les faits"), so werden wir nicht sehr zu seinen Gunsten gestimmt.

Doch besitzt der junge Student mit seinem „fahrigen" Wesen so viel Tiefe, daß aus dem, was ihn ergreift und was er angreift, wenigstens Ernst werden kann. Das gilt insbesondere von der Liebesgeschichte mit seinem „ersten Mädchen", Käthchen Schönkopf.

Sie beginnt geradezu possierlich. Am selben Tag (1. X. 66), da er dem Gymnasiasten Trapp cet amour ardent für Charitas Meixner bekennt und sich offenbart als „amant malheureux qui l'aime sans attendre jamais le fruit de son amour, qui lui souhaite la vie la plus heureuse, sans espérer de pouvoir contribuer à son bonheur quelque peu de chose" — am selben Tag rechtfertigt er sich gegen Freund Moors wegen der Liebe zu seiner S., einem Mädchen freilich „ohne Stand und Vermögen", und versichert: „jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht." Der Liebhaber der S. ist freilich gleich malheureux wie der amant der Charitas, nur daß er diesmal sein Elend ins Deutsche zurückübersetzt: „Sie ist des großen Glücks wert, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können, etwas dazu beizutragen." Doch denkt er in der Liebe zu der, die um ihn ist, ausdrücklich der Zukunft, und zwar mit besonnener, edelmütiger Resignation: „Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird als dann, wenn es uns Pflicht und Notwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen." Den 11. V. 67 schreibt er der Schwester mit freundlicher Herablassung gegen die petite Schönkopf, sie verdiene es, unter seinen connaissances vivantes nicht vergessen zu werden; ist sie doch (12. X. 67) „ein recht gutes Mädchen,

das er sehr liebt; sie hat die Hauptqualität, daß sie ein gutes Herz hat, das durch keine allzugroße Lektüre verwirrt ist, und läßt sich ziehen.*) Wer sollte sich aber zu ihrer Erziehung besser eignen, als ein junger Liebhaber, der es mit jungen Mädchen so gut meint, wie er? „C'est une si jolie créature qu'une fille, que je ne puis souffrir à en voir des gâtées; je voudrais cepourqoui les pouvoir rendre toutes bonnes." Auch hat er die für den Erzieher nötige Überlegenheit und Unabhängigkeit. „Ihr jungen Mädchen", schreibt er der Schwester, „wir sind klüger, als Ihr denkt; wir leben hier in der angenehmsten Freiheit und müßten Toren sein, wenn wir uns euch unterwürfen; denn es ist keine Sklaverei beschwerlicher, als euch zu dienen." Aber am 13. X. 67 bekennt er sich Freund Behrisch als „eifersüchtigen Liebhaber"; und daß er dem Freunde rät, eine gewisse Kälte gegen Käthchen könne auf diese und die nächsten Tage nicht schaden, gibt ihm nur noch den Schein der Überlegenheit. In den weiteren Briefen an Behrisch schwindet auch dieser immer mehr; er ist so dumm, so erzdumm, daß er gar nicht weiß, wie dumm er ist; er hat wieder so einen dummen Auftritt gehabt, in dem er nicht die glorreichste Rolle spielte, weil zu deutlich hervortrat, daß jetzt er von Gnade des Mädchens lebt. Bescheiden bemerkt er jetzt (2. XI. 67): „Ich liebe sie immer wie stets, ob sie mich? Ich glaub's einsweilen." Es wird bitterer Ernst, wenn er Behrisch zuruft (10. XI. 67): „verflucht sei die Liebe"; wenn er vor Aufregung Fieber bekommt; wenn er im Sturm der Eifersucht das Mädchen doch vor sich entschuldigen muß; wenn er es dankbar anerkennt, daß er nach ihrem Urteil „ein großer Narr, aber auch ein guter Junge" sei. Jetzt sieht er, daß Shakespeare mit Unrecht sagt: „Schwachheit, dein Name ist Weib"; „eh' würde man sie unter dem Bilde des Jüng-

*) Käthchen Schönkopf war drei Jahre älter als der jetzt 18-jährige Student.

lings kennen." Ungefähr dasselbe hat er $1^1/_2$ Jahre vorher mit Beziehung auf die belle Charitas gesagt: „Je suis faible, il est vrai; est on fort quand on aime?" Aber jetzt ist die Phrase zur Wahrheit geworden. Und wie nun Pflicht und Notwendigkeit wirklich gebieten sich zu trennen, bekennt er aufrichtig: „ich habe den Sieg über mich erhalten, sie nicht zu sehen"; denn „es war ein schrecklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung."*) Den Mund nimmt er freilich gleich wieder ziemlich voll: „nun erst kenn ich das Leben"; und das Moralisieren geht wieder lebhafter seinen Gang. Auch das Glück, das er jetzt „in dem angenehmsten, freundschaftlichen Verkehr" mit Käthchen findet, ohne Vertraulichkeit, ohne ein Wort von Liebe, ist zu programmmäßig, als daß es recht ernst genommen werden könnte. Es weicht in der Tat nach Käthchens Verlobung einer ehrlichen bitteren Empfindung, daß er nun auch unter die vielen Liebhaber gekommen ist, die sie „mit Freundschaft eingesalzen hat." Der ganze Handel war eine scharfe Lektion geworden, die dem Herrn Studiosus recht gut bekam; daß er sie sich aber gut bekommen ließ, ja daß sie so scharf wurde, beweist seinen Gehalt, seine Tüchtigkeit. —

Einen ähnlichen Gang gehen seine Bemühungen um Poesie und Kunst: von einer fahrigen Oberflächlichkeit und Wichtigtuerei zum Ernst. Die leidenschaftliche und schmerzliche Erregung dieser Entwicklung tritt natürlich weniger hervor. Erst spickt er seine Briefe noch freigebig mit deutschen und französischen Versen, die ihm leicht fließen, weil er keine großen Ansprüche an sich macht. Im Frühjahr 1766 gesteht er doch (nicht ohne Aufwand schwülstige Bilder), daß

*) Was für eine Erklärung? Man vermutet eine Erklärung Goethes, daß er in absehbarer Zeit an eine Heirat nicht denken könne. Aber in „Dichtung und Wahrheit" sagt Goethe: „Annette hatte mich verlassen." Vielleicht hat Käthchen den Liebhaber zu einer Erklärung gedrängt und auf diese hin ihrerseits erklärt, daß dann nicht mehr von Liebe, bloß noch von Freundschaft die Rede sein könne.

er seinem dichterischen Flug nicht mehr recht traue, nachdem er den Ruhm der großen Männer gesehen und vernommen habe, wie viel dazu gehöre, sich Ruhm zu verdienen. Aber gegen den Geschmack Gellerts — „er hatte (urteilt Goethe ein paar Jahre später) von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, keinen Begriff" — bäumt sich sein Selbstgefühl wieder auf: „man lasse doch mich gehen; habe ich Genie, so werde ich Poete werden, und wenn mich kein Mensch verbessert; habe ich keins, so helfen alle Kritiken nichts." (Frühjahr 1767.) Im August 1767 berichtet er, daß von dem poetischen Gericht seiner Freunde seine sämtlichen Leipziger Gedichte in die ewige Finsternis seines Koffers verwiesen worden seien bis auf das kleine, 50 Seiten starke, Büchlein Annette. Etwas später müssen Joseph, Belsazer u. s. f. ihre Jugendsünden durch Feuer büßen. Aus der „Geschmacks- und Urteilsungewißheit" aber, worin er dieses Autodafé vollzog, halfen ihm nicht die höheren Vorbilder, die er jetzt kennen lernte: Wieland, Lessing, Shakespeare. Denn die beiden letzteren erlaubten keine direkte Nachahmung; Wieland aber (damals sein Lieblingsdichter) konnte ihn gerade das nicht lehren, was er am notwendigsten brauchte: Ernst. Daß Goethe vielmehr selbst in einen immer peinlicheren Liebeshandel hineingezogen wurde, ließ ihm die Angelegenheiten des Herzens als die wichtigsten erscheinen und nötigte ihn, unermüdlich über Flüchtigkeit der Neigungen Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit u. drgl. nachzudenken. Und daß er nicht anders mit sich selbst fertig werden konnte, trieb ihn in die Art des Dichtens hinein, von der er sein ganzes Leben nicht abweichen konnte: „dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen." Mit dieser Methode des Dichtens mußte er zu größerer Natürlichkeit, Innigkeit

und Kraft fortschreiten, Hand in Hand mit der Vertiefung und Kräftigung der Persönlichkeit; Förderung von außen konnte diese Entwicklung nur beschleunigen, brauchte sie nicht erst hervorzurufen. — Unter seinen Leipziger Dichtungen ist die lesbarste das Schäferspiel „die Laune des Verliebten", das am meisten des Selbsterlebten hat.

Daß er bei Oeser zeichnete, kam mehr der allgemeinen Entwicklung seines Geistes zu gute als der Ausbildung seines künstlerischen Talents. Nach dem Abschied von Leipzig dankt er Oeser, daß er ihm den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt, indem er sein Herz gegen den Reiz fühlbarer gemacht, — gegen den Reiz nämlich der Einfalt und Stille. Oeser habe ihm ferner den fast unbegreiflichen Satz leuchtend wahr gemacht, „daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt als der Hörsaal des Weltweisen und Kritikers"; er habe ihn gelehrt, „demütig ohne Niedergeschlagenheit, stolz ohne Präsumption zu sein." — Der Gewinn ist freilich zu reich, als daß wir ihn ganz echt glauben dürften; und die überschwänglichen Dankesergüsse des Schülers verraten selbst ein Gefühl davon. Die weitere Entwicklung Goethes zeigt aber doch, daß seine „Tiraden" nicht ganz leer sind. —

Auch zur direkten Beschäftigung mit Fragen der Weltanschauung wurde Goethe in Leipzig angeregt. Der allgemein verehrte, ihm nicht eben angenehme Gellert wies den jungen Studenten auf Kirche und Abendmahl hin. Das hielt diesen freilich nicht ab, sich von der kirchlichen Verbindung ganz loszuwinden. Das Abendmahl hatte ihn immer eher geängstet als erquickt; in heiteren Stunden schämte er sich der abergläubischen Furcht vor den schrecklichen Folgen unwürdigen Genusses; in die akademische Freiheit eingetreten, ließ er diese seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar bald völlig hinter sich zurück. Dem Mahner aber, der ihn zu seiner kirchlichen Pflicht zurückrufen wollte,

ging er fortan nur aus dem Wege. Gellerts eigene Moral, die er seinem philosophischen Auditorium in einem hohlen und traurigen Tone vortrug, machte wohl einen augenblicklichen Eindruck, forderte aber auch den Spott heraus. Sie schien weichlich, schien zur Affektation, wenn nicht Heuchelei anzuleiten. Da von der guten Gesellschaft auch Gellerts Charakter nicht unangefochten blieb, mußte dessen ganzes Auftreten ihm den Moralismus der Zeit eher verdächtigen als empfehlen. — Unter die Spötter, die Gellerts Einfluß entgegenwirkten, mochte wohl auch ein wunderlicher älterer Freund gehören, der Hofmeister Behrisch, dem Goethe in den natürlichsten Briefen, die er damals schrieb, offenherzig beichtete, was er Gellert nicht hätte anvertrauen mögen. Behrisch, der durch seine äußere Erscheinung selbst den Spott herausforderte, hatte ein sehr freies Urteil, nicht bloß in poetischen Dingen, sondern auch in Fragen des Lebens. Er verminderte durch seinen Spott gar sehr die Achtung, die Goethe für seine Mitbürger hegte; er brachte den unreifen Jüngling in Gesellschaft, der er besser ferne geblieben wäre. Seinen „gelehrigsten und fleißigsten Schüler" nennt sich Goethe in einem Zusammenhang, der auf den Lehrer ein bedenkliches Licht wirft. (Brief vom 7. XI. 67.) — Andrerseits scheint Goethe die Frömmigkeit seines Zimmernachbars Limprecht (eines Theologen, der den Verlust des Augenlichts befürchten mußte) einen tieferen und günstigeren Eindruck gemacht zu haben als Gellerts weinerliche Ermahnungen. Durch ihn lernte Goethe ferner in einem Dresdener Schuster einen „bewußtlosen Weltweisen" kennen, der ihn erst anzog, um ihn doch bald zu ermüden. Der Mann hatte einen tüchtigen Menschenverstand, der auf einem heiteren Gemüt ruhte und sich in einer bescheidenen Tätigkeit gefiel, und einen guten Humor. Er lebte der frohen Überzeugung, daß das Leben an sich ein Gut sei, und ähnliche Gedanken hatten sich auch dem Knaben Goethe schon aufgedrängt. Aber dem Studenten, der von mancherlei

Stimmungen hin- und hergeworfen wurde, machte es doch schließlich ein Mißbehagen, daß der wackere Schuster sich immer nur glücklich preisen wollte und von andern dasselbe verlangte.

Das waren mancherlei Einflüsse aus der Nähe. Aus der Ferne ergriff ihn Rousseaus kulturfeindliche Philosophie. Dessen These: „Plus que les moeurs se raffinent, plus les hommes se depravent", erscheint ihm (12. X. 67) die verehrungswürdigste Wahrheit. Die Anwendung, die er davon auf die Erziehung der Schwester macht, erregt freilich lebhafte Zweifel, ob er ihn verstanden hat: seine Anweisungen hätten, streng befolgt, das arme Mädchen eher verschroben als natürlich gemacht. Für seine eigene Lebensweise folgerte er aus Rousseaus Theorie mancherlei „Torheiten", die seinen glücklichen Organismus „verhetzten" (kaltes Baden, Schlafen auf hartem Lager, unter leichter Decke).

Wir dürfen nicht erwarten, daß der lebhafte, „fahrige" Jüngling unter dieser Menge auf ihn einstürmender Eindrücke ein geistiges Gleichgewicht leicht hätte gewinnen und behaupten können. Er nahm ein „wirriges, störrisches Wesen" an und erschwerte sich ein gedeihliches Verhältnis zu seiner Umgebung durch ein Zuviel und Zuwenig im Tun und Unterlassen. Es fehlte ihm eben an „Erfahrung", wie Wohlwollende ihm sagten. So wurde er auf die Frage geführt, was denn die Erfahrung sei, die den reifen Charakter, ja auch den guten Dichter mache. Und damit hatte er das Grundproblem der Lebenskunst entdeckt: wie nämlich der Mensch ein passives Erleben sich zueignen müßte, um daraus Lust und Fähigkeit zu aktivem Leben zu schöpfen. Freund Behrisch ersetzte die Antwort, die er nicht geben konnte, durch einen schlechten Witz. Was aber ein erfahrener Mann über die Erfahrung zu sagen wußte, ließ es Goethe wünschenswerter erscheinen, in seiner Unerfahrenheit zu beharren. Die Erfahrung, sagte jener, überzeuge uns, daß unsere besten Gedanken, Wünsche und Vorsätze unerreichbar seien; sie ent-

wöhne uns, an Glück und Unglück lebhaften Anteil zu nehmen; sie bestehe darin, daß man erfahre, was man nicht zu erfahren wünsche. An dem Schüler, der dem Leben erst entgegenging, mußte eine Weisheit abgleiten, die den Sinn des Lebens nur im Sterben sah; und es war gut so, sonst wäre er bald nicht mehr fähig gewesen, eine Erfahrung zu machen.

3.

Im Mai 1768 schrieb Goethe an Behrisch: „Ich gehe nun täglich mehr bergunter. Drei Monate, Behrisch, und darnach ist's aus." Er fühlte, daß er seine unvernünftige, teils regellose, ja ausschweifende, teils doktrinär „natürliche" Lebensweise nicht aushalten werde. Anfang August 1768 wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Doch hielt er sie aus, konnte am 28. August 1768 Leipzig verlassen und kehrte, freilich als ein Schiffbrüchiger und Kränkling, nach Hause zurück. In anderthalb Jahren, die für ihn und die Seinigen, besonders den Vater, lang genug wurden, hatte er die Nachwehen seines ersten Ausflugs in die Welt zu überstehen, sammelte aber auch neue Kräfte, leibliche und geistige, mit denen er den Flug wieder aufnehmen, sich höher schwingen und glücklicher (ob auch nicht unbeschädigt) zurückkehren sollte.

Die Krankheit gab ihm Gelegenheit zur ruhigen Verarbeitung seiner Leipziger „Erfahrungen". Bei der Durchsicht seiner Briefe fiel ihm auf, daß er sich sogleich bei dem ersten akademischen Unterricht für sehr klug und weise gehalten und, was er eben von Gellert gehört, sofort der Schwester wieder gepredigt hatte. Seine Gedichte erschienen ihm kalt, trocken und oberflächlich, ohne Verständnis für die Zustände des menschlichen Herzens und Geistes. Er veranstaltete daher ein neues Autodafé, dem nur weniges entrann: das Büchlein „Annette" und andere Lieder, die „Laune des Verliebten" und „die Mitschuldigen." Ein wichtiges

Stück Abrechnung mit der Vergangenheit steckt auch in den Briefen an Käthchen Schönkopf. Denn jetzt zeigte es sich überzeugend, daß das Mädchen frei war und er gebunden; worauf er von Anfang doch nicht gerechnet hatte. Wie schwer ihm das fiel, habe ich schon angedeutet.

Aber die Zustände im elterlichen Hause erlaubten ihm nicht, den Blick nur auf die Vergangenheit und Ferne zu heften. Die Spannung in der Familie hatte sich während seiner Abwesenheit gesteigert. Cornelie war nun drei Jahre lang das einzige Objekt der Erziehungsleidenschaft des Vaters gewesen; und das hatte in ihr einen richtigen Haß gegen diesen erzeugt. Jetzt konnte sie sich mit erneuter und erhöhter Innigkeit wieder dem Bruder anschließen. Wichtiger war für diesen die Veränderung, die mit der Mutter vorgegangen war. Sie hatte sich mit Eifer der Religion zugewendet und pflegte diese mit einigen Freundinnen, deren bedeutendste Fräulein Susanne Katharine von Klettenberg war. Es lag für den Sohn um so näher, daran Anteil zu nehmen, als auch sein religiöses Interesse sich schon in der letzten Leipziger Zeit wieder gesteigert hatte. Mit Langer, Behrischs Nachfolger, hatte er während seiner Krankheit sich nicht bloß über alte und neue Literatur unterhalten, sondern auch religiöse Stimmungen und Gedanken ausgetauscht. Der Freund frischte seine Verehrung für die Bibel wieder auf; jetzt las Goethe auch das Neue Testament „mit Gefühl und Enthusiasmus". Doch erfahren wir nicht, warum es ihn jetzt mehr ansprach. Langers Einfluß mochte aber auch ein Hindernis sein, daß der jüngere Freund in die pietistisch-herrnhuterische Art der Frömmigkeit nicht zu tief hineingeriet. Denn „er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältnis zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will"; dieses intime persönliche Verhältnis zu Gott war aber für die frommen Freundinnen der Mutter gerade die Hauptsache. Goethes Annäherung an diese rührte letztlich davon her, daß ihm wie den Brüdern und Schwestern im

Herrn Herzensangelegenheiten die wichtigsten waren. Fräulein von Klettenbergs „liebste, ja einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtete, an sich machen kann". Goethe aber war durch die Entwicklung seines Verhältnisses zu Käthchen und durch seine fortdauernde Kränklichkeit jetzt ebenfalls darauf gestimmt, sich mit seinem sittlichen Zustande zu beschäftigen. Wie er sich wenigstens die Sprache Kanaans zueignete, ersehen wir am deutlichsten aus einigen Briefen, die er von Straßburg in den ersten Wochen schrieb. Er bekennt sich als den alten, nur daß er mit unserm Herrn Gott etwas besser steht und mit seinem lieben Sohn Jesus Christus. Er ist auch insofern etwas klüger geworden, als er erfahren hat, was das heißt: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. „Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich sollte, dafür danke ich ihm auch. Luther sagt: ich fürchte mich mehr für meine guten Werke als für meine Sünden." Er geht mit der christlichen Gemeine wieder hin, sich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern. Seinem Freunde Trapp rät er, sich in seinen Liebesangelegenheiten von Gott raten zu lassen. „Wer nicht wie Elieser, mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit, das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kamele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu helfen." „Reflexionen sind eine sehr leichte Ware, mit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen des, den wir inzwischen einen Herrn nennen, bis wir ihn unsern Herrn betiteln können, und wir sind mit unzähligen Wohltaten überschüttet." Darum bittet er auch Fräulein von Klettenberg, mit ihm für ihn zu bitten, daß in dem neuen Lebensjahre, das er antritt (1770), alles werde, wie's werden soll.

Der Ausdruck seiner Frömmigkeit ist freilich burschikoser, als es sich für einen rechten Frommen geziemt: „Ich lebe

etwas in den Tag hinein und danke Gott dafür und manchmal auch seinem Sohne, wenn ich darf, daß ich in solchen Umständen bin, die es mir aufzulegen scheinen." Und einzelne Redewendungen zeigen auch, daß es mit seiner Theologie nicht ganz stimmt. Mit Luther fürchtet er für seine guten Werke mehr, als für seine Sünden. Aber das findet in der beigefügten Sentenz eine sehr rationalistische Erklärung: „und wenn man jung ist, ist man nichts ganz." In der Tat konnte er sich nach „Dichtung und Wahrheit" mit Fräulein von Klettenberg darüber nicht vereinigen, daß er Ursache hätte, sich mit dem Gotte zu versöhnen, der ihm ob seiner Sünde mit Recht zürne. Im Blick auf seinen „unendlich guten Willen," dem Gott wohl hätte besser zu Hilfe kommen können, glaubte er eher, daß er Gott einiges zu verzeihen hätte. Damit war aber der Wiederaufnahme des orthodoxen, der Annahme des hällisch-pietistischen oder herrnhuterischen Christentums ein Riegel vorgeschoben; es blieb bei dem optimistischen, öfter christlich gefärbten, je und je fast fatalistisch klingenden Glauben, es werde dem Menschen geschehen, was ihm das Beste ist.

Geringere Bedeutung für Goethes Innenleben hat nicht bloß die Beschäftigung mit Alchymie, durch die er sich die Langsamkeit der Wiedergenesung verkürzte, sondern auch eine gewisse gnostische Theologie, die er sich damals zurechtmachte. Er scheint das Leben der Welt als periodisch wiederkehrende Konzentration und Expansion, Verselbstigung und Entselbstigung, Abkehr von Gott und Rückkehr zu Gott aufgefaßt, und diese Gedanken auch in die Dogmen von Teufel, Trinität und Incarnation hineingelegt zu haben. Da sich eine Fortwirkung dieser theosophischen Ideen in der Folgezeit nicht nachweisen läßt, möge auch auf sich beruhen bleiben, wie weit wir Goethes Erinnerung in diesem Punkt zu trauen haben.

Daß Goethe sich auch in jener Zeit nicht einem engherzigen Pietismus und Mystizismus, ja Aberglauben er-

geben wollte, zeigen die Ephemeriden vom Frühjahr 1770. In diesem Notizbuch registriert er, was er in seiner ästhetischen, erbaulichen und wissenschaftlichen Lektüre berührt hat. Da begegnen wir neben Paracelsus, Agrippa von Nettesheim, Tauler, Kempis, Bernieres de Louvigni einer Reihe von Schriftstellern des Altertums und der Neuzeit, die eine durchaus freie, weltliche Art haben: Plato, Cicero, Quintilian, Seneca, Plinius; Shakespeare, Wieland, Lessing; Bayle, Malebranche, Voltaire, Rousseau, Mendelssohn. Einige eigne und entlehnte Bemerkungen geben uns einen lehrreichen Einblick in seine damalige geistige Verfassung. „Die Kunst ist nichts andres als das Licht der Natur." „Die Alten scheuten nicht so sehr das Häßliche als das Falsche" (gegen Lessings Laocoon.) „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt." „Wer die Laster haßt, haßt die Menschen." „Die Liebe führt den Menschen in sich selbst zurück und vereinfacht sein Glück." „Ist es einfach, ist es natürlich, daß Gott Mose gebraucht habe, um zu Jean Jacques Rousseau zu reden?" Von Voltaire schreibt er ohne Glosse eine Auslassung ab, worin dieser sein Verdienst über das von Luther und Calvin erhebt: die Reformatoren setzten dem Mißbrauch den Mißbrauch entgegen, ahmten dem Papst nach, den sie verdammten; Voltaire ermahnte die einfältigen, unglücklichen, anmaßenden Kinder Gottes, sich für absurde Chimären nicht mehr zu zerfleischen. Giordano Bruno wird von Goethe gegen die oberflächliche Kritik Bayles in Schutz genommen. Vielleicht findet die Sympathie für ihn ihre Erklärung in folgendem merkwürdigen (lateinischen) Citat: „Über Gott und die Natur der Dinge gesondert zu reden ist ebenso schwierig und gefährlich, wie wenn wir über Leib und Seele gesondert denken; die Seele erkennen wir nur durch Vermittlung des Leibs, Gott nur durch Erkenntnis der Natur." Der Urheber dieses Urteils meint, daß die Heilige Schrift („deren Worte unserthalb jeder nach seiner Meinung drehen und deuten möge") dieser Auffassung nicht

widerspreche, und beklagt den Spinozismus, „den verkehrten Bruder dieser lautern Lehre." Es ist zu vermuten, daß Goethe ihm damals durchaus zustimmte.

4.

Als Goethe im Frühjahr 1770 ohne schweren Abschied vom elterlichen Hause nach Straßburg zog, um dort seine juristischen Studien zu vollenden, lockerte sich bald seine Verbindung mit den Frommen, an die er sich von den Brüdern in Frankfurt noch Empfehlungen geben ließ. „Es ist, als wenn es nicht sein sollte," bekennt er Fräulein von Klettenberg, daß sein Umgang mit ihnen stark würde: „sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen, dabei so hällisch und meinem Grafen [Zinzendorf] so feind und so kirchlich und pünktlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche." Auch kann er, dessen Empfindung und Urteil schon damals nicht leicht etwas völlig ausschloß, die Vorliebe für die eignen Empfindungen und Meinungen, die Eitelkeit, eines jeden Nase dahin drehen zu wollen, wohin die eigene gewachsen ist, nicht ertragen: „Fehler, denen solche Leute, die eine gute Sache haben, mit der größten Sicherheit nachhängen." Mit feinem Instinkt spürt er auch, wie oft von seinen Freunden im Herrn die Sache ihrer Grillen mit der Sache Gottes vermischt wird. Doch findet er sich jetzt noch leicht in Jung Stillings Glauben an eine unmittelbare, unfehlbare Fürsorge Gottes und schützt ihn, der keinen Zweifel, keinen Spott vertragen kann, gegen Sticheleien der Gesellschaft. Was er an ihm und Leuten dieses Kreises noch vor allem schätzt, ist die Fähigkeit, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig

auszudrücken. Aber sein eigner Sinn wird offenbar mehr angesprochen durch einen Herrn [Salzmann], „der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist; der bei der Kälte des Bluts, womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: daß wir auf diese Welt gesetzt sind, besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft, und daß der brauchbarste der beste ist."

Was Goethe damals eigentlich am Pietismus schätzte, wird noch schärfer beleuchtet durch die Gründe seiner Abneigung gegen die französische Aufklärung, die ihm in dem französischen Straßburg näher trat. Sie werden uns in Dichtung und Wahrheit freilich mit den Begriffen des älteren Goethe erläutert; aber der Sache nach stimmt das spätere Urteil durchaus mit der aus gleichzeitigen Zeugnissen bekannten Stimmung Goethes. Die unschmackhafte, ja abgeschmackte „Greisenheit" des système de la nature fiel sehr unangenehm ab gegen den auf dem Gemüt ruhenden gesunden Menschenverstand, gegen die wahrhaft natürliche Kultur der pietistischen Freunde, die durch ihren Wunderglauben dem weitherzigen, phantasievollen jungen Manne. mehr nur sonderbar gefärbt als wirklich verdorben erschien; und daß Holbach „dasjenige, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur" verwandelte, war dem unerträglich, der in Herzensangelegenheiten den wichtigsten Inhalt des Lebens sah. Wenn aber Voltaire aus Haß gegen die biblische Überlieferung von einer Sintflut auch die reale Überlieferung in der Natur, die versteinerten Muscheln, leugnete, so war Goethe diese Widersetzlichkeit gegen seine „Abgöttin" ohne Frage widerwärtiger als ein naiver Wunderglaube.

Daß er übrigens, um das gleich mitzunehmen, einem kirchlichen Sinn sich in Straßburg vollends entfremdete, zeigt Wahl und Behandlung seines Themas für die Promotion zum Licentiaten der Rechte. Ihn hatte von jeher der Konflikt interessiert, in dem sich die Kirche, der öffentlich anerkannte Gottesdienst, mit Naturnotwendigkeit nach zwei Seiten befindet: mit dem Staate, der das gesamte Leben der Bürger nach öffentlichen, allgemeinen Zwecken regeln will, und mit dem Einzelnen, der an der Religionsübung ein herzliches, gemütliches Interesse hat. Er glaubte nun, den Widerstreit damit heben zu können, „daß der Staat, der Gesetzgeber das Recht habe einen Kultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich benehmen solle, die Laien hingegen sich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten; übrigens sollte die Frage nicht sein, was jeder bei sich denke, fühle oder sinne." Wer diese Lösung vorschlagen kann, sieht in der Kirche nicht mehr den Körper, nur noch das Gehäuse für ein religiöses Leben. Voltaires Haß gegen die Pfaffen wurde der eigentümlichen Natur der Kirche noch eher gerecht als dieser kühle Vorschlag, sie zu mumisieren, um ihr den Kampf um die Existenz zu erleichtern.

So hat Goethe aus einer Art von Frömmigkeit, die seiner Natur nicht entsprach, in die er nur in abnormer Stimmung durch äußere Veranlassung geraten war, sich rasch wieder zurückgezogen. Das dankte er dem neuen Strom inneren und äußeren Lebens, der ihn in Straßburg erfaßte und seine Entwicklung überhaupt beschleunigte, bereicherte, vertiefte.

Vierzehn Tage nach seiner Ankunft fällt er sein Urteil über den neuen Aufenthalt mit derselben dünkelhaften Sicherheit, die er als Leipziger Fuchs offenbarte: „ich finde Straßburg nicht ein Haar besser oder schlimmer als alles, was ich auf der Welt kenne, das heißt sehr mittelmäßig, und das doch gewisse Seiten hat, die einen zum Guten und Bösen in Bewegung setzen und aus seiner gewöhnlichen Lage bringen können." Auch die frommen Ratschläge, die er Freund Trapp in dessen Liebesangelegenheiten gibt, zeigen, daß er seine noch sehr jungen geistlichen Erfahrungen mit überraschender Ge-

schwindigkeit in eine ganz zuverlässige Lebensweisheit verarbeitet hat. Bald aber findet er in seiner Tischgesellschaft wackere Kameraden, gegen die seine altkluge Lebensweisheit übel angebracht wäre. Sie vorwitzig leuchten zu lassen, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß der kleine Kreis von dem Aktuarius Salzmann, der dem Alter nach Goethes Vater hätte sein können, mit ruhiger Sicherheit geleitet wird. Er vergnügt sich also mit ihnen in harmloser studentischer Weise, läßt sich in medizinische Studien hineinlocken, begeistert sich für das herrliche Münster, durchwandert das schöne Elsaß, interessiert sich dabei für moderne Industrie wie für Denkmäler aus der römischen Zeit, tritt auch mit dem Volke in Berührung. Doch hatte von diesem Kreise niemand die Kraft, ihn über sich selbst hinauszutreiben. Auch der Aktuarius Salzmann stand trotz seiner sittlichen und literarischen Bildung nicht wirklich über ihm; er hielt sich wohl auch nicht so unabhängig von dem Zauber des jungen Mannes, daß er ihn zu einem anstrengenden Arbeiten und Streben hätte bestimmen können. Ihm beichtete Goethe, wie einst Behrisch, in schwierigen Lagen; und der Beichtvater war offenbar so liebenswürdig, daß das Beichten ein Genuß war. So ließ er sich mehr in seiner Lebhaftigkeit und Geschäftigkeit gehen, als daß er ernsthaft an sich gearbeitet hätte, und war trotz der Tüchtigkeit seiner Genossen in Gefahr, in das „wechselseitige Schöntun, Geltenlassen, Heben und Tragen" hineinzugeraten, das er später als den Hauptmangel des damaligen literarischen Treibens erkannte. Da stieß er auf einen Mann, der das Recht, die Fähigkeit, die Laune hatte, ihn fühlbar von oben herab zu behandeln: Herder.

Goethe kannte von Herder schon die „kritischen Wälder"; die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" las er erst später. In den kritischen Wäldern, meinte er, werde Lessing „garstig Holz machen", wenn er darüber komme. Aber sie hatten doch das Verlangen in ihm erweckt, den Verfasser kennen zu lernen, wenn sich die Gelegenheit biete.

Der persönliche Verkehr offenbarte ihm sofort Herders fragelose Überlegenheit. Diese beruhte zum wenigsten auf den Jahren, die Herder voraus hatte; bei Goethes Frühreife hätten die fünf Jahre des Altersunterschieds nicht viel ausmachen sollen. Aber Goethe hatte bis dahin in Leben und Dichten mehr nur dilettiert, Herder hatte arbeiten, ringen müssen; Goethe hatte seinen ernsthaftesten Kampf mit einem Mädchen ausgefochten, Herder hatte schon bösartige, demütigende literarische Händel hinter sich. Daß Herder an freier Schaffenskraft weit hinter Goethe zurückstand; daß er in Leben und Dichten mehr nervöse als herzliche Empfindung besaß; daß er bei aller Begeisterung für die freie Entfaltung der Individualität zur Eifersucht neigte: das war damals noch nicht bemerkbar und kam auch gegen Goethe noch nicht in Betracht. Und sofern diese unangenehmeren Eigentümlichkeiten Herders im Verkehr mit dem „spechtischen" Studenten schon mitwirkten, waren sie, da er durch die Fülle seiner Gedanken und die schärfere Ausprägung seiner Persönlichkeit doch immer anzog, nur nützlich. So war es insbesondere gar nicht übel, daß Goethes leichte Mitteilsamkeit durch Herders absprechendes Urteil eingeschüchtert, Goethe also genötigt wurde, Herders Anregungen für sich zu verarbeiten. Es spricht aber auch für die Tüchtigkeit des unreifen Studenten, daß er sich dadurch nicht abschrecken ließ, von Herder zu lernen.

Ihre Unterredungen bezogen sich, wie es scheint, nur auf Fragen der Poesie und Kunst, nicht auf Probleme der Lebensanschauung. Der Ursprung der Sprache, den Herder damals zu erklären versuchte, schien Goethe so ein schwieriges Problem gar nicht zu sein. Wie konnte man nur fragen, ob er göttlich oder natürlich sei, da der Mensch selbst zugleich göttlichen Geschlechts und Naturwesen ist? Was aber der Dichter Goethe von Herder lernte, kam auch dem Menschen zugute. Es wurde ihm durch Herder gezeigt, „daß die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger feinen, gebildeten Männer". Auch das wird

schon in ihrem mündlichen Verkehr zur Sprache gekommen sein, was Goethe aus Herders „Fragmenten" einige Monate später noch deutlicher erkannte: „wie Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet". Also hatte Goethes große Fertigkeit, Gedichte zu machen (sogar in verschiedenen Sprachen), keinen poetischen Wert; also kam es darauf an, daß ihm Gedanken und Empfindungen zufloßen, die sich einen poetischen Ausdruck verschafften. Das lag implicite schon in der bisherigen Richtung von Goethes Dichten: was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln. Aber es war doch eine bedeutende Förderung für ihn, nun zu erkennen, welche Auffassung der Poesie in seiner Art zu dichten als Keim schon enthalten war. Und wenn Gedanke und Empfindung die Quelle der Poesie waren, so mußten sie auch der einzig wahre, echte Gehalt des Lebens sein. Also mußte aus den Herzensangelegenheiten, die dem jungen Manne als das Wichtigste erschienen, das willkürliche Tändeln mit erotischen Gefühlen ausgeschieden werden. Die Entwicklung der Liebelei mit Käthchen hatte darauf hingedrängt; was ihn die Erfahrung gelehrt, wurde jetzt durch Einsicht gefestigt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch Goethes religiöse Ernüchterung durch Herders Einfluß gefördert wurde. Was er von den Brüdern und Schwestern nur anempfunden hatte, wurde wieder ausgeschieden; dagegen erhielt sich (wie Goethes Verhalten gegen Jung zeigt) die Achtung gegen die Frommen, deren Frömmigkeit den Eindruck ungeschminkter Überzeugung machte.

Herder hat seine Auffassung der Poesie an Dichtern und Dichtungen veranschaulicht, die ihm echte, ursprüngliche Empfindung zum Ausdruck zu bringen schienen: dem Volksliede, Homer, Ossian, Shakespeare, Goldsmith, Smollet, Sterne. Auf Goethes menschliche Entwicklung hat zunächst der Vicar of Wakefield von Oliver Goldsmith den größten Einfluß gewonnen. Die „Unschuld" des in diesem Roman

gezeichneten Familienlebens, die durch ein hohes Maß von Eitelkeit und Leichtsinn nicht aufgehoben wird, allerdings auch alle Bösartigkeit ausschließt, mußte dem herzensguten, aber leichtlebigen Studenten besser zusagen, als pietistisch-herrnhutisches Sündengefühl und Versöhnungsbedürfnis. Daß aber der Landprediger bei seiner „heiteren Nachgiebigkeit und lächelnden Duldung eigener und fremder Fehler" eine unermüdliche Tätigkeit zur leiblichen und geistlichen Förderung seiner Nebenmenschen entfaltet, gab seiner Person doch wieder einen Ernst, der auch nach Goethes Sinn war. Freilich vermochte weder das Rührende, noch das Bedenkliche in den Schicksalen dieser harmlosen Familie Goethe davon zurückzuhalten, daß er den Frieden des Pfarrhauses zu Sesenheim ernstlich störte. Das soll uns nicht gegen die Erkenntnis verschließen, daß die Herzensgeschichte mit Friederike Brion einen großen Fortschritt in der persönlichen Entwicklung Goethes erkennen läßt.

In der ersten Zeit seines Straßburger Aufenthalts durfte er lebhaft erfahren, was das sei, vergnügt zu sein, ohne daß das Herz einen Anteil hat. Als er aber dieses Glück einer Freundin mitteilte, mit der ihn offenbar mehr zärtliche, als fromme Empfindungen verbunden hatten, war es auch schon im Verschwinden begriffen. Er hat nämlich eine gar zu artige Ursache, daß ihm jetzt gerade der Einfall kam ihr zu schreiben, ihr das zu bekennen; und wir müssen uns diese artige Ursache verdeutlichen, da sie uns einen freundlichen Einblick in die nicht so leicht zu verstehende Eigenart des Goetheschen Liebeslebens gibt. „Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe. Denn es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unserer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte ver-

dunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugnis, daß ich Sie nie vergessen werde." Wie sollte man einer Leidenschaft widerstehen wollen, die sich so gut, so lieb ankündigt!

Freilich war Goethe inzwischen gewarnt worden: er hatte an den Töchtern seines Tanzlehrers sehen müssen, welche Leidenschaft er in Mädchenherzen entzünden könne. Die ältere hatte sogar in unheimlicher Erregung seine verführerischen Lippen verwünscht. Deshalb hielt er im Verkehr mit Friederike Brion das Verlangen nach dem Austausch von Zärtlichkeiten erst zurück. Friederike hatte auch nichts an sich, was zu mutwilligen oder sentimentalen Vertraulichkeiten hätte herausfordern können: „aus heitern, blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte"; ihr Wesen war „besonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtsein, Frohsinn und Voraussehen"; sie wirkte auf jedermann belebend ein, war jedermann wohltätig und behaglich. Käthchen Schönkopf hatte Goethe durch Lebhaftigkeit, Munterkeit, Witz angezogen; aber wir dürfen ihr eher etwas Koketterie zutrauen als die sozusagen objektive Liebenswürdigkeit Friederikens, die behaglich, wohltätig erwärmte. Wir müssen es, außer dem Einfluß Herders, gewiß auch der Persönlichkeit Friederikens zuschreiben, daß er jetzt nicht wieder *neben* seiner Liebe anakreontische Tändeleien verfaßte, sondern seine Liebe selbst sang. Aber die höhere Art Friederikens und der Liebe, die sie einflößte, war mit die Ursache, daß Goethe die Lehre, die er sich einst mit großem Ernst aus der Auseinandersetzung mit Käthchen Schönkopf gezogen hatte, nicht befolgte.

„Wer einem Mädchen Hoffnung macht, der verspricht . . Fluch sei auf dem, der sich versorgt, ehe das Mädchen versorgt ist, das er elend gemacht hat." Goethe machte wieder Hoffnung; versprach wieder. Daß er schon mit nicht ganz gutem Gewissen dieser Leidenschaft sich hingab, beschleunigte vielleicht die Entwicklung; als er immer deutlicher sehen durfte und mußte, wie ganz von Herzen Friederike sein geworden war, beförderte wohl auch die Sorge, wie das enden solle, die schließliche Abkühlung, die aus Goethes Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" merklich wird. Der Abschied, der doch notwendig wurde*), konnte ihn diesmal lehren, daß der Liebenden, Verlassenen mit anderweitiger „Versorgung" nicht gedient sei. „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr noch die Hand vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute." Er, dem Herz, Empfindung, Liebe das Ein und Alles waren, mußte das Bewußtsein mit sich nehmen, daß er ein gutes, tiefes, gesundes Herz, das sich ihm rückhaltlos anvertraut, unheilbar verwundet hatte. Ja, „die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt!" (An Salzmann aus Sesenheim, Juni 1771.)

*) Die Notwendigkeit liegt freilich nicht so ganz auf der Hand. Goethe hatte seine Studien vollendet und war so vermöglich, daß er sofort heiraten konnte. Goethes Mutter hätte Friederike als Schwiegertochter nur sehr angenehm sein können; der etwaige Widerstand des Vaters wäre nicht unüberwindlich gewesen; um das Urteil der Leute kümmerte sich Goethe sonst auch recht wenig. Die Tochter des Landpfarrers in das noch gar nicht großstädtische Frankfurt zu verpflanzen, war kein unerhörtes Wagnis, wenn sie Kopf und Herz so am rechten Fleck hatte wie Friederike. So bleibt nur die Erklärung, daß Goethe die Gestalten von Götz, Faust, Cäsar im Sinne trug (gegen die auch Friederikens doch nur liebliches Bild verblaßte) und deshalb keiner Frau, keiner Familie leben konnte. Die Muse von Fleisch und Blut wurde der himmlischen Muse geopfert.

5.

Als Goethe Mitte August 1771 nach Frankfurt zurückgekehrt war, erhob sich sein Leben zu einem nisus, einem Hochdruck, daß er sich selten zwingen konnte Atem zu holen und rückwärts zu sehen; daß das Diarium seiner Umstände, seiner Stimmungen, seines Tuns und Treibens von dem geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen war; daß er bitten mußte: „Herr, mache mir Raum in meiner engen Brust!“ — daß er denen, die ihm näher traten, als ein „Besessener“ erschien, „dem es fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln.“ Seine ungeheure Vitalität offenbarte sich in einem Drang zu dichterischer Produktion, der, wie ein Naturtrieb, bald zu unwiderstehlicher Kraft anschwoll, bald völlig erloschen schien, und in einem unersättlichen Verlangen, den überfließenden Reichtum seines Fühlens und Denkens andern mitzuteilen, mit seiner Glut andre anzustecken, aber auch von andern erwärmt, gesättigt zu werden, wenn ihn Frost und Hunger überfiel. Die dichterische Produktivität war seine besondere Begabung; dieses Verlangen teilte er mit der Jugend seiner Zeit, ja mit seiner Zeit überhaupt. Man blieb damals etwas länger jung als heutzutage; und die arme reiche, jüngere und ältere Jugend hatte nicht, worauf sie ihre Sehnsucht richten, ihre Kraft werfen sollte. Man hatte ja kein Vaterland, auch keine Kirche, in deren Dienst man sich hätte genügen können. Man war also, um seines Werts inne zu werden, auf das Gefühl selbst verwiesen; sein Gefühl aber konnte man nur genießen, indem man es aussprach und sich von anderen bestätigen ließ. So suchte man, wo man für die Ergüsse seines Herzens Anklang finden könne; der Wert des Menschen für den Menschen bestand darin, daß man in dem Bruder sein Gleichnis, sich selbst verdoppelt fühlte; und darnach wurde auch der Einzelne gewertet. Man besuchte sich fleißig, um Erlebnisse, Stimmungen, Gedanken auszutauschen

und mit einander zu genießen; man wechselte unendlich viele, unendlich lange, unendlich gefühlvolle Briefe. Wer aber mit der gelösten Zunge des Dichters sein Herz aussprechen, den andern ihr Herz deuten konnte, der mußte eine geradezu schwärmerische Begeisterung wecken. Dieses Glück wurde Goethe in reichstem Maße zu teil, und er hat es in vollen Zügen, bis zur Berauschung, genossen.

Aber er hat von diesem Labetrank auch die Hefe auskosten müssen. Die besten Menschen waren auch damals nicht bloß Herz. Hinter dem Herzen lauerten die Sinne; und jene Herzensverhältnisse waren in aller Unschuld unglaublich sinnlich. Bänder und Schleifen, vielsagende Händedrücke, Küsse werden sehr hoch geschätzt; auch von seinem Engel muß man eine mit fühlender Hand geschnittene Silhouette haben. Wer will aber die Unschuld der unentbehrlichen Liebkosungen kontrollieren? So lauert hinter der Sentimentalität die Eifersucht und greift mit roher Hand in die zartesten Herzensbeziehungen ein. Andrerseits ist es eine süße Nahrung der Eitelkeit, in vielen intimen Beziehungen zu stehen, sich in seinem Gefühl bewundern, auch beklagen zu lassen; — und „hat man keins, so macht man eins.“ Für arme Schlucker ist es ein ganz reeller Nebengewinn gefühlvoller Freundschaften, sich eine Weile an einem fremden Herde wärmen zu können. Auch der Herrschsucht sieht die Herzlichkeit oft verzweifelt ähnlich. Wer sein Gefühl in der Hoffnung auf ein Echo darbietet, wird es endlich ungeduldig aufdrängen, wenn das Echo zu lange ausbleibt; er verlangt, daß der Bruder, der sein Gleichnis nicht ist, sein Gleichnis werde. — Dies alles hatte Goethe zu erfahren; und so ruft er noch in der Zeit seiner blühendsten Herzlichkeit aus: „Ja die guten Herzen! Ich kenn das Pack auch!“

Wer etwas Mark in den Knochen hatte, mußte ohne solche widerwärtige Erfahrungen wenigstens je und je durch die überschwängliche, oft fast schamlos aufdringliche Empfindungsseligkeit abgestoßen werden. Und dann äußerte

er seinen herzlichen Widerwillen in einer burschikosen Derbheit, die doch zugleich beweist, daß er den Übergang zu einer nüchternen Sachlichkeit selbst noch nicht findet. Die mutwillige satirische Laune, die z. B. einem Goethe und Merck sehr nahe lag und sehr gut steht, erhebt sich nicht wirklich über die Empfindsamkeit, sondern ist nur ihre Kehrseite. In diesem sehr weiblichen Zeitalter vertragen übrigens auch die Frauen in Dichtungen, und sogar in Briefen, eine höchst ungenierte Natürlichkeit. Das ist wirklich verwunderlich, wenn nicht bewundernswert, da die Briefe so ziemlich als Gemeingut des betreffenden Freundes- ja Bekanntenkreises betrachtet wurden.

Sehen wir aber genauer zu, so entdecken wir oft in den gefühlvollsten Briefen zwischen den Zeilen, daß die tägliche Suppe auch damals mit Wasser gekocht wurde. Goethe selbst blieb es gar nicht erspart, aus der Sphäre der immer ein bißchen poetischen Empfindung in die gemeine Prosa des Lebens herniederzusteigen.

Die dichterischen Ergüsse seines Herzens muß er einem Publikum überlassen, dem das verzärtelte Herz, aus dem sie entspringen, gleichgültig ist. Er, der gefeierte Dichter, muß nicht bloß Schulden machen, um sich gedruckt zu sehen, sondern wird auch gröblich mißverstanden. Darum darf er den bürgerlichen Beruf, den er auf Wunsch und mit Hilfe des Vaters auszuüben beginnt, nicht zu gering schätzen; vielleicht muß ihm der Advokat ermöglichen, daß er Dichter bleibe. Endlich sollte er, um seinem Bedürfnis und dem Wunsche seiner Eltern zu genügen, eines dieser weiblichen Herzen, die ihm zufliegen, für die er glüht, mit denen er schwärmt, zu eigen gewinnen, um sich den Herd zu gründen, den ihm die Götter beneiden müßten. Aber der Zug seines Herzens ist zwiespältig und unsicher; und glaubt er sich entschieden, so gebieten ihm die Verhältnisse zu entsagen.

Dies sind die Voraussetzungen, Motive und allgemeinsten Züge jener Periode seines Lebens. Ohne Vollständigkeit

der Erzählung zu erstreben, heben wir aus dem anscheinenden Chaos desselben einige wichtige Verhältnisse und Erlebnisse heraus, die doch eine Entwicklung der Persönlichkeit deutlich erkennen lassen.

6.

Wir nennen zuerst ein paar Freunde und Freundinnen, mit denen Goethe in einen dauernden, mehr oder weniger intimen, doch leidenschaftslosen Verkehr trat, auch keine gemeinsamen Erlebnisse von einschneidender Bedeutung hatte: Herder, Merck, Sophie von La Roche, Johanna Fahlmer.

Mit Herder verbindet ihn von Straßburg her die Begeisterung für Volkslieder, Ossian, die Griechen, Shakespeare. Goethe rechnet, nach seiner damaligen Neigung, in den Briefen an den älteren Freund mit sich selbst als Mensch und Dichter ab; er übergibt ihm den ersten Entwurf des Götz von Berlichingen zur Beurteilung. Aber es wollte sich offenbar kein recht ersprießliches Verhältnis ergeben. Der Grund lag in Herders Herrschsucht und Eifersucht. Auf einen „Niesswurzbrief" antwortete ihm Goethe: „Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber das — fühlen Sie's ganz — daß ich lieber Merkur sein wollte, der letzte, der kleinste vielmehr unter siebnen, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehen." Herder hatte also Goethe als seinen Trabanten in Anspruch genommen; und das entsprach schon damals nicht dem wirklichen Verhältnis. Als Goethe ferner in der „Gemeinschaft der Heiligen" zu Darmstadt neben „Urania" und „Lila" auch „Psyche" (Herders Braut, Karoline Flachsland) eine gefühlvolle Ode widmete, schrieb Herder eine Antwort, in der Goethe als „Götzenpriester" figurierte, der „mit frecher Hand den Namen einzwang." Goethe erwidert, daß in das Recht, seinem Mädchen melancholische Stunden zu machen, ihm kein Eingriff mehr geschehen soll. Damit

war die Sache abgetan, aber aus dem Verkehr, den Goethe lebhafter wünschte, wurde nicht viel. Goethes launige Bitte um Briefe wollte allerdings wohl von einem freundlicheren Humor aufgenommen sein, als ihn Herder besaß: „Indessen leb wohl und laß zu uns fließen aus deinem Herzen Guts und Liebs. Auch die Paulus Galle, mit der du uns zu Zeiten ankiffst, o Dechant,*) ist uns köstlicher denn Myrrhen, tut wohl wie Striegel und härin Tuch dem aus dem Bad steigenden.“ Der Briefwechsel kommt ins Stocken, wird aber von Herder im Januar 1775 wieder aufgenommen; und Goethe dankt dafür mit der freundlichen Wendung: „im Grund hab ich doch bisher für Dich fortgelebt, Du für mich.“ — Die theologischen Schriften, die Herder in jenen Jahren schrieb, haben auf Goethe einen bemerkbaren Einfluß nicht geübt. —

Herder hatte seine Braut in dem Hause des Kriegszahlmeisters Merck in Darmstadt kennen gelernt und Goethe schon in Straßburg auf diesen merkwürdigen Mann hingewiesen; die persönliche Bekanntschaft leitete Goethes späterer Schwager Schlosser ein. Merck hatte ein reges, tätiges Interesse für Literatur und bildende Kunst, später auch für Botanik, Mineralogie, Anatomie, konnte also an allen Bestrebungen Goethes Anteil nehmen; in literarischen Dingen aber war er durch seine Anlagen wesentlich auf die Kritik hingewiesen und beschränkt. Dem empfindsamen Wesen der Zeit stand er durchaus nicht fremd gegenüber. Ein zu sensibles Herz erkennt er als ein unheilvolles Geschenk des Himmels; er will lieber seinen Geist als sein Herz verkannt sehen. Über den acht Jahre jüngeren Goethe schreibt er seiner Frau, daß er beginne „ernsthaft in ihn verliebt zu werden“; „das ist ein Mensch, wie ich sehr wenige für mein Herz getroffen habe.“ Ebenso schreibt Goethe über seine Freundschaft mit

*) Herder wurde unter den Freunden nach seinem Lieblingsschriftsteller Swift so genannt.

ihm: „Wir bespiegeln uns ineinander und lehnen uns aneinander und teilen Freud und Langeweile auf dieser langweiligen Lebensbahn.“ Aber Merck hatte neben dem Gefühl einen scharf ausgeprägten Sinn für das Wirkliche, wurde wohl gerade durch empfindsame Gesellschaft gereizt, ihn mit beißendem Witz zum Ausdruck zu bringen, und machte so den Eindruck des schadenfrohen Störefrieds. „Vor seiner verwünschten Scharfsinnigkeit“, sagt Wieland, „schützte kein Nebel und bestand keine Täuschung.“ Er machte Goethe darauf aufmerksam, wie viel Eitelkeit und Unlauterkeit sich hinter der Freundschaftsschwärmerei verberge. Er war es, der Goethe von dem heißen Boden zu Wetzlar weglockte und wohl auch hinderte, sich durch eine Verlobung zu binden. Darum schrieb ihm Goethe, als er nach der Rückkehr von der Schweiz den Verkehr mit Lili wieder aufgenommen hatte; „ich bin wieder ... gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben —“ deren ihn Merck würdig befinden mochte. Dieser setzte sich's wohl zur Aufgabe, darüber zu wachen, daß Goethe seine überreichen Fähigkeiten nicht leichtsinnig verzettle. — Bald nachdem sie sich kennen gelernt, bestimmte Merck den jungen Freund, an dem lustigen, schonungslosen Krieg teilzunehmen, den er mit Herder, Schlosser u. a. in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ gegen das ewige Geltenlassen und Schöntun in der Literatur eröffnete. Das Rezensieren war allerdings wenig nach Goethes Geschmack; aber die Beratungen, in denen die kampflustigen Genossen ihr Urteil feststellten, trugen gewiß viel dazu bei, ihn über sich selbst und seine Stellung zu andern Männern und Richtungen aufzuklären.

Im Herbst 1772 fand sich auch Merck mit Goethe auf einem Rendezvous ein, das einige empfindsame Schöngeister sich in Koblenz bei Sophie von La Roche gaben, der Jugendfreundin Wielands, Gattin eines kurtrierischen Geheimen Staatsrats. Merck sagt von dieser Frau, sie könne die Maske der Gefühllosigkeit an- und ablegen, wie es ihr gefalle;

Goethe in „Dichtung und Wahrheit": „sie schien an allem teil zu nehmen; aber im Grunde wirkte nichts auf sie." Andere vermuten, sie habe ihre Gäste nur benützen wollen, um für ihre Romane Reklame zu machen. Goethe schätzte sie doch so hoch, daß er mit „Mama" in dauerndem Briefwechsel blieb. „Mama" machte ihn wohl mit Johanna Fahlmer bekannt, der (angeheirateten) jüngeren Tante Friedrich Jakobis (später wurde sie die zweite Frau von Goethes Schwager Schlosser). Auch mit ihr hat Goethe in den folgenden Jahren viele Briefe gewechselt. Nachdem er sich mit F. H. Jacobi versöhnt und befreundet hatte (davon später), gewann sie als dessen Herzensfreundin für ihn ein neues Interesse. Einen Einfluß auf Goethe haben „Mama" und „Tante" nur in Personalangelegenheiten ausgeübt. Machte ihm „Mama" einmal Vorstellungen, so ließ er sie an sich abgleiten. Aber die beiden Frauen kamen seinem immer regen Bedürfnis sich auszusprechen entgegen; die Kenntnis von Goethes Innenleben in dieser Zeit verdanken wir zum guten Teil den Briefen, die er an sie geschrieben hat.

7.

„Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern." Man ersieht aus diesem Bericht Goethes in „Dichtung und Wahrheit", daß das Liebesverhältnis mit Friederike nicht nur aus, sondern tot war. Einige Monate scheint nun Goethe ziemlich frei geblieben zu sein. Eine leidenschaftliche Liebe entwickelte sich aus der Schwärmerei mit den Darmstädter Freundinnen nicht. Aber als er im Mai 1772 nach Wetzlar zog, um als Praktikant am

Reichskammergericht deutsches Zivil- und Staatsrecht zu studieren, beschäftigte ihn bald mehr als alle Prozeßformen, mehr als das dritte akademische Leben, das er dort unvermutet fand, und „leidenschaftlicher als billig" Charlotte Buff, seit 1768 die Braut des Legationssekretärs Johann Christian Kestner, den er dort ebenfalls als Freund gewann. Das kann man nach Belieben schlecht oder kindisch finden; in Wahrheit tritt gerade durch diese verrückte Liebe in das schönste Licht, wie ernst Goethe die Liebe nehmen konnte, — wo ihm Ernst angebracht schien.

Daß Goethe sich wieder dem Zuge seines leichtbeweglichen Herzens hingab, ward ihm nach den gemachten Erfahrungen dadurch erleichtert, daß das Mädchen schon verlobt war. So konnte es ja nicht für eine Werbung gelten, wenn er seinen Gefühlen unbefangen sich zu zeigen erlaubte. Wenigstens nicht, wenn das Mädchen einen reinen, redlichen Sinn hatte. Daß er darauf rechnete, hat Goethe nachträglich dem Brautpaar gestanden. Als ihm ein Freund erzählte, „wie man davon spricht", beteuerte und schwur er: „Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonders zu halten. Betrügt sie mich und wäre so wie ordinär, und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, — der erste Augenblick, der mir das entdeckte; der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unsrer Bekanntschaft." Und Lotte hat ihn nicht betrogen. Ihre Natur war „mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf besondere Neigungen gerichtet." Zu dem erwählten Bräutigam zog sie mehr Vertrauen und Achtung als Leidenschaft. Auch mochte sie als Pflegemutter ihrer jüngeren Geschwister bereits ahnen, daß die schönste Entfaltung der Liebe nicht in dem Vorspiel verliebter Stimmungen, sondern in dem Ernst des Familienlebens liege. Kestner scheint ihr in jeder Beziehung richtig entsprochen zu haben. Er war „von der Art Menschen, die auf der Erde gedeihen und wachsen; von den gerechten Leuten und die

den Herrn fürchten." Seiner Braut, die er ja schon seit Jahren kannte, war er offenbar sicher, schätzte sie als Persönlichkeit, und brauchte eben deshalb nicht ängstlich abzurechnen, ob ihm auch jedes Gefühl ihres Herzens gehöre. Goethe wußte das wieder zu würdigen, und so konnte er beider aufrichtiger Freund und Verehrer werden. Man möchte beinahe vermuten, daß dem Brautpaar eine Erhöhung der Temperatur ihrer doch gesicherten Verbindung durch Goethes warme Neigung für Lotte nicht unerwünscht war. Wurde diese Neigung zur richtigen flammenden Leidenschaft, so war das und blieb das Goethes Sache. Und da er nicht versuchte, Lotte in seinen Herzenskampf hineinzuziehen, so gewährt uns dieses abnorme Verhältnis einen reinen, erhebenden Eindruck. Endlich mußte Goethe um seinetwillen abbrechen. Er tat es mit Schmerz, aber ohne Reue. Die Gesundheit des Verhältnisses der drei bewährte sich aber darin, daß es die Verheiratung Kestners mit Lotte lange überdauerte. (Die Korrespondenz mit Käthchen Schönkopf hatte Goethe mit Frau Kanne nicht fortführen wollen und können.) Sehr freundlich mutet uns auch an, daß Goethe die Neigung zu Lotte auf ihre ganze Familie, später auch auf ihre Kinder ausdehnt. Das Bedürfnis, mit ins Herz aufzunehmen, was mit der Geliebten zusammenhängt, ist charakteristisch für Goethes Lieben und unterscheidet ihn der Art nach von Menschen, die zur Sicherung ihres Besitzes, was sie lieben, aus allen andern Verbindungen herauslösen müssen. —

Es ist mehr als sonderbar, daß Goethe sofort nach dem Abschied von Wetzlar von einer neuen Neigung ergriffen wurde, die mit einer fortdauernden Schwärmerei für Lotte parallel lief (wie sie auch noch in die Zeit Lili's und Gustchens hineinragte) und ihn in recht unangenehme Verhältnisse brachte. Aber bei genauerem Zusehen bestärkt diese neue Herzensgeschichte den Eindruck von Goethes Liebesernst; ins Unerquickliche aber führte sie, weil er es

diesmal nicht mit dem verständigen, herzensguten Kestner, sondern einem eifersüchtigen Italiener zu tun bekam.

Als Goethe von Wetzlar aus zu dem artistischen und sentimentalen Kongreß bei Frau Sophie von La Roche pilgerte, zog ihn dort bald deren älteste Tochter Maximiliane mächtig an. Indem er mit der Mutter in Korrespondenz tritt, die unter der Einsamkeit leidet und nach einem Spiegel ihrer selbst vergebens seufzt, bittet er auch Mlle. Max um die Erlaubnis ihr manchmal zu schreiben; er will ihre Güte nicht mißbrauchen. Eine köstliche Nachschrift der Tochter zu einem Briefe der Mutter hat ihm diesen Wunsch nahegelegt. Ein Jahr später findet er es „gar schön," daß die „liebe Max" nach Frankfurt heiraten soll (— das 18jährige Mädchen den Handelsmann Peter Anton Brentano, Vater von 5 Kindern; die Empfindsamkeit war also kein Hindernis einer sehr nüchternen Vernunftheirat). Sehr offenherzig motiviert Goethe seine Freude hierüber in einem Brief an Elisabeth Jacobi: „Ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist, und also heysa!! wieder die Anzahl der lieben Geschöpfe vermehrt, die nichts weniger als geistig sind, wie Sie freilich vermuten mußten. Denn unter uns gesagt, weils so eine gar mißliche Sache auf der Erde mit Bekanntschaften, Freund- und Liebschaften ist, daß, meint man oft, man habs an allen vier Zipfeln, plumps reißt der Teufel ein Loch mitten drein und alles verschütt'." Nach ihrer Verheiratung (Febr. 1774) macht das Gefühl, das er für sie hat, „und worin ihr Mann nie eine Ursache zur Eifersucht finden wird," immer noch das Glück seines Lebens. „Von Ihrer Max kann ich nicht lassen", schreibt er der Mutter, „so lang ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen." Sie macht ihm zu dieser Zeit das Leben noch erträglich, „wenn anders dran was erträglich zu machen ist." Ein paar Monate später sieht er Maxe selten; „doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung des Himmels;" dann will er ihre Mutter in Frankfurt gerne

überall treffen — „einen einzigen Platz ausgenommen." Brentano war doch eifersüchtig geworden (wohl weniger um der Leidenschaft Goethes als um der Stimmung seiner Frau willen, die sich in ihre neue Lage nicht leicht fand und Goethes Zuspruch und Unterhaltung bedurfte); und Goethe zog es vor, sein Haus zu meiden. Die junge Frau aber wartet die Geburt ihres ersten Kindes lieber in Ehrenbreitstein bei der Mutter ab. Die Verhältnisse sind so gespannt, daß Goethe fürchtet, auch diese möchte etwas gegen ihn haben. Aber er hoffte, daß die Dazwischenkunft des Mäuschens, zu dem er Brentano Glück wünscht (März 1775), viel ändere. Denn er wünscht Max recht sehnlich zurück, daß er und sie wieder einen freundlichen Einfluß auf einander haben. Und nach ihrer Rückkehr verspricht er ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollte er wiederkehren; und so ist er auch wieder da und bleibt bis an sein Ende, „wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt." Brentano hält ihn jetzt für harmlos oder verbirgt wenigstens seine Eifersucht. — Wie Goethe die Sache ansah und behandelte, sagt er gerade heraus in einem Brief an S. von La Roche aus der Zeit der Trennung von Max. „Glauben Sie mir, daß das Opfer, das ich Ihrer Max machte, sie nicht mehr zu sehen, werter ist als die Assiduität des feurigsten Liebhabers ... Ich will gar nicht anrechnen, was es mich gekostet hat; denn es ist ein Kapital, von dem wir beide Interessen ziehen." Er liebt Max mit derselben „Uneigennützigkeit" wie vor und neben ihr Lotte. Aber diesmal trägt er die Kosten des schwierigen Verhältnisses nicht allein. Die junge Frau leidet mit ihm; und so ganz gleichgültig war es auch für Goethe nicht, daß Brentanos ehliches Glück empfindlich getrübt wurde. —

Neben der Selbstbeherrschung, die Goethe in diesen Verwicklungen zeigt, muß auch die Reinheit des Sinns, die aus allen darauf bezüglichen Briefen spricht, hervorgehoben werden. Nicht als ob Wohlgefallen, Neigung, Sehnsucht

in ihm nicht auch sinnlich begründet gewesen wären. „Denn wir sind arme sinnliche Menschen," schreibt er Kestner; „ich möchte gern wieder was für sie, von ihr [einen Kamm!] in Händen haben, ein sinnliches Zeichen, wodurch die geistliche unsichtbare Gnadengüter ꝛc. wies im Katechismus klingt." Aber daß ihn gerade die verbotene Frucht besonders gereizt hätte, klingt nirgends durch. Und es ist ein schöner Beweis der überwiegenden Herzlichkeit seiner Liebe, daß ihn die „geistlichen, unsichtbaren Gnadengüter" für sich allein so lange reizen konnten.

8.

Unterbrechen wir die Geschichte seines Herzens, um die Erlebnisse zu skizzieren, die der Schriftsteller Goethe in dieser Zeit hatte. Denn auf die persönlichen Verbindungen, die er weiterhin anknüpfte, war von entscheidendem Einfluß, daß er als Dichter bestimmter Art und Richtung, der schon Großes geleistet hatte und noch Größeres versprach, in der Oeffentlichkeit bekannt geworden war.

Das Vergnügen, sich gedruckt zu sehen, hat Goethe das erste Mal 1766 genossen. Die Ode auf die Höllenfahrt Christi, die er auf Verlangen entworfen, wurde von der Wochenschrift „Der Sichtbare", die in Frankfurt erschien, aufgenommen. In Leipzig hielt ihn Behrisch davon zurück, etwas drucken zu lassen; sein Publikum bestand darum aus 12 Lesern und 2 Leserinnen. Nur eine Strophe auf eine Sängerin (Corona Schröter) scheint er 1767 in eine Musikzeitung gerückt zu haben. Sodann brachten die „Hamburger Unterhaltungen" 1769 von ihm ein Neujahrslied. 1770 erschienen 20 neue Lieder, in Musik gesetzt von K. Th. Breitkopf; der Verfasser war nicht genannt. Die Lieder, zu denen ihn Friederike anregte, blieben der Oeffentlichkeit vorenthalten. Seine Beteiligung an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, in die er einige Rezensionen lieferte, war anonym.

Bis 1773 war also Goethe dem großen Publikum so gut wie unbekannt.

So kam 1773 „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel" heraus; ferner „Von deutscher Baukunst", „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** (aus dem französischen)", „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben", dazu zwei Kleinigkeiten im „Wandsbecker Boten": alles anonym; doch wurde die Anonymität nicht gewahrt, und Dr. Goethe war dem literarisch interessierten Publikum bald als Verfasser bekannt. Fernerhin brachte ihm die teilweise Anonymität nur den Schaden, daß man ihm auch fremde Dichtungen zuschrieb, bezw. Sünden zur Last legte. Wir nennen hier schon, was er in den nächsten Jahren veröffentlichte. 1774: Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. K. Fr. Bahrdt — Götter, Helden und Wieland; eine Farce — Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel: Prolog; des Künstlers Erdewallen; Jahrmarktsfest zu Plundersweilern; ein Fastnachtsspiel vom Pater Brey — Die Leiden des jungen Werthers — Clavigo, ein Trauerspiel — Beiträge im Wandsbecker Boten und im Göttinger Musenalmanach. 1775: „Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesang", und einige Gedichte in der „Iris" der Gebrüder Jacobi. 1776: Claudine von Villa Bella, ein Schauspiel mit Gesang; Stella, ein Schauspiel für Liebende. — Daneben lief manches, das er noch nicht veröffentlichen konnte oder mochte, bei den Freunden um (Fragmente des Faust, Prometheus; Satyros oder der vergötterte Waldteufel; Hanswursts Hochzeit u. a.); eine Farce „Das Unglück der Jacobis" wurde wieder vernichtet.

Aber mit seinem kleinen, privaten Leserkreis hatte er doch schon Wertvolles erlebt. Die Leipziger Freunde hatten ihn veranlaßt, seine Jugendversuche den Flammen zu übergeben. Als er Götz in seiner ersten Gestalt dem Urteile

Herders unterwarf, wurde er von diesem herb zurechtgewiesen, wie ein Schüler, der den guten Rat des Lehrers mißverstanden und verkehrt angewendet hat. Merck hat ihn dafür ermuntert, die zweite Bearbeitung der Öffentlichkeit zu übergeben; — weil sie ihm dessen wert schien, natürlich, nicht bloß, weil er von weiterer Umarbeitung nichts Gutes hoffte.

Götz von Berlichingen hatte einen Erfolg, der den Verfasser mehr als befriedigen mußte. Es richtete sich auf ihn die Hoffnung, daß er ein deutscher Shakespeare werde. Über Werthers Wirkung erhielt er Nachrichten, die ihm die Zauberkraft von Lieb und Freundschaft offenbarten und ihn zu dem Glauben begeisterten: „Werther muß sein!" Es ist nicht zu wundern, daß des jungen Autors Selbstgefühl dadurch zu einer bedenklichen Höhe geschwellt wurde. Aber es war doch auch dafür gesorgt, daß er von seiner rasch gewonnenen Popularität keine ungemischte Freude hatte.

Von Lessings ästhetischem Protest gegen Götz, moralischem Protest gegen Werther erfuhr der Verfasser allerdings schwerlich etwas; denn Lessing hatte seine Bedenken nur privatim gegen Freunde geäußert, die mit Goethes Kreis in keinem Zusammenhang standen. Was die Kritik öffentlich, z. B. im Teutschen Merkur, gegen ihn brachte, hatte nicht soviel Gewicht, daß es ihm die Stimmung ernstlich hätte verderben können. Mit Nicolais täppischer Parodie des Werther fand er sich in ein paar derben Versen ab. Auch das hat ihn nicht sehr angegriffen, daß die erste Ausgabe des Götz nicht einmal die Kosten für Druck und Papier abwarf.

Aber soviel Goethe gelesen wurde, so mußte er doch über Mangel an Verständnis klagen. An Götz interessierte das große Publikum mehr das Kostume als der Gehalt. Werther erregte sogar Kestner und Lotte Unbehagen. Es war unverkennbar, daß sie für Albert und Lotte als Modell gedient hatten; und doch mußte namentlich Kestner energisch

ablehnen, daß er Albert sei. Wurde ihm dies brieflich durch Goethe bestätigt, so half das wenig gegen die Neugier eines Publikums, das vor allem zu wissen begehrte, welche wirklichen Personen und Vorgänge in dem Romane verarbeitet seien. Er selbst wird des Ausgrabens und Sezierens seines Werthers herzlich satt. Daß ihm das „Wertherfieber" Sorge machte, beweisen die Verse, die er auf den Titel der zweiten Auflage setzte (später wurden sie wieder gestrichen). Darin kommt er dem Geschmack des empfindsamen Publikums entgegen (und vielleicht über seine eigene Überzeugung hinaus):

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen, so geliebt zu sein —

aber er läßt dem Leser durch den Schatten Werthers auch die Warnung zugehen:

Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.

Begreiflich ist, daß ihm die übermütigen, aber im Grunde sehr gutartigen Farcen neben dem Beifall der Freunde auch viel Kopfschütteln und manche Feindschaft zuzogen. Die Verspottung Wielands wurde ihm doch zur Verlegenheit, als er mit den Prinzen von Weimar bekannt wurde; ebenso seine Verhöhnung der Jacobis. Weil er Wieland einmal derb verspottet hatte, mußte er sich's gefallen lassen, daß ihm auch ein zweites Pamphlet zugeschrieben wurde: Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten; und die Erklärung, wodurch er deren Autorschaft ablehnte, fand nicht überall Glauben. Goethes Briefe zeigen, daß ihm solche Dinge doch manche böse Stunde machten.

Sodann vermittelte ihm seine Schriftstellerei freilich die Freundschaft mit bedeutenden Männern, die ihn in seiner Entwicklung fördern konnten. Aber auch der Verkehr mit ihnen brachte, trotz aller Herzlichkeit, ja Überschwänglichkeit, Schwierigkeiten mit sich, die ihn jetzt schon je und je bedrückten, wie sie später zu Erkaltung und Entfremdung führten. Daß er mit einigen Mitgliedern des Hainbundes,

mit Bürger und Klopstock, mit Basedow und Zimmermann in Beziehung trat, brauchen wir kaum zu erwähnen; dagegen müssen wir sein Verhältnis zu Lavater und Fritz Jacobi genauer darlegen.

Lavater, acht Jahre älter als Goethe, hatte u. a. schon „patriotische und religiöse Lieder" veröffentlicht und von 1768 bis 1772 „Aussichten in die Ewigkeit" in Briefen an Zimmermann, 1773 Predigten über das Buch Jonas. Außerdem waren von ihm 1772 zwei programmatische Aufsätze über die Idee einer Physiognomie erschienen. Von diesen Schriften hat Goethe in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772 die „Aussichten" rezensiert. Sein Urteil ist nichts weniger als freundlich. Lavaters Plan der Ewigkeit, den er freilich für allgemein halten müsse, kann der Rezensent nur für einen spezialen, und vielleicht den spezialsten ansehen. Statt ausgegossner Ahnungen, inniger Empfindungen von Freund zu Freund, Samenblättern von Gedanken, findet er Raisonnement und Perioden; die Empfindung in Phrase so eingewickelt, daß alles zusammen auf das Herz gar keine Wirkung tut. Das ganze Buch leide daran, daß das Mehr oder Weniger, worin das Elend dieser Erde besteht, also die Relativität, in den Himmel übertragen wird. Später brachte dieselbe Zeitschrift eine Besprechung der Predigten über das Buch Jonas. Der Verfasser scheint nicht Goethe zu sein; aber wir werden schwerlich weit fehlgreifen, wenn wir das, was er sagt, auch für das Verständnis von Goethes Stellung zu Lavater benützen. Er lenkt in einen viel freundlicheren Ton ein. Lavater ist, wie jedem großen Genie, sein eigner Gang, Ausdruck, Ton, System, Kostüm zuzugestehen. Sonst freilich „müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten". Denn man glaubt in seinen Schriften „die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, vom Edeln und

Lächerlichen zu erblicken". Aber der Kontrast ist bloß scheinbar. Man muß bei dem Ungewöhnlichen zu sich sagen: „so denket, so spricht nur — ein Lavater." Doch hat der Rezensent ein Bedenken, das sich so leicht nicht beiseite schieben läßt: daß Lavater von einem christusleeren Christentum und einer vernunftlosen Schwärmerei spricht, ohne deutlich zu sagen, was er damit meint. — Im August 1773 sandte Goethe seinen Götz an Lavater. Was ihn dazu veranlaßte, ist nicht mehr zu erkennen. Der Dank Lavaters leitet eine Korrespondenz ein, von deren Beginn uns leider Goethes Briefe nicht erhalten sind. Lavater ist von Goethe sofort ganz hingerissen. Der Verfasser des Götz wird immer der einzige in seiner Art sein, wird immer unaussprechlich viel nützen, wird unter allen seinen Lesern keinen aufmerksamern, keinen wärmern haben als Lavater. Die Ursache dieser Begeisterung verrät sich später: Lavater hat noch keinen „so harmonischen Mitempfinder der Natur" gefunden wie Goethe. Dann offenbaren ihm die theologischen Schriften des Juristen einen „einigen Schmecker und Seher des Bibelgeistes", von dem „wir Theologen" zu lernen haben. Dazu ist Lavater nicht zu stolz; er wünscht, zitternd, glühend, mehr große Winke, ausgedachte Ahndungen seiner Seele von Goethe zu sehen; er schmachtet nach einem Christusideal von Goethes Erfindung und Hand (— das Ideal der Physiognomik ist für ihn ein Gemälde des vollkommensten Menschen oder Jesu Christi). Sein Verlangen nach Förderung erhebt sich bis zu dem Gebet:

O belebe mich und töte
Meine Schwachheit, starker Goethe!
Laß mich suchen, laß mich finden!
Gib mir Nahrung zum Empfinden,
Gib mir Licht und gib mir Wärme,
Wenn ich kalt bin, wenn ich schwärme!
Gib mir deine besten Freuden!
Hüte dich, dich von uns beiden,
Pfeningern und mir, zu scheiden!

Laß dich gläubig nur berühren —
Und wir werden lebend spüren:
Sieh uns, wenn wir zu dir nahn,
Brüderlich und segnend an! Amen.

Aber Lavater hat nicht die Freude, daß ihm Goethe mit gleicher Hitze entgegenkäme. Dieser tut ihm grausam weh, antwortet ihm kaum auf seine Fragen, zieht sich zurück. Der Grund ist nicht schwer zu sehen: Goethe hat selbst ein „christusleeres Christentum"; ja er muß dem Bruder bekennen, daß er „kein Christ" ist. Lavater ist es unbegreiflich, wie dieser einige Schmecker und Seher des Bibelgeistes zweifeln kann, daß Jesus Blut Leben der Welt sei; er fürchtet jetzt, daß Goethe in dem Pastorbrief Großmut gegen Schwache geübt habe, eine Großmut, die ihm nicht ferne von Unredlichkeit scheint; er schätzt allerdings Goethe nach seiner offenen Ablehnung des Glaubens an Christus noch höher — aber er, der Anbeter des starken Goethe, sucht den Lehrer, von dem er immer nur lernen will, sofort zu bekehren. Freilich nur, indem er, wie's dem Schüler geziemt, fragt. Diese Lehrlingsfragen jedoch sind darauf berechnet, den Meister in die Enge zu treiben, ihn vor die Wahl zu stellen, sich für oder wider — den Schüler zu entscheiden. „Was hast Du wider den Christus, dessen Name ich zu verherrlichen dürfte, noch nicht verherrliche?" „Wie kannst Eine Gottheit glauben, wenn Du nicht an Christum glaubst?" Denn für ihn gilt: „Denselben Augenblick bin ich Atheist, wenn ich kein Christ mehr bin. . . . Wenn Jesus Christus nicht mein Gott ist, so hab ich keinen Gott mehr und Goethe und Pfeninger und Lavater sind Träumer, nicht Brüder, nicht Kinder *eines* Vaters, nicht unsterblich. So ist Freundschaft nichts, alles Zauberspiel, keine Existenz ꝛc."

Warum hat Goethe darauf nicht geantwortet: „Ich glaube nicht an Christus; also ist's mit unsrer Freundschaft freilich nichts!" Hinderte ihn daran bloß jene Großmut

gegen Schwache, die an Unredlichkeit grenzt? Oder hatte auch er von sich aus Gründe, die Verbindung mit Lavater nicht aufzugeben?

Schon diese ersten Briefe Lavaters lassen erkennen, daß Goethe in ihm doch auch einen Freund nach seinem Herzen gefunden hatte. Lavaters aufdringliche Herzlichkeit mutete Goethe, soweit sie sich nur im engeren Verkehr offenbarte, nicht so seltsam, ja widerlich an wie uns. Es charakterisiert beider Freundschaftstaumel trefflich, wenn jener schreibt: „Ich möchte mir [meine Freunde] ganz vorstellen, wie sie liegen, aufstehen, sich anziehen, schreiben, schmauchen, essen, faulenzen, phantasieren, lieben, geliebt werden, auf den Schlittschuhen schweben, — meine Briefe lesen, lachen, schweigen, zürnen, stampfen, sich frisieren, frisieren lassen u. s. w. Wissen möcht ich ihr Kabinettchen, ihre Sofas, Schlafmütze — was ich Tor alles wissen möchte — was ich für ein Kind bin!" Ferner war die Idee, aus der Lavaters Leidenschaft für Physiognomik sich nährte, ganz auch in Goethes Sinn: „Die in den Augen aller Weisen und Toren jetzt noch lächerliche Vermutung von der allgemeinen Homogenität aller und jeder Bildungen der Natur," — so daß sich aus jedem Fragment eines Geschöpfs sein ganzer Charakter bestimmen lasse, wie aus jedem Kreisbogen der ganze Kreis. Aber auch ihre divergierenden religiösen Gedanken hatten den Ausgangspunkt gemein. Lavater wollte das Christentum ganz und gar in eine Herzensangelegenheit verwandeln; und für Goethe war die Religion in dieser Zeit verständlich und wert als Herzenssache. Gemein war ihnen also die Abneigung gegen den gemütslosen Rationalismus, gegen die seichte Aufklärerei. Aber das Christentum ist ja nicht natürliche, originale, freie Herzensregung; vielmehr ist der Glaube eine Beziehung zu einem äußerlich gegebenen Wort Gottes, zu der geschichtlichen Person Jesu von Nazareth. Diese Schwierigkeit überwindet Lavater durch ein „unmittelbares Christusgefühl", dessen er sich rühmt; durch

einen „Glauben an Christus, der sich auf sinnliche Erfahrungen gründet". Darunter konnte sich Goethe nichts vorstellen. Aber verwandt fühlte er sich, auch in der Religion, mit Lavater doch.

Deshalb brach er mit dem älteren Schüler nicht, der ihn auf unverfängliche Weise in die eigene Fragestellung hineindrängen und so meistern wollte, und beendete seinerseits den Zwist über das Christentum mit einer an Pfeninger (Lavaters jüngeren Kollegen und intimen Freund) gerichteten klaren, mannhaften Erklärung (26 IV 74). „Danke dir, lieber Bruder, für deine Wärme um deines Bruders Seligkeit. Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Lieber, du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren*) hat. Und von all dem ist das gerade Gegenteil in meinem Herzen ... Bin ich nicht resignierter im Begreifen und Beweisen als ihr? Hab ich nicht eben das erfahren als ihr? Ich bin vielleicht ein Tor, daß ich euch nicht den Gefallen tue, mich mit euren Worten auszudrücken**), und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimentalpsychologie meines Innersten euch darlege, daß ich ein Mensch bin und daher nicht anders sentieren kann als andre Menschen, daß das alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, daß ich die Sachen unter andern Kombinationen sentiere und drum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß. Welches aller Kontroversen Quelle ewig war und bleiben wird. — Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch ich Zeugnis, daß ich bin? Zeugnis, daß ich fühle? Nur so schätz, lieb, bet ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget oder

*) Vgl. meine Bemerkung über die Erfahrung, S. 20.

**) Aber darin sähe ja Lavater eine Großmut, die an Unredlichkeit streift!

stärket. — Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögens Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals. Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu jedem sagen, lieber Freund, geht dir's doch wie mir! Im einzelnen sentierst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen."

Lavater kommt ihm, ohne seine Position aufgeben zu wollen, so weit entgegen, daß sie faktisch aufgegeben wäre, wenn er die Tragweite seiner Worte überschaute. „Mir ist alle Wahrheit, die die Wahrheit in mir herausschlägt — Gottes Wort. Apokryphisch? Kanonisch? Sind die Menschen rasend? Kein Mensch ist, der nicht schon reine Gottesworte geredet, Gottestaten getan habe! O weh — wenn Gottes Wort in die Bibel gekerkert ist. Die Bibel hat viel Garstiges — aber hat's die Natur nicht auch?" — Unheimlich wird ihm bei dieser Freiheit doch, und er bittet leise um Verschwiegenheit. „Zu wem sag ich's? So wahr ich lebe, zu einem Bruder — und dennoch scheinen wir so unermeßlich entfernt, daß alle Welt uns beide für Schurken und Heuchler halten würde, wüßte sie, wie wir uns schrieben."

Goethe, der diese letzten Worte sich nicht zuzueignen brauchte, scheint hierauf nicht mehr geantwortet zu haben und ging weiterhin in seinen Briefen auf eine religiöse Auseinandersetzung nicht mehr ein. Lavaters Besuch sieht er mit dem Wunsche entgegen: „Wenn ich ihm nur einige Tropfen selbständigen Gefühls einflößen kann, soll michs hoch freuen." Aus dem Briefwechsel hat er bis jetzt folgendes Urteil über ihn geschöpft: „Die beste Seele wird von dem Menschenschicksal so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schweifender Geist ihm die kollektive Kraft entzogen und so der besten Freude, des Wohnens in sich

selbst, beraubt hat. Es ist unglaublich, wie schwach er ist, und wie man ihm, der doch den schönsten, schlichtesten Menschenverstand hat, den ich je gefunden habe, — wie man ihm gleich Rätsel und Mysterien spricht, wenn man aus dem in sich und durch sich lebenden und wirkenden Herzen redet." Das persönliche Zusammentreffen mit dem Freund lehrt ihn, „daß man über niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat." „Er sagt so oft, daß er schwach sei, und ich habe niemand gekannt, der schönere Stärken gehabt hätte als er. In seinem Element ist er unermüdet tätig, fertig, entschlossen, und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in ihnen unbekannte Winkel des eigenen Herzens führt: so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehen." Die mündliche Aussprache erhöht doch nur die Wärme des Freundschaftsgefühls, bringt keine religiöse Verständigung. Goethe bleibt „in seinem schwärmenden Unglauben" immer er selbst.

An den frommen Konferenzen Lavaters mit den Brüdern und Schwestern nimmt er ab und zu teil und gibt seinen ironischen Beitrag zu dem salbungsvollen Gespräch*); wenn sie allein sind, erzählt er Lavater mit unverkennbarer Absicht von dem erbaulichen Leben des gottlosen Spinoza; er gibt ihm die Leiden des jungen Werther zu lesen und diktiert ihm zu sentimentalen, gottseligen Gefühlsergüssen

*) Lavaters Tagebuch vom 24. Juni 1774: „Eine Weile bei Klettenberg: allein — und mit Goethe. Von Gebetserhörungen. ‚Friede im Krieg; wenn ihr stille werdet, so wird euch geholfen,' sagte Goethe in einem recht brüderlichen Ton."

als gutes Weltkind eine derbe Nachschrift*). — Nach der Heimkehr entdeckt Lavater einen richtigen Wundertäter und hofft, die Originalbriefe von ihm und über ihn werden Goethes Unglauben überwinden. Dieser scheint darauf gar nicht erwidert zu haben. In der Hauptsache lebt der wunderliche Bruderbund von der gemeinsamen Arbeit an den physiognomischen Fragmenten. Wie er sich in schriller Dissonanz auflöst, werden wir später zu berichten haben.

Gesunder, wahrer, aber nicht gesund und wahr ist die Freundschaft mit Fritz Jacobi, die sich nach einem längeren Mißverhältnis urplötzlich gab, als Goethe auf der mit Lavater unternommenen Reise an den Niederrhein die Gelegenheit fand, den Neffen der „Tante" Johanna Fahlmer, den Gatten von „Mamachen" Betty aufzusuchen. Friedrich Heinrich Jacobi, geb. 1743, war erst Kaufmann gewesen, dann Rat an der jülich-bergischen Hofkammer zu Düsseldorf geworden. Als Knabe war er im pietistischen Sinne sehr fromm gewesen. Dann hatte er philosophische Studien getrieben, sich besonders auch mit Spinoza beschäftigt, und war zu der Überzeugung gekommen, daß das Unerweisliche (also die letzten Gründe des Seins) nur durch einen Instinkt des Gefühls ergriffen werden könne. Schriftstellerisch war er noch nicht hervorgetreten. Aber er hatte einen ausgebreiteten Verkehr mit Männern der Literatur, und hatte Wieland zur Herausgabe des „Teutschen Merkur" bestimmt, in den er 1774 selbst zwei Aufsätze schrieb. Auf den „Merkur" jedoch war Goethe sehr schlecht zu sprechen. „Das ist ein Wind und Gewäsch, daß eine Schand ist" (15. September 1773). „Der Trödelkrämer Merkurius fährt fort, seine philosophisch moralisch poetische Bijouteries, Etoffes, Dentelles ꝛc., nicht weniger Nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen seine Mitarbeiter schulmeisterlich impertinenter, putzt

*) Lavaters Tagebuch: Ems 18. Juli 1774.

sie wie Buben in Noten und Nachreden ꝛc." Erst mußten also die Jacobis (Friedrich Heinrich und sein älterer Bruder Johann Georg) das Verdammungsurteil über den „Merkur" mit tragen: „Wieland und die Jackerls haben sich eben prostituiert" (15. September 1773). Aber wie sie eine eigene Zeitschrift für Frauen, die Iris, herauszugeben planen, kann es Goethe auch nur zu ihren Ungunsten deuten. „Die Iris ist eine kindische Entreprise und soll [F. G. Jacobi] verziehen werden, weil er Geld dabei zu schneiden denkt. Eigentlich wollen die Jackerls den Merkur ruinieren, seit sie sich mit Wieland überworfen haben. Was die Kerls von mir denken, ist mir einerlei. Ehedessen haben sie auf mich geschimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müssen sie fühlen, daß man ein braver Kerl sein kann, ohne sie just leiden zu können" (Februar 1774). Goethe hatte wohl erfahren, daß Fr. Jacobi ihn als einen „feurigen Wolf" bezeichnet hatte, „der an honetten Leuten hinaufsprang und sie in den Kot wälzte". Daß Goethe dessen Tante und Gattin kennen lernte und mit beiden in Briefwechsel trat (Frühjahr und Herbst 1773), änderte an seiner Gesinnung nichts. Gegen Elisabeth Jacobi tat er, als hätte sie weder Mann noch Schwager: „sie würde versucht haben, uns zu vergleichen, und ich mag ihre Freundschaft nicht; sie sollen mich zwingen sie zu achten, wie ich sie jetzt verachte, und dann will und muß ich sie lieben" (15. September 1773). Im Februar 1774 war es bei weitem noch nicht so weit. „Nach Düsseldorf kann und mag ich nicht," schreibt er Sophie von La Roche, der Freundin der Jacobis. Aber J. G. Jacobi hatte Lotte Kestner Gerechtigkeit widerfahren lassen, ja mehr an ihr gefunden, als Goethe in seiner Liebe zu ihr; und er hatte sie unter die Protektrices der Iris geworben. Da war es doch recht schwer, den Zorn festzuhalten. Auch das war ja auf die Dauer unerträglich, mit der geliebten Frau und Tante eines Mannes, den man nicht leiden kann, ja verachtet, intime Briefe zu wechseln.

Also tat er, wie die Gelegenheit sich gab (Juli 1774), was ihn das einfältige Herz hieß: „nicht eingeführt, marschalliert, exkusiert; grad rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er! Und waren schon, eh noch ein schwesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten." So teilt er Betty Jacobi mit, daß „die gesperrte Schiffahrt geöffnet, Handel und Wandel im Flor" sei. In fast wörtlicher Übereinstimmung meldet Jacobi das wichtige Ereignis an Wieland (sie waren also noch nicht zerfallen!): „Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel runter neben einander hingefallen waren, im Nu entschieden; jeder glaubte von dem andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne; Mangel und Reichtum umarmten einander; so ward Liebe unter uns." Nur schade, daß wir aus gleichzeitigen Zeugnissen von Inhalt und Frucht dieser Verbindung bloß eine sehr undeutliche Vorstellung bekommen. Goethe glaubt in Jacobi alles zu umarmen, was ihm fehlt, und will ihm alles schenken, was er hat. Würden sie jetzt wieder stumm gegen einander sein, meint er, und sich nach Zeiten wieder treffen, so wär's ihnen doch, als wären sie Hand in Hand gegangen. „Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben." Jacobi aber schreibt an Sophie von La Roche: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann; mein Charakter wird nun erst seine eigentliche Festigkeit erhalten." Goethe teilt dem Freunde ein Geheimnis mit, das er den Gaffern und Schwätzern nicht offenbaren will: „Was doch alles Schreibens Anfang und Ende, ist die Reproduktion der Welt um mich durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigener Form, Manier wieder hinstellt." Er hofft für den Freund, daß er sich mutig entreiße der papiernen Festung Spekulations- und literarischer Herrschaft; daß ihn verdrieße des Gaffens und Schmarozens an

anderer Schöpfungsfreude, das dem Menschen alle Freude an sich selbst nimmt; daß er zu seinem Erbteil zurückkehre, säe, pflanze und begieße und sein und der seinigen genieße in herzlich wirkender Beschränkung; — dafür segnet er ihn ein. Das ist sehr schön und sehr gut; nur ist daraus nicht zu sehen, *was* eigentlich den Freunden gemein war. Aus „Dichtung und Wahrheit" erfahren wir, daß sie die tiefsten Anliegen des menschlichen Geistes und Gemüts durchsprachen: daß Goethe Jacobis Richtung gegen das Unerforschliche höchst willkommen und gemütlich war; daß sie ihre Gedanken über Spinoza austauschten. Aber für Jacobi war Spinoza wohl damals schon ein Atheist; für Goethe sein Wort ein Wort Gottes. Ob dies nun sofort hervorgetreten sein mag oder nicht: es war wohl mehr eine allgemeine, enthusiastische Stimmung, worin sie sich zusammenfanden, als bestimmte Anschauungen. Goethe erschien Jacobi als ein „Besessener", dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln. „Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt." Auf den „sinnlichen" Goethe aber machte wohl die Schönheit, der edle und freie Anstand, die vornehme Ruhe und Sicherheit des feinen Weltmanns Jacobi einen ebenso tiefen Eindruck wie die Gedanken, die er äußerte. Wir dürfen uns daher nicht verwundern, daß der Enthusiasmus ihrer Freundschaft (vielmehr: Liebe) bald nachließ. Als Jacobi im Januar und Februar 1775 in Frankfurt weilte, waren sie allerdings noch „sehr lieb, gut und kräftig zusammen". Aber die Geistesverwandtschaft, die beide mit seliger Überraschung entdeckt hatten, reichte nicht so weit, daß Jacobi der Stella, die dem Dichter tief aus dem Herzen gesprochen und ins Herz gewachsen war, die er auch um Fritzens willen liebte, einen guten Sinn abgewinnen konnte. Ob er irreleitende Anspielungen auf seine persönlichen Verhältnisse darin sah oder allgemeine moralische Bedenken gegen

das Schauspiel für Liebende hatte, kann uns gleich gelten; Goethe fand sich jedenfalls so mißverstanden, daß er „wild" über Fritz hätte werden mögen, dem er nie — berichtigen wir: noch nicht — „böse" werden konnte. Wurde diesmal die Verstimmung noch gehoben, so brachten die folgenden Jahre doch eine steigende Erkältung und endlich den Bruch eines Seelenbundes, der mit so hohen Erwartungen geschlossen worden war. Später erstand er wieder mit mehr Besonnenheit und Beständigkeit.

9.

Von Goethes Freunden und Freundinnen gründeten Herder und Karoline Flachsland, Kestner und Lotte ihren Hausstand im Mai 1773; Cornelie verheiratete sich mit Schlosser im November desselben Jahres, Maximiliane La Roche mit Brentano im Beginne des folgenden. Merck, Lavater, Fritz Jacobi waren schon verheiratet, als Goethe in Verbindung mit ihnen trat. An ihrer aller häuslichen Freuden und Sorgen nahm Goethe lebhaften, innigen Anteil. Aber für sich spielte er wohl je und je mit dem Gedanken, herabzusteigen von den Höhen der Freundschaft, Liebe und Dichtung, wo die wechselnden Stimmungen wie unberechenbare Winde ihr heiteres und beschwerliches Spiel mit ihm trieben, und sich auf der wohlgegründeten, nährenden Erde häuslich niederzulassen; zu festem Entschluß wollte der Neid auf die „gemachten Leute", die so viel besser dran sind, sich doch nicht verdichten. Man kann sich denken, daß dieses ruhelos bewegte, geschäftige und doch zweck- und ziellose Leben den Eltern Sorge machte; und so suchten sie je und je leiser oder stärker auf ihn einzuwirken.

Schon im November 1772 scheint ihm der Vater zugesetzt zu haben, daß er ernsthafter an seinen Beruf denke und wohl auch weniger Geld verbrauche. „Der Brief meines Vaters ist da," schreibt Goethe an Kestner; „lieber Gott,

wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden? Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem, was liebenswert und gut ist? Sonderbar, daß da man glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto freier er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist, — er wird immer irdischer und kleiner." Etwa ein Jahr später will er den Vater ganz gewähren lassen, der ihn täglich mehr in Stadt-Zivil-Verhältnisse einzuspinnen sucht. Aber seine Nachgiebigkeit hat einen Grund, den der Vater schwerlich vermutete. „So lang meine Kraft noch in mir ist!" vertraut der Sohn Freund Kestner an. „Ein Riß, und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei." Dann schlägt ihm Kestner selbst vor, in fremde Dienste zu treten, und lockt ihn durch die Möglichkeit, ihm und Lotte näher zu kommen. Dies letztere ist schon lange ein Traum Goethes; in Frankfurt hält ihn weder Liebe, noch Hoffnung eines Amts; der Vater hätte auch nichts dagegen. Aber Goethe hat Gründe, die *für ihn* durchschlagend sind, den Gedanken doch abzulehnen. „Die Talente und Kräfte, die ich habe, brauche ich für mich selbst gar zu sehr; ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein . . . Und wenn auch das nicht wäre: unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins. Das bißchen Theorie und Menschenverstand richten's nicht aus. Hier geht meine Praxis mit meinen Kenntnissen Hand in Hand, ich lerne jeden Tag und haudere mich weiter. Aber in einem Justizkollegio — ich habe mich von jeher gehütet, ein Spiel zu spielen, da ich der unerfahrenste am Tisch war."

Im Oktober 1774 haben ihm die Eltern eine Partie gefunden, gegen die er nichts einzuwenden hat; aber in welch seltsamem Tone schreibt er darüber an „Mama" La Roche. „Ich lag seither stumm in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir läge, all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch

mir und den meinigen zugedacht hat; ob ich einen Fels fände, drauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Notfall mich mit meiner Habe flüchtete." Es wird nichts aus der Sache. Jedoch im neuen Jahr wird er von seinem armen Herzen in allen Anteil des Menschengeschicks, aus dem er sich kaum erst gerettet hatte, sofort wieder hineingezogen. Wir geben die wunderbare Geschichte möglichst in seinen eigenen Worten, da wir sie anders nicht anschaulich, nicht glaubhaft machen könnten.

Im Januar 1775 antwortet er auf einen namenlosen Brief von Frauenhand: „Meine Teure — ich will Ihnen keinen Namen geben; denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort, das einen Komplex von all denen Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben, Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick! — Ich komme doch wieder — ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe! . . . Der Brief ist wieder liegen geblieben; o haben Sie Geduld mit mir. Schreiben Sie mir, und in meinen besten Stunden will ich an Sie denken. Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's; und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott." Die Überschwänglichkeit dieser Stimmung ist gewiß nicht bloß die Wirkung des empfangenen Briefs, sondern auch der „wunderlichen Stunde", da er ihn empfing. Eine Aufklärung über die Situation gibt uns der folgende Brief an die „teure Ungenannte" (vom 13. Februar). „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und

Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein Paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird; der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Faßnachts Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. Aber nun gibts noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Maße, auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde, was er machte? — weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinn kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben . . . Ob mir übrigens verraten worden, wer und wo Sie sind, tut nichts zur Sache. Wenn ich an Sie denke, fühle ich nichts als Gleichheit, Liebe, Nähe. Und so bleiben Sie mir, wie ich gewiß auch durch alles Schweben und Schwirren durch unveränderlich bleibe . . . diese Kußhand . . ."

Die „teure Ungenannte" war Auguste zu Stolberg, die Schwester der beiden Dichter Stolberg, mit denen Goethe Briefe wechselte und nachher in die Schweiz reiste; die

„niedliche Blondine" Elisabeth Schönemann, „Lili". Daß er bei jener Gleichheit, Liebe, Nähe fühlt, muß er ihr offenbar deshalb schreiben, deshalb in diesem Tone schreiben, weil er Gleichheit, Liebe, Nähe bei dieser nicht fühlt. — Wir lassen Goethe weiter reden.

An Johanna Fahlmer (März): „Ich bin ganz unerträglich. Und darum fleißig an sinnlicher Arbeit ... Mit mir nimmt's kein gut Ende." — An Johanna Fahlmer (März): „Lili ist uns mit ihrer Mutter in einer Kutsche begegnet; ich war sehr dumm und toll." — An Auguste (6—10. III): „Warum soll ich Ihnen nicht schreiben, warum wieder die Feder liegen lassen? ... Gott weiß, ich bin ein armer Junge ... Was soll ich Ihnen sagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann, da Sie mich nicht kennen. Liebe! Liebe! Bleiben Sie mir hold. Ich wollt, ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen! ... Viel hab ich an Sie gedacht! Gedacht, daß ich für Ihre Silhouette noch nicht gedankt habe! Wie oft habe ich schon dafür gedankt ... Diese rein sinnende Stirn, diese süße Festigkeit der Nase, diese liebe Lippe, dieses gewisse Kinn, der Adel des ganzen! Danke meine Liebe, danke. Heut war der Tag wunderbar. Habe gezeichnet, eine Szene geschrieben. O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging zugrund*)." — An Auguste (19—25. III): „Wenn du leidest, schreib mir — ich will alles teilen — o dann laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte dich, verfolge mich mit deinen Briefen dann, und rette mich von mir selbst." — An Herder (25. III): „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schicksal hängt, und

*) Hier ist Stella gemeint. Vorher hatte er Erwin und Elmire gedichtet; später schrieb er Claudine von Villa Bella; dann an Faust.

die ich schon so lange in rotierender Oscillation auf und zu trille, sich endlich knüpfen wollten. Übrigens machen mich allerlei Umstände ziemlich lahm, ohne mir doch den guten, jungen Mut zu nehmen." — An Auguste (26. IV): „Ach Gott, Ihre Brüder kommen, unsere Brüder, zu mir! Liebe Schwester, das liebe Ding, das sie Gott heißen oder wie's heißt, sorgt doch sehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung und es wird mir so wohl tun, sie zu haben." — An Herder (Mai): „Mir geht's wie dir, lieber Bruder; meinen Ballen spiel' ich wider die Wand, und Federballen mit den Weibern. Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud der Erde wähnt ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen. ... Ich tanze auf dem Drahte (Fatum congenitum genannt) mein Leben so weg. Fiat voluntas!" — An Johanna Fahlmer (24—26. V aus Straßburg): „Soviel diesmal vom durchgebrochenen Bären, von der entlaufenen Katze! Ich habe viel, viel gesehen. Ein herrlich Buch die Welt, um gescheiter daraus zu werden, wenn's nur was hülfe." — An Johanna Fahlmer (5. VI, aus Emmendingen): „Noch, fühl' ich, ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm' ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher. Ich weiß es wohl, ich bin ein Tor, allein drum bin ich's doch." — An Auguste (25. VII; wieder aus Frankfurt): „Ich will Ihnen schreiben, Gustchen, liebe Schwester, ob ich gleich, wäre ich jetzt bei Ihnen, schwerlich reden würde. Ich muß anfangen! Wie weit ist's nun von mir zu Ihnen. ... Gestern Abend, Engel, hatte ich soviel Sehnen, zu Ihren Füßen zu liegen, Ihre Hände zu halten, und schlief drüber ein. ... Ich muß noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! Das ist immer so mein Traum, meine Aussicht durch viel Leiden. Ich habe mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen. O Gustchen wenn ich nur einen Blick in Ihr Aug tun könnte! Ich will

schweigen. Hören Sie nicht auf, auch für mich zu sein!" — An Auguste (3. VIII, aus Offenbach): „Gustchen! Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem stroheingelegten bunten Schreibzeug — da sollten feine Briefchen ausgeschrieben werden; und diese Tränen und dieser Drang! Welche Verstimmung. O daß ich alles sagen könnte. Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! ... Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinne sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange, Gustchen, und Sie so weit. Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Main, ich seh' hinüber und denk' an dich! So weit! So weit! — Und dann du und ich! und alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben. ... Und doch Engel, manchmal, wenn die Not in meinem Herzen die größte ist, ruf ich aus, ruf ich dir zu: Getrost! Getrost! Ausgeduldet, und es wird werden. ... Diese Leidenschaft ist's, die uns aufblasen wird zum Brand; in dieser Not werden wir um uns greifen, und brav sein, und handeln, und gut sein, und getrieben werden, dahin, wo Ruhe-Sinn nicht reicht. ... Hundertmal wechselt's mit mir den Tag! ... Oft sind mir selbst die Züge der liebsten Freundschaft tote Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub. Engel, es ist ein schrecklicher Zustand, die Sinnlosigkeit. In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit. Verzeihen Sie mir denn diese Verworrenheit und das all. Wie wohl ist mir's, daß ich so mit Ihnen reden kann; wie wohl bei dem Gedanken, sie wird dies Blatt in der Hand halten! ... Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd,

oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen ... Lili war verwundert, mich da zu finden; man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich schriebe. Ich sagt's ihr. ... Der Unruhige. Lassen Sie um Gotteswillen meine Briefe niemand sehen!" — An Lavater (4. VIII): „Lili grüßt dich auch. — Und mir wird Gott gnädig sein. NB. ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing' ihm Psalmen. ... Ich bin sehr aufgespannt, fast zu sagen über; doch wollt' ich, du wärst mit mir; denn da ist wohl sein in meiner Nachbarschaft." — An Merck (etwa 8. VIII): „Ich bin wieder gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken: nur möcht' ich wissen, ob du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß." — An Johanna Fahlmer (11. IX): „Bitte! Bitte! Sehen Sie sich in der Messe um nach was für Lili!!! ... das Neueste, Eleganteste! Sie fühlen's allein und meine Liebe dazu! Aber heilig unter uns, der Mama nichts davon!" — An Auguste (14—20. IX 75): „Heut bin ich ruhig, da liegt zwar meist eine Schlange im Grase. Hören Sie, ich hab' immer eine Ahnung, Sie werden mich retten, aus tiefer Not, kann's auch kein weiblich Geschöpf als Sie. ... Was Sie von Lili sagen, ist ganz wahr. Unglücklicherweise macht der Abstand von mir das Band nur fester, das mich an Sie zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht alles sagen. Es geht mir zu nah; ich mag keine Erinnerungen. Engel! Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen, wie die Trompete dem eingeschlafenen Krieger. Wollte Gott Ihre Augen würden mir Ubalds Schild, und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen, und — Ja Gustchen, wir wollen das lassen — über des Menschen Herz läßt

sich nichts sagen, als mit dem Feuerblick des Moments. . . . Dein gut Wort wirkte in mir, da sprach's auf einmal in mir: sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte; erkenn' ich sie vielleicht auch nicht; und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser. Gustchen! . . . Gute Nacht! So! Ich sehe zurück, schon dreimal; ist's doch als wenn ich verliebt in dich wäre! und den Hut immer nähme und wieder niederlegte. Wie wollt' ich, du könntest nur acht Tage mein Herz an deinem, meinen Blick in deinem fühlen. Bei Gott, was hier vorgeht, ist unaussprechlich fein und schnell und nur dir vernehmbar. . . . Ich komme geschwind gelaufen, dir zu sagen, was mir drüben in der andern Stube durch den Kopf fuhr: Es hat mich doch kein weiblich Geschöpf so lieb wie Gustchen. . . . Heut nacht neckten mich halb fatale Träume. Heut früh beim Erwachen klangen sie nach. Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte. Gutes Muts denn, Gustchen. Wir wollen einander nicht aufs ewige Leben vertrösten! Hier noch müssen wir glücklich sein, hier noch muß ich Gustgen sehn. Das einzige Mädchen, deren Herz ganz in meinem Busen schlägt. . . . Lili heut nach Tisch gesehn, in der Komödie gesehn. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt, auch nichts geredt! Wär ich das los. O Gustchen, und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. Aber ich bleib meinem Herzen treu, und laß es gehn. Es wird — . . . Adieu. Ich bin ein armer, verirrter, verlorner — — Nachts achte, aus der Komödie, und nun die Toilette zum Ball! O Gustchen, wenn ich das Blatt zurücksehe! Welch ein Leben. Soll ich fortfahren? oder mit diesem auf ewig endigen. Und doch Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß

mitten in dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold. Da laß ich's denn so gehn. Betrüge mich vielleicht selbst. Und danke Gott. Gute Nacht. Addio. Amen. 1775. — — Wieder angefangen, ob zum Zerreißen oder wie! Genug, ich fange an. Auf dem Ball bis sechs heut früh, nur zwei Menuetts getanzt, Gesellschaft gehalten einem süßen Mädchen, die einen Husten hatte — Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältnis zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! wenn ich dir lebhaft! Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließ. Jetzt ist's bald achte nachts. Hab geschlafen bis 1, gegessen, etwas besorgt, mich angezogen, den Prinzen von Meinungen mich dargestellt, ums Tor gangen, in die Komödie. Lili sieben Worte gesagt. Und nun hier. Addio."

Wir atmen erleichtert auf, wenn wir erst Andeutungen, dann die bestimmte Mitteilung vernehmen: „Ich gehe nach Weimar." Die sieben Worte an Lili waren wohl die letzten. Über Auguste haben wir aus diesen Tagen, an ihre Brüder gerichtet, das seltsame Wort: „Gustchen ist ein Engel. Hols der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist." In dem Tagebuch seiner Reise nach Weimar richtet er an beide in unmittelbarer Folge Worte des Abschieds: „Lili Adieu. Lili zum zweitenmal! Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen. Mir ist in

dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht! — Adieu. — Und du! wie soll ich dich nennen, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehm' ich Abschied von dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! — Noch die höchste Zeit — Einige Tage später — und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden . . . Und das weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat."

So sah „die Anmut jenes Unglücks", das der Greis nicht mehr ganz nachfühlen konnte, vielleicht auch nicht vollständig beschreiben wollte (Auguste zu Stolberg wird in „Dichtung und Wahrheit" nicht genannt) von der Nähe aus! Eine Aufregung aber, wie sie die Briefe dieser Zeit durchtobt, erklärt sich nicht aus äußeren Schwierigkeiten, gegen die Goethes Liebe zu Lili zu kämpfen hatte (daß die beiderseitigen Familien in kein richtiges Verhältnis zueinander kommen konnten; daß speziell Vater Goethe eine Abneigung gegen die „Staatsdame" Lili hatte); auch nicht aus dem Verdruß Goethes über die Onkelsmanieren der Handelsfreunde des Schönemannschen Hauses, denen Lili auch die Wange zum Kuß nicht versagen durfte; auch nicht aus der allgemeinen, unbestimmten Abneigung des Dichters, sich in feste Verhältnisse zu binden. Denn das alles hätte Goethe sagen können; die Hauptsache aber kann er der teuren Unbekannten nicht sagen. Was ist diese unsagbare Hauptsache? Nichts anderes als die Doppelliebe Goethes zu Lili und Auguste. Jene hatte ihn durch den Zauber ihrer Erscheinung gefesselt; aber in seinem tiefsten Wesen sah er sich von ihr nicht verstanden. Diese hatte ihn so lieb wie kein ander weiblich Geschöpf und war das einzige Mädchen, deren Herz ganz in seinem Busen schlug; und soweit er ihre Erscheinung sich aus der Ferne vorstellen konnte, durfte ihr Adel den Vergleich mit der Niedlichkeit seiner Blondine nicht scheuen.

Da wir eine solche Doppelliebe durchaus nicht für etwas Unmenschliches halten (sie möchte häufiger vorkommen, als man gerne denkt), soll uns auch Goethes Doppelliebe nicht hindern, ihn ernst zu nehmen — wie wir's tun müssen, wenn wir von ihm eine Beihilfe zum Verständnis des Lebens erwarten. Im Gegenteil! Wer nicht in ungewöhnliche Schicksale hineingezogen wurde, hat weder Trieb noch Fähigkeit, das allgemeine Menschenleben zu verstehen. Es beweist aber jede Zeile aus den Briefen, die wir im Auszug mitteilten, daß Goethes Doppelliebe nicht die frivole Laune eines verzogenen Jungen war, sondern das notwendige Produkt seiner Natur in sein Verhängnis.

Zweites Kapitel.

Die Dichtungen.

1.

Die Dichtungen des jungen Goethe sind, wie er an Auguste zu Stolberg schreibt, die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens. Doch hat er damit deren Verhältnis zu sich noch zu äußerlich dargestellt. Daß er seine Freuden und Leiden in Gedichten aufbewahrte, ist nicht eine Nebenbeschäftigung von ihm, sondern ein Stück, ja die ganze zweite Hälfte seines Lebens. Sein Dichten ist teils die notwendige Entladung des seelenvollen Busens, teils eine instinktive Notwehr gegen den Druck der Verhältnisse. („O, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ginge zugrund.") Darum machen auch seine besten Produktionen den Eindruck der „Besessenheit", wie ihn der Mensch Goethe in seinen besten, d. h. bewegtesten, erregtesten Stunden machte. Wir können Jacobis Urteil über sein Denken und Handeln mit leichter Aenderung auf sein Dichten übertragen: es ist ihm fast in keinem Falle gestattet, willkürlich zu dichten; man braucht ihn nur eine Stunde zu hören, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders dichten soll, als er wirklich dichtet. In seinen schönsten Liedern scheint sich wirklich nur (um Kierkegaards Worte zu gebrauchen) die tiefe Bewegung des Herzens, indem sie über die Lippen strömt, in Musik zu verwandeln; nichts erinnert

uns an eine dazwischentretende Erwägung des Dichters, was er sagen, wie er's sagen solle. Führt er uns in Roman und Drama Personen in eigentümlichen Stellungen und Stimmungen vor, so gelingt es ihm in seinen besten Momenten (die nicht eben selten sind), uns unmittelbar sehen und hören zu lassen, was er sieht und hört. Dann regt uns nichts zu der Frage an: warum wird der und das so dargestellt? Es ist eben alles so, wie es ist. — So hat sich an Goethe erfüllt, was er, hoffend und wünschend, daß es ihm werde, in einem Brief an Herder als Lesefrucht notiert (Juli 1772): „Wenn Schönheit und Größe sich mehr in dein Gefühl webt, wirst du Gutes und Schönes tun, reden und schreiben, ohne daß du weißt, warum."

Goethes Dichtungen sind aber doch nicht ein bloßer Abklatsch, sondern ein Niederschlag seines Lebens, der durch besondere, hinzutretende Geistestätigkeit bewirkt ist. Sonst könnten wir sie dem Aesthetiker zur Erläuterung und Würdigung überlassen und brauchten sie nicht neben dem Leben selbst zum Verständnis seiner Lebensanschauung zu verwerten. Das Herz allein und die artikulierte Sprache machen den Dichter nicht; er bedarf auch der beweglichen, schauenden, bildenden Phantasie. Das Erlebnis wird mit der Phantasie aufgefaßt, von ihr verarbeitet, mit ihren Mitteln ausgedrückt (alles Bewegungen, die sich mit der „Besessenheit" recht gut vertragen). Dadurch erleidet es gewisse Veränderungen, die wir betrachten müssen, um die Dichtung und den Dichter nicht falsch zu verstehen.

Erstens. Es wird niemals bloß von den Lippen des Dichters der schmerzliche Aufschrei, das frohe Aufjubeln des Herzens in eine schöne Musik verwandelt; vielmehr wird das wirkliche Gefühl, indem es die Phantasie des Dichters durchläuft, immer zugleich vereinfacht und verallgemeinert. Als wirkliche Menschen haben wir nie ganz einfache Gefühle, Stimmungen. Das wirkliche Erlebnis erschüttert immer das ganze System der Empfindungen; dann schwirren

diese durcheinander; wir lieben und hassen, leiden und freuen uns zugleich; und die Art, wie sich die Empfindungen auslösen und mischen, macht die private Besonderheit des einzelnen, die von dem andern nur schwer verstanden und nachempfunden werden kann. Sind wir einmal ganz und ausschließlich von Liebe oder Haß, Freude oder Leid hingerissen und erfüllt, so stehen wir gewiß nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, sondern bewegen uns in einer erträumten Welt, in „unserer" Welt. Darum können wir auch die Bewegungen, die wir in solchen reinen Stimmungen begonnen haben, im wirklichen Leben selten fortsetzen und vollenden. Auch der Dichter empfindet mit der Reinheit und typischen Allgemeinheit, die uns an ihm entzückt, nur in der Phantasie. Darf diese aber nach den Gesetzen ihrer Natur arbeiten, ohne daß der Dichter als gemein-wirklicher Mensch dazwischentritt und ihr vorschreibt, was und wie sie arbeiten soll, so wird sie nicht eine bloß mitklingende Nebenstimmung, sondern nur seine derzeitige Grundstimmung ergreifen, erhöhen und als seine ausschließliche Stimmung aussprechen. Dann läßt sich ihr Werk doch für die Erkenntnis von des Dichters wirklichem Leben verwerten. In dieser glücklichen Lage sind wir bei dem jungen Goethe in den meisten Fällen.

Zweitens. Der Dichter kann die Gestalten, die er uns vorführt, nur aus sich schöpfen. Was er an andern beobachtet, muß er doch mit seiner Empfindung beseelen; ist es ihm so fremd, daß ihm dies unmöglich ist, so kann er das Beobachtete auch nicht dichterisch verwerten. Aber die Phantasie des Menschen bindet sich nicht an das, was aus ihm wirklich wurde, sagt ihm nicht bloß und sicher voraus, was aus ihm wirklich werden wird, sondern liebt es, mit den Möglichkeiten, die in ihm liegen, zu spielen. Sie malt ihm aus, was er einst hätte tun können und was alles daraus gefolgt wäre, wie wenn er nicht schon alles getan, entschieden hätte; sie läßt ihn zukünftige Entschließungen jetzt

durchkämpfen, auch wenn noch ganz unsicher ist, ob er je in den Fall kommen wird, sie vollziehen zu müssen; sie kann sogar die wirkliche, gegenwärtige Empfindung in einen Traum verwandeln, in eine Möglichkeit, so daß uns z. B. im Kummer bald zu unserer Erleichterung einfällt, es sei ja nicht so schlimm, wie wir „in Gedanken" empfanden, bald zu unserem Schrecken, wir seien wirklich so übel dran, wie wir träumen. Auch die Hauptstimmung, die der Dichter in lyrischer Begeisterung expektoriert, wird von seiner Phantasie ihm und uns als Möglichkeit durch- und vorgespielt. Im günstigen Moment aber kann jede Nebenstimmung die Phantasie anreizen, sie durchzuspielen, zu einer besonderen Figur zu verdichten und zu ergänzen. So hat Goethe aus sich Liebhaber in allen Gestalten geschöpft: sinnliche und übersinnliche, starke und schwache, spielende und ernste. So hat er eine Menge von Menschen mit anderen Interessen geschaffen, wenn auch infolge äußerer Anregung, so doch aus sich. Alle zusammen stellen den Umfang der ihm verständlichen Welt dar. Verstehen können wir die Welt ja nur als Verwirklichung der Möglichkeiten, die in uns selbst liegen. Daß aber der Dichter diese Möglichkeiten in sich trägt, gehört zu seinem wirklichen Wesen und muß zum Verständnis seiner Persönlichkeit verwendet werden.

Drittens. Indem nun der Dichter die Möglichkeiten, die in ihm liegen, aus sich herausetzt, gewinnt er Raum, zu ihnen Stellung zu nehmen. Dies führt häufig zu dem Resultat, daß er sein Geschöpf sich in einer Richtung entwickeln läßt, die er in seinem wirklichen Leben nicht einschlagen kann und will. Entweder wird das Gefühl, das er in einer Gestalt verkörperte, in ihm durch die Objektivierung so erkältet, daß es ihn nicht mehr bestimmen kann; oder erkennt er, daß das betreffende Gefühl mit den Gesetzen des Weltlaufs in unversöhnlichem Widerspruch steht, er also im Interesse der Selbsterhaltung sich seiner erwehren muß. Ob nun diese oder jene Erklärung gerade zutreffe:

jedenfalls ist es für das Verständnis des Dichters von größter Wichtigkeit, wo er in seinem eigenen Leben von dem Weg seiner Geschöpfe abbiegt. Wir können daraus die Macht abschätzen, die sein Gefühl über ihn hat, und die Art und Gewalt des Eindrucks, den ihm die Wirklichkeit macht; wir sehen daraus, wie er sich mit seiner inneren Welt in die äußere Welt einordnet. — Goethe ist Werther, nur daß er sich nicht wie Werther erschießt; Goethe ist ein Clavigo, der unter dem Schmerz über den Schmerz der verlassenen Geliebten nicht zugrunde geht; Goethe ist der Fernando der Stella, hat aber sein Verhältnis zu den Frauen, die er an sich zog, doch etwas anders eingerichtet als dieser. Für Goethes wirkliche Lebensanschauung ist es von entscheidender Bedeutung, warum er kein richtiger Werther, Clavigo, Fernando wurde.

Unserem Zwecke entspricht es nicht, daß wir die Dichtungen dieser Periode Goethes in ihrer zeitlichen Folge nacheinander durchsprechen; wir müssen sie nach sachlichen Gründen ordnen, auch zerschneiden und zusammenfassen. Einiges, das ein ganz theoretisches Gepräge trägt, sparen wir für das dritte Kapitel auf*).

2.

Goethe war in dieser Zeit ganz überwiegend Dichter der Liebe. Die meisten Lieder sprechen Liebesstimmungen aus; Liebeskonflikte füllen die meisten Dramen und den einzigen Roman: Die Laune des Verliebten, Werther, Clavigo, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella, Stella. Im Götz

*) Der folgenden Besprechung der Dichtungen ist deren älteste Form zugrunde gelegt nach „Der junge Goethe ... herausgegeben von S. Hirzel", Leipzig 1887. Das Büchlein „Annette" findet sich in der Weimarer Ausgabe der Werke, erste Abteilung, Band 37. Prometheus ist nach Band 39 derselben Ausgabe zitiert. Von Faust kommt für uns natürlich nur der „Urfaust" in Betracht, den Erich Schmidt herausgegeben hat.

und Faust dient die Liebe der Veranschaulichung allgemeinerer Gedanken; auch in dem Lustspiel „Die Mitschuldigen" und den Farcen wird sie mit mehr und weniger Ernst und Laune verwertet. Ob der Dichter in Mahomet, Prometheus, dem ewigen Juden das Motiv der Liebe gar nicht verwenden wollte, wissen wir nicht. Bei diesem Sachverhalt bedarf es keiner weiteren Begründung, daß wir uns zuerst die Frage vorlegen, wie der Dichter die Liebe erlebt.

Auch Goethe ist nicht als Meister vom Himmel gefallen. Der Leipziger Student ist von Vorbildern abhängig, besonders von den Anakreontikern und von Wieland; und zwar nicht bloß in der Form seiner Dichtungen, sondern auch in deren Gehalt, in seiner Auffassung der Liebe. Trotzdem hätte er gewiß nicht mit Lessing über seine Lieder schreiben können: „Man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindung im geringsten damit harmoniere." Er spricht wenig erlebte Empfindung aus, sondern tändelt mit angelesenen, anempfundenen Gefühlen und Gedanken. Aber daß er so tändelt, läßt doch den Pulsschlag eines gewissen sachlichen Interesses durchfühlen. Die Liebe ist ihm durchaus sinnliche Erregung, sinnlicher Genuß, der als verbotener um so pikanter ist. Die weibliche Tugend, die der Verlockung widersteht, wird gerühmt, weil das die Gelegenheit gibt, die gefährliche Situation auszumalen. Des Dichters Begriff von Tugend ist nicht sehr hoch; sein Glaube an ihre Kraft schwach. Übrigens ist er nicht sowohl *sinnlich*, als vielmehr *neugierig*: das ist das treibende Interesse in den Gedichten des Büchleins „Annette", in den zwanzig „neuen Liedern", die 1770 gedruckt wurden. Der Dichter schleicht sich mit seinem Amor in das Brautgemach und hält sich schalkhaft und bescheiden die Augen zu — doch so, daß er zwischen den Fingern noch durchsehen kann. Das Liebesspiel ist ihm höchst *interessant*, namentlich, wenn es kritisch wird. Diesen Eindruck macht auch der Dichter der „Mitschuldigen". Eher glauben wir

dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten", daß es der Erregung und Not eigener Liebe sein Dasein verdanke; nur ist diese Liebe ohne Gehalt.

In den Liedern an Friederike zeigt die Liebe eine neue Art, die sie nicht nur in den späteren Liedern behält, sondern auch im Werther und den Dramen hat, wo der Dichter die Liebe sich lyrisch ergießen läßt. Die Unmittelbarkeit, Innigkeit und Kraft des Tones läßt (nach einer anfänglichen Unsicherheit) immer weniger einen Zweifel, daß ein Liebender *seine* Liebe singt, wie sie eben ist, ohne künstliche Steigerung des Gefühls, ohne geistreiche Pointierung des Ausdrucks. Diese Liebe nun ist „das Neigen von Herzen zu Herzen". Das Herz möchte

gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur
Und, vertrauend, zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Das Unglück der Liebe ist, sein dargebotenes Herz verschmäht zu sehen:

Sein ganzes Herz dahin zu geben
Und, Götter, so verachtet sein!
Das untergräbt das innre Leben,
Das ist die tiefste Höllenpein.

Sünde und Schuld ist es, durch Sprödetun ein redlich liebendes Herz zu quälen.

Ich vernahm sein stummes Fleh'n,
Und ich konnt ihn zehren seh'n,
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick —

bekennt Elmire, die Erwin obige Klage auspreßte, und fühlt sich dabei als arme Sünderin, als die Schuldigste der Welt. Der sinnliche Untergrund der Liebe bleibt im allgemeinen unter der Schwelle des Bewußtseins; spricht sich sinnliche Erregung aus, so tut sie's kräftig und wahr:

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rings vergißt,
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt:
Das lauft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh,
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh.

Gretchen darf gestehen:

Mein Schoß! Gott! drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft ich fassen
Und halten ihn,
Und küssen ihn,
Soviel ich wollt!
An seinen Küssen
Vergehen sollt!

Das Kokettieren mit der Tugend ist abgetan. Dafür tritt öfter eine religiöse Stimmung ein:

Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch Morgen sein wie Heute
Und lehr mich ihrer würdig sein.

Doch wird der Gedanke noch nicht lyrisch verwertet, daß die Geliebte dem Liebenden ein Gewinn, eine Förderung in seiner Entwicklung werden könnte: Auguste zu Stolberg, von der Goethe doch hoffte und wünschte, daß sie ihn vor sich selbst rette, hat ihn zu keinem Gedicht begeistert. Die Liebe ist und bleibt also ganz Gefühl. Als solches wird sie im Feuerblick des Moments ihrer Unbedingtheit gewiß und schöpft daraus die Kraft, sich mit zweifelloser Sicherheit auszusprechen. Vor- und rückwärts zu denken hat sie kein Bedürfnis, eher eine Abneigung.

Dies die Hauptstimmung des Dichters. Sie verbindet Weislingen und Maria, Erwin und Elmire, Pedro und Claudine; sie beseelt zuerst Werther und ist als ursprüngliche Stimmung in Clavigo und Fernando vorauszusetzen. Goethes

Leben, wie wir es kennen gelernt haben, berechtigt uns zu der Vermutung, daß er damals in dieser Art selbst und wirklich liebte. Aber er trug doch noch andere Arten von Liebe als Möglichkeit in sich. In Götz und Elisabeth, in Madame Sommer (Cecilie) stellt er eine Liebe dar, die nicht bloß Gefühl, sondern Gemüt und Charakter geworden ist, die sich opfern, entsagen gelernt hat. Andrerseits kennt er eine „Liebe", die nur sinnliches Verlangen ist. In Franz entzündet Adelheidens*) Schönheit eine rein sinnliche Glut; Hanswurst hat an seiner Hochzeit kein Interesse als das der Befriedigung des Geschlechtstriebs; Satyros ist die geistlich maskierte Geilheit. Liebende ganz besonderer Art sind endlich Fernando, Crugantino und Faust, deren Charakteristik wir einer speziellen Besprechung vorbehalten wollen.

Kehren wir zurück zu der erotischen Grundempfindung des Dichters, um uns von da aus durch ihn tiefer in das Verständnis des Herzens einführen zu lassen.

Die Liebe ist das „Neigen von Herzen zu Herzen". Als solches könnte sie noch bloßes, leeres Spiel sein, das sich nur rhythmisch wiederholte, aus dem nichts folgte. Aber in dem Neigen des Herzens zum Herzen soll offenbar stattfinden das „Überfließen in das Mitempfinden einer Kreatur". Das gibt der Liebe Gehalt, Ernst; das offenbart uns die Bedingungen und das Wesen der Liebe. Überfließen lassen kann das Herz nur eine Empfindung, die es vor der Liebe, in der Liebe für sich hat. Die Liebe setzt ein „eigen Herz" voraus. Ferner entspricht dem Überfließen natürlich auch ein Überflossen-werden. Die Liebe ist Geben und Empfangen, Zeugung und Empfängnis; das „Neigen von Herzen zu

*) Adelheid selbst wird nur in der ersten Bearbeitung des Götz von Liebesleidenschaft ergriffen. Sickingen wird von ihr geliebt als der wirkliche, der starke Mann. In der zweiten Bearbeitung kann sie, selbst unbewegt, ihre Reize als Mittel zur Durchsetzung ihrer Herrschsucht frei benutzen. Sie gehört also nicht unter die Repräsentanten der Liebe.

Herzen" nur die den Austausch des Lebens begleitende Empfindung. Endlich aber hat das Liebesverhältnis, worin die Herzen ineinander überfließen, nur die Bedeutung, daß es einem allgemeineren, ins Unbestimmte schweifenden Verlangen des Herzens die Gelegenheit gibt, sich auf einen Punkt zu konzentrieren, momentan zu befriedigen. Dieser allgemeine Liebestrieb existiert auch außerhalb des einzelnen Liebesverhältnisses für sich, und ist die bewegende Kraft menschlichen Lebens.

Er offenbart sich erstens in der Sehnsucht, die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens, zur Befruchtung der eigenen Existenz, in sich aufzunehmen:

Wo faß ich dich, unendliche Natur!
Euch Brüste, wo! Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt,
Ihr quellt, ihr drängt; und schmacht ich so vergebens!

Er entflammt das Herz zu dem Wunsche nach Vereinigung mit dem geheimnisvollen Ursprung der Herrlichkeit des Daseins, unter deren Gewalt das Herz erliegen möchte:

Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!
Daß ich dich fassen möcht
In diesen Arm!
— — — — — — — — —
Hinauf! Hinauf strebts.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In eurem Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

Eros bemächtigt sich auch des Denkens und erregt in dem Menschengeiste einen verzehrenden Durst nach Erkenntnis. Faust ergibt sich der Magie:

Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis würde kund,
— — — — — — — — — — —
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkungskraft und Samen . . .

Er wünscht, daß Natur zu ihm spreche, „wie spricht ein Geist zum andern Geist."

Die heilige Glut des Herzens ist ferner Drang und Kraft zu schaffen. Sie treibt Prometheus, Menschen zu schaffen:

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, weinen,
Genießen und zu freuen sich
— — — — — — — — —
Wie ich —

also Kreaturen, in deren Mitempfinden sein Empfinden überfließen kann. Daß seine Kinder arbeitsam und faul, grausam und milde, freigebig und geizig sind, verdirbt ihm die Freude an ihnen nicht: es ist ihre Art so, zu gleichen den Tieren und den Göttern. Der Schaffensfreude des Herzens dient auch der natürlich-sinnliche Trieb. Daß er eine Nachkommenschaft von edlen, tapfern Söhnen habe, war der herzliche Wunsch des edeln, tapfern Götz. Aber die schaffende Kraft des Herzens greift noch weiter um sich. Ihr verdanken wir alle ersprießliche soziale Ordnung. Das Herz treibt Prometheus, dem Bedrängten zu helfen. Das Ideal des getreuherzigen Götz ist, daß der Fürst in sich und seinen Untertanen glücklich sei; daß jeder einen edeln, freien Nachbar neben sich sehen kann, ihn weder fürchtet noch beneidet, sich vielmehr freut, seinesgleichen um sich zu haben; daß

jeder das Seinige erhält und in sich selbst vermehrt und nicht den Nachbar verderbt, um sich zu fühlen. Dächten alle so: wie herrlich müßte das Leben sein!

Das lebensfreudige Herz ist endlich das Organ für den künstlerischen Genuß, die treibende Kraft im künstlerischen Schaffen. Tritt der Dichter in die Galerie voll Menschenglut und Geistes, so zerreißt es ihm das Herz, sein Busen wird so voll und bang, in süße Liebesbande geschlagen wirft er sich in ein Eckchen. Dem Kenner und Liebhaber widmet er den Vers:

Was frommt die glühende Natur
An deinem Busen dir?
Was hilft dich das Gebildete
Der Kunst rings um dich her?
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Merck wünscht und rät er:

Geb Gott dir Lieb zu deinem Pantoffel,
Ehr jede krüppliche Kartoffel,
Erkenne jedes Dings Gestalt,
Sein Leid und Freud, Ruh und Gewalt,
Und fühle, wie die ganze Welt
Der große Himmel zusammenhält:
Dann du ein Zeichner und Kolorist,
Haltungs und Ausdrucks Meister bist.

Was will der Künstler eigentlich? Er verrät es uns in seiner Schaffensnot:

O ratet! helft mir!
Daß ich mich vollende!
Wo ist der Urquell der Natur,
Daraus ich schöpfend
Himmel fühl und Leben
In die Fingerspitzen hervor!
Daß ich mit Göttersinn

Und Menschenhand
Vermög zu bilden,
Was bei meinem Weib
Ich animalisch kann und muß.

Das Herz ist die treibende Kraft in allem, was schön, gut, groß ist. Das große Herz macht den Denker, den Künstler, den Fürsten. Die elementarste Regung des Herzens aber und das Symbol jeder andern ist der Zug der Geschlechter zu einander. Der Dichter ist in dieser Zeit Erotiker durch und durch; Eros ist ihm die älteste und mächtigste Gottheit.

3.

Was aber der Dichter von dem Erdenwallen der Liebe zu erzählen weiß, ist zu allermeist eine Leidensgeschichte. Die Liebe ist nicht bloß ein „Glück ohne Ruh", das durch seine Aufregung schon an Schmerz grenzen könnte, sondern hat auch immer mit leichteren und schwereren, äußeren und inneren Schwierigkeiten zu kämpfen, und oft reibt die Qual des Kampfes das liebende Herz auf. Ein ganz äußerliches Hindernis des Liebesglücks wird in „des jungen Werthers Leiden" verwertet: daß das geliebte Mädchen, das auch die Liebe wohl erwidern könnte, schon gebunden ist. Wo äußere Hindernisse nicht vorhanden sind, fällt es doch den Liebenden schwer, sich zu verständigen (Erwin und Elmire), sich zu vertragen (Eridon und Amine). Der liebenden Frau Unglück ist die Wankelmütigkeit des Manns: Götzens Schwester Maria wird von Weislingen (in der ersten Bearbeitung des „Götz" auch von Sickingen) verlassen; Marie von Beaumarchais wird von Clavigo verlassen; Cecilie wird von Fernando nach mehrjähriger Ehe verlassen; Stella von demselben Fernando entführt und nach mehrjährigem Zusammenleben verlassen; Gretchen wird von Faust verführt und verlassen; Crugantino betrügt und verführt mehr Mädchen, als ein andrer kennt. Diesen ungetreuen Männern

steht (wenn wir „die Mitschuldigen" in diesem Zusammenhange übergehen) nur eine treulose Frau gegenüber: Adelheid von Walldorf. Aber die unzuverlässigen Männer sind weniger schlecht als unglücklich. Sie werden von ihren Sinnen verführt; die Liebe zum Weib wird geschwächt, erdrückt durch das Verlangen nach Erfolg, nach Ruhm, durch eine ins Unendliche schweifende, unersättliche Sehnsucht. Daß der Dichter die Motive zu diesen bösen Geschichten dem eigenen Leben entnommen hat, liegt in einigen Fällen (Die Laune des Verliebten, Werther, Clavigo, Erwin und Elmire, Stella) auf der Hand. Doch liegt für uns wenig daran, dies im einzelnen nachzuweisen. Haben wir in unserer Analyse des dichterischen Schaffens nicht ganz fehlgegriffen, so sind solche Untersuchungen, sowie sie ins Detail gehen, überhaupt unzulässig und irreführend: weil der Dichter schon das Erlebnis, aus dem heraus er dichtet, nicht als bloßer Beobachter, sondern zugleich mit der Phantasie erlebt hat*). Uns beschäftigt ausschließlich, was der Dichter aus den Konflikten herausbringt, die er aus dem Leben aufnimmt und in seiner Phantasie weiterspinnt; und deshalb haben wir mehr als auf den Anlaß seiner Dichtungen darauf zu achten, daß und warum er die Schwierigkeit in seinem Leben anders löst als in der Poesie.

Am einfachsten ist die Situation in dem Schauspiel mit Gesang „Erwin und Elmire", das man auch die „Laune der Verliebten" betiteln könnte. Elmire erwidert Erwins Liebe, aber sie hat die grundlose Laune, ihn durch scheinbare Gleichgültigkeit zu quälen. Erwin zieht sich verstimmt in die Einsamkeit zurück; Elmire glaubt ihn ins Unglück und in den Tod getrieben zu haben. Da ist es für Bernardo, ihren Sprachlehrer, ein Leichtes, die Liebe aus ihr herauszulocken. Er verschafft Erwin die Gelegenheit, ihre Reue, ihre Liebe zu sehen. (Ähnlich wird auch Clau-

*) Man vergleiche hierzu die S. 139 Anm. angezogenen Stellen aus Briefen Goethes.

dine durch die Angst um das Leben des heimlich geliebten Pedro aus ihrer schamhaften Zurückhaltung herausgelockt). — In der Prosa des Lebens erwies es sich als ein recht zweifelhafter Dienst, daß man Elisabeth Schönemann und J. W. Goethe die Gelegenheit schaffte, sich bindend zu erklären.

In dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" sind Eridon und Amine schon ein erklärtes Liebespaar; und wir sollen ihnen glauben, daß sie sich zärtlich lieben. Aber sie machen sich durch Eifersucht ihre Liebe zur Qual. Neben ihnen steht ein anderes Liebespaar, Lamon und Egle, dessen Liebe die Zärtlichkeit jener Eifersüchtigen nicht erreicht, das aber in gegenseitiger Nachsicht heiter dahinlebt. Egle verlockt Eridon, sie zu küssen, lehrt ihn dadurch verstehen, wie unschuldig eine solche Liebkosung ist, belehrt auch Amine, daß Eridon trotz dieser Untreue ihr treu ist, und heilt so beide von der Eifersucht. — Der etwa 19jährige Dichter unterscheidet hier ganz richtig eine Liebe, die das Leben zerstören muß, weil sie in jeder Freude, die dem Geliebten aus andrer Quelle zufließt, eine Beeinträchtung ihres einzigen Wertes sieht; und eine Liebe, die dem Geliebten auch Quellen der Freude außer ihr gönnt und wünscht. In Stella ist dieser Gedanke mit schmerzlicher Vertiefung wieder aufgenommen. — Die Wirklichkeit des Lebens zeigte, daß dieser weise junge Dichter, nachdem er sich in den nächsten Jahren des Rechts auf Eifersucht gründlich begeben hatte, sehr eifersüchtig werden konnte, wenn Lili den Vettern und Onkeln die Wange zum unschuldigen Kusse nicht versagte.

Weislingen verläßt seine Braut Maria, um Adelheid von Walldorf zum Weib gewinnen zu können; in der ersten Bearbeitung des Götz verrät sogar Sickingen seine Gattin Maria in Adelheidens Armen. Marias zweites, größeres Unglück gibt uns einen Wink, auch ihr erstes richtig zu verstehen. Weislingens Untreue kommt nicht bloß daher, daß er kein eigen Herz hat. Nein, Maria

kann einen Mann überhaupt nicht festhalten, nicht beschäftigen. Sie mag schön sein, ist jedenfalls innig, lieb und gut; aber sie ist bloß Gefühl. Darum kann sie wohl das Herz eines Mannes erwärmen und gewinnen, der in unfreiwilliger Muße veranlaßt wird, sich Betrachtungen über das zweifelhafte Glück des Lebens in der großen Welt hinzugeben. Aber sie würde Weislingen bald langweilen, wenn er mit ihr auf seiner Burg ein idyllisches häusliches Leben führte. Sie würde ihn ja nicht etwa zu großen Taten anregen; sie würde vielmehr darunter leiden, daß er Gefährliches wagte, würde seine Kraft lähmen. Tritt er in die Welt hinaus, so muß ihr Bild sofort verblassen. Mit einer Adelheid kann sie nicht in die Schranken treten, die Weislingen nicht bloß durch ihre verzehrende Schönheit, ihre arglistige Koketterie verführt, sondern auch dadurch, daß sie Großes von ihm erwartet. Das berückt einen Weislingen, weil er es braucht; denn er hat wohl ehrgeiziges Verlangen nach Größe, doch keine eigene Initiative. Er muß aber an Adelheid zugrunde gehen, weil er einer rücksichtslosen Durchsetzung seines, ihres ehrgeizigen Strebens doch nicht fähig ist. — Auf den ersten Blick scheint uns der Dichter nur der Sachwalter von Mariens Recht zu sein. Bei genauerem Zusehen verschwindet dieser Schein. Maria hat kein Recht auf einen Mann. Sie gehört ins Kloster, für das sie ihren Neffen erzieht. Götzens tapfere Hausfrau ist ihr ein Rätsel. Sofort nach der Trauung muß Götz ihr vorstellen: „du wirst deinen edeln Mann mit mir in ein Schicksal geweint haben"; muß Götz dem Sickingen einen Stoß geben, daß er sich nicht durch sie weich und schwach machen lasse. Maria ist die geborne barmherzige Schwester, mehr nicht; also kein Weib für einen Mann. Es ist auch das Unmännliche an Weislingen, was ihn ihr nähert. Hart ist ihr Schicksal; aber was es ihr nimmt, gehört ihr nur nach dem Recht der Sitte, nicht nach dem Recht der Natur. Daß sie dem Verräter ver-

zeiht, ist in der Tat ihre Pflicht, keine Gnade, die sie zu gewähren hätte. Darüber darf uns kein Mitleid hinwegtäuschen.

Mit derselben Ironie führt uns der Dichter das Schicksal der Marie von Beaumarchais vor. Das bedauernswerte Geschöpf ist offenkundig das Opfer eines herz- und charakterlosen Betrügers geworden, der ihr die Ehe verspricht, sie jahrelang warten und dann (ohne daß sie ihm Gelegenheit gegeben hätte, sich über sie zu beklagen) sitzen läßt. Der ehrliche Buenco ist darüber so empört, daß er den Verkehr mit Marie und den Ihrigen abbricht, weil sie sich herabgelassen, dem Verräter zu verzeihen. Wenn man Clavigo selbst die nackten Tatsachen vor Augen führt, so kann er sein Betragen nicht entschuldigen, nicht begreifen. Die Wahrheit aber ist, daß Clavigo der Kraft entbehrt, gegen Marie sein gutes Recht zu verteidigen; denn Marie hat auf ihn nur durch sein Eheversprechen einen Anspruch, nicht nach dem Rechte der Natur. Trotz des rührseligen Schlusses ist das auch des Dichters Meinung; denn dieses Urteil hat er in seinem Leben ausgedrückt. — Zum leichteren Verständnis des Stücks empfiehlt es sich, Clavigo und seinen vertrauten Freund Carlos in eine Person zusammenzuschlagen, d. h. alle Gespräche Clavigos mit Carlos als Selbstgespräche aufzufassen.

Clavigo ist als junger, unbekannter, mittelloser Mensch nach Madrid gekommen, hat bei den Schwestern Sophie Guilbert-Beaumarchais und Marie von Beaumarchais freundliche Aufnahme gefunden, erfährt von ihnen mancherlei Förderung in seiner Ausbildung, verliebt sich in Marie und macht ihr einen Heiratsantrag, obgleich er sieht, daß sie die Schwindsucht hat. In seiner Verliebtheit achtet er darauf nicht. Ehe er heiraten kann, muß er eine Stellung haben, die eine Familie trägt; also arbeitet er wacker darauf hin. Aber die Arbeit ist seiner Liebe nicht günstig: „Man braucht seinen ganzen Kopf, und die Weiber! die Weiber! Man

vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen!“ Der Austausch verliebter Empfindungen erscheint ihm unter dem Ernst der Arbeit schal; die Liebe erkaltet. Dafür steigert sich nicht nur sein Ehrgeiz, sondern es kommen ihm auch große uneigennützige Pläne. Er will den Geschmack seines Volkes veredeln, will diesem von andern Nationen eine höhere Bildung zuleiten. So arbeitet er weiter; auch Mariens Krankheit schreitet fort. Er bekommt ein einträgliches Amt; aber statt die Heirat einzuleiten, läßt er sich bei Marien nicht mehr sehen. Es verwundert ihn, aber nicht mehr uns, daß sie glatt aus seinem Herzen verschwunden ist, nur daß ihm ihr Unglück manchmal noch durch den Kopf fährt. Da greift ihr Bruder ein; ganz sachlich, wie er meint, in Wahrheit so, daß er sich um die eigentliche Sache nichts bekümmert. Das Nächste, Wichtigste sieht er so wenig wie die andern, die Zeugen von Mariens körperlichen und seelischen Leiden sind: das nämlich, daß ein solches Mädchen sich nicht an einen Mann hängen darf, seiner Liebe zu einem Manne nur den Ausdruck geben darf, ihn nicht zu heiraten. Der Bruder fühlt bloß das Eine, daß die Schwester durch die Untreue des Geliebten in den Augen der Menschen erniedrigt, beschimpft worden ist. Das kommt ja auch in Betracht, ist aber doch nur Nebensache. Immerhin hat er unsern Beifall, daß er sich von Clavigo erklären läßt, seine Schwester habe ihm nicht durch Treulosigkeit, Leichtsinn, Schwachheit, Unart eine Gelegenheit gegeben, sie geringer zu achten. Besser noch wäre es gewesen, Clavigo hätte seinerzeit mit einer solchen Erklärung seinen Heiratsantrag zurückgezogen, hätte damit das frühere Verhältnis zu Marie wiederhergestellt oder, wenn das nicht ging, sich verabschiedet. Gibt er sie jetzt, freilich nachträglich und nur auf eine Mahnung, so könnte nun das Sachliche zur Sprache kommen: warum trotz aller Achtung, trotz alles Mitleids, ja trotz fortglimmender, wiederaufflammender Liebe aus der Heirat nichts werden kann; und darüber sollte man sich doch ver-

ständigen können. Statt dessen will Beaumarchais an Clavigo eine öffentliche moralische Hinrichtung vollziehen; Clavigo entschließt sich in einem Wirbel von Reue, Mitleid, Liebe und Furcht, Marien um Verzeihung und neue Liebe zu bitten; Marie, schon totkrank, verzeiht ihm nicht bloß, sondern nimmt auch den Gedanken der Heirat wieder auf. Natürlich erkennt Clavigo sofort, nachdem er aus Mariens unmittelbarer Gegenwart getreten ist, daß er einen „dummen Streich" gemacht hat, und sucht sich wieder loszumachen. An der weiteren Entwicklung interessiert uns nur noch, daß er zu diesem Zwecke Kniffe wählt, die seiner unwürdig sind und nur durch die Haltung der Gegenpartei einigermaßen entschuldigt werden. Denn Beaumarchais ist nicht von der edlen Absicht beseelt, auch Clavigo gerecht zu werden, sondern will ihn bloß ruinieren, und glaubt damit freilich eine gerechte Rache auszuüben.

Lassen wir das Ganze auf uns wirken, so tritt uns in des Dichters Darstellung folgendes als bedeutsam entgegen. Daß sich Clavigo in Marie verliebt, ist natürlich, erweist sich auch durch die erste, günstige Wirkung seiner Liebe auf ihn als berechtigt. Ferner ist dem jungen Menschen offenbar die erste „Dummheit" zugute zu halten, daß er sich an Marie durch einen Heiratsantrag bindet. Für Marie, die nachher mit ihrer Liebe den ganzen Inhalt ihres Lebens verliert, zeigt der Dichter ein tiefes Mitgefühl. Aber ebenso tief empfindet er mit dem Manne, der sich nun mit einer verfehlten Ehe sein ganzes Leben schleppen sollte. Wird beides ineinander gerechnet, so soll doch, wenn die unglückliche Situation einmal da ist, lieber das Glück des Weibes als die Größe des Manns, lieber das Gefühl als die schaffende Arbeit geopfert werden. Es ist unmännliche Schwäche von Clavigo, daß er das nicht versteht, daß er dieses gerechte Urteil in seinem Rechtsstreit mit Marie nicht sicher vollziehen kann. Marie aber hat sich nicht über Clavigo zu beklagen, sondern über das Schicksal, das Mann und Weib

und das Verhältnis beider so tragisch gestaltet hat. Ob nicht auf Grund der Einsicht in die Natur der Sache eine Verständigung zwischen Mann und Weib möglich sei, wird in diesem Trauerspiel nicht angedeutet; in dieser Richtung wird Clavigo durch Stella ergänzt.

Das Verständnis des „Schauspiels für Liebende" aber erleichtern wir uns, wenn wir erst zwei treulose Liebhaber höherer Ordnung zu begreifen suchen, Crugantino und Faust. Die Gestalt des ersteren hat Goethe in „Claudine von Villa Bella" nur angedeutet; Faust vermochte er noch nicht zu bemeistern; doch geben uns beide wertvolle Winke für die Auffassung des erotischen Problems.

Crugantino hat mehr Mädchen betrogen und verführt, als ein anderer kennt. Das hat er natürlich nicht zum Spasse getan, sondern selbst verführt von einer unwiderstehlichen Macht der Sinnlichkeit. Trotzdem hat er für Claudine ein zärtliches, edles Gefühl: er vergeht in der Not, die er ihr geschaffen. Ebenso gegen seinen Bruder Pedro. Als er erfährt, daß sein Bruder der Mann ist, den er (zu seinem Leidwesen) verwundet hat, ruft er aus: „Laßt mich, ich bitt euch; laßt mich! Ich hab ein Herz, das empfindet; und was euch bestürmt, greift mich auch an. Mein Bruder! Der unerträglichste Gedanke! Weg! Ich will nur fühlen, daß ich dich habe, daß du mein Bruder bist." Aber sein edles Herz bewahrt ihn nicht vor tollen Streichen. Im Gegenteil, es treibt ihn aus dem Kreise der Verwandtschaft hinaus, bei deren Liebe ihm zu eng wird, es macht ihn zum Genossen von Vagabunden, mit denen er doch nicht wirklich gemein werden kann. Auf die Forderung, daß er sich besser aufführen soll, offenbart er uns das Rätsel seines Herzens, seines Lebens. „Mit eurer Erlaubnis, mein Herr, davon versteht ihr nichts! Was heißt das, aufführen? Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meines ist? Ein junger toller Kopf? Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Will ich arbeiten, muß ich Knecht

sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbweg was wert ist, lieber in die weite Welt gehen? Verzeiht! Ich höre nicht gern anderer Leute Meinung: verzeiht, daß ich euch die meinige sage. Dafür will ich euch auch zugeben, daß wer sich einmal ins Vagieren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Grenzen; denn unser Herz, oh! das ist unendlich, so lang ihm Kräfte zureichen!" Weil Crugantino unter seinem Herzen, also unter sich leidet, darf er den Verwandten, die ihn fangen wollen, „um der Welt den unbedeutenden Ärger und der Familie die eingebildete Schande zu sparen", auch die Fragen entgegenhalten: „Und was habt ihr getan? und seid ihr mir nichts schuldig?" *) Eine befriedigende Auskunft freilich, was die Familie mit dem edlen Vagabunden hätte tun können, jetzt tun sollte, gibt uns die Dichtung nicht. — Die Unendlichkeit des Herzens also macht die bürgerliche Gesellschaft unerträglich; damit natürlich auch, ja vor allem, die Ehe. Würde das unendliche Herz des Mannes ein Weib mit derselben Unendlichkeit des Herzens finden, so wäre ihm doch an der Ehe die Form verhaßt, das Gesetz. Verbindet sich mit der Unendlichkeit des Herzens eine kräftige Sinnlichkeit, so wird das für die Weiblichkeit schwärmende Herz den begehrlichen Sinnen den Rechtstitel der Befriedigung liefern: der großherzige Mann wird zum Verführer. Und gerade die Größe des Herzens ist es, wodurch er das Weib berückt, verführt.

Damit stehen wir schon vor Faust, dem übersinn-

*) Vielleicht ist die ganze seltsame Dichtung von dieser Frage aus zu verstehen und von der korrespondierenden des Pedro: „Lieber Bruder, sollte dir's in dem Kreise unserer Liebe zu enge werden?" Dann wäre das Schauspiel als ein Versuch Goethes aufzufassen, sich mit den über seine Unstetigkeit besorgten Freunden zu verständigen. Freilich sinkt bei dieser Deutung Claudine ganz zur Nebenfigur herab. Aber auch Stella ist (um das vorwegzunehmen) in dem nach ihr benannten Schauspiel nicht der Angelpunkt des Interesses.

lichen, sinnlichen Freier und vor Gretchens tragischem Geschick. Denn daran ist ja nicht zu denken, daß Gretchen, das unschuldige Kind, das nichts hat als sein holdes Angesicht und im Herzen die demütige, hingebende Liebe zu dem unverstandenen Mann, — daß Gretchen Faust an sich binden könnte, der den Mut und Drang in sich fühlt, „all Erden Weh und all ihr Glück zu tragen"; der keine Befriedigung kennt, bis sich ihm das innerste Wesen der Welt enthüllt hat; der es nicht scheut, um dem Drang seines unendlichen Herzens Genüge zu schaffen, sich mit dem Teufel selbst zu verbünden. Ihn, der über die Grenzen alles Menschlichen hinausstrebt, kann die Kindlichkeit wohl reizen und rühren; sättigen wird sie ihn nicht. Auch wenn Faust bei Gretchen bliebe, wären sie kein Paar. Faust wird bei Gretchen, im tieferen Sinne, immer nur zum verstohlenen Besuch sein; auch in der Umarmung der Liebe verstehen sie sich nicht, werden sie nicht eins; Gretchen kann durch Faust nur Mutter werden, nicht aber seine Genossin. Es liegt in dem Wesen beider, daß Gretchen das Glück, von einem Faust geliebt zu werden, mit ihrer Ehre, ihrem Leben bezahlen muß; denn sie, der Faust alles ist, kann für Faust nicht mehr werden als ein Teil des Erdenwehs und der Erdenlust, die er tragen will; ja, für Fausts unendlichen Erkenntnisdrang zerfließt sie, wie jedes Einzelwesen, in nichts. Darum hat sich auch Gretchen nicht über den treulosen Faust zu beklagen, sondern über das grausame — gegen Mann und Weib grausame — Schicksal, das durch die lieblichste Mädchenblüte das Gemüt des titanisch ringenden Mannes nur reizen, nicht sättigen wollte. — Die Frage nach einer späteren Verständigung Faustens mit Gretchen wird durch Gretchens Tod abgeschnitten.

Die Fabel der „Stella" ist höchst einfach. Fernando hat Cecilie geheiratet und verlassen, nachdem sie ihm ein Töchterchen geboren hat. Dann hat Fernando Stella entführt und verlassen, nachdem auch sie ihm ein Kind ge-

schenkt hat. Er hat seine Frau wieder aufgesucht, sie aber nicht mehr gefunden, da sie aus Not ihre Heimat aufgeben mußte, und ist abenteuernd in der Welt umhergestreift. Nun kehrt er zu Stella zurück und trifft bei ihr Cecilie, die eben ihre Tochter Lucie der verwaisten Stella als Gesellschafterin zuführt. Aus der Verwirrung und Not aller findet Cecilie den Ausweg, daß sie und Stella Fernando zugleich angehören können. Diese beiden nehmen ihren Vorschlag begeistert an.

Goethe hat dieses Kind seiner Muse sehr geliebt. Aber schon die Freunde konnten sich seiner nicht freuen. Fritz Jacobi nahm es so kühl, ja abweisend auf, daß Goethe hätte wild werden mögen; und er rühmt sich nachher, daß unter allen Freunden Goethes er damals den Glauben an ihn allein nicht verletzt habe. Von späteren Urteilen über dieses Schauspiel nur eins, das in seiner Kürze ziemlich erschöpfend ist: „Das Stück ist entschieden das schwächste Produkt aus jenen Jahren Goetheſcher Jugendkraft. Fernando ist nicht von zwei mächtigen Leidenschaften zu zwei verschiedenen Frauen beherrscht, sondern gar keiner umfassenden Leidenschaft mehr fähig. Man hat das peinliche Gefühl, wenn man sich Fernando entweder mit seiner früheren Frau oder mit Stella oder mit allen beiden wieder vereinigt denkt, daß die Sache doch nicht lange hält und die liebe Abwechselung den alten Aventurier weiter treibt. Wer die Sache anders ansieht, lese nur Fernandos Gespräch mit seinem Verwalter und was dieser über Fernandos früheres Leben sagt. Alle drei Frauen spielen eine jämmerliche Rolle, und die Szene, wo Fernando seiner schnippischen Tochter gegenüber den Galanten spielt, hat etwas Ekelhaftes." Diese Bedenken sind freilich so naheliegend, daß man durch ihre Selbstverständlichkeit gegen ihre Beweiskraft mißtrauisch werden sollte. Uns scheint Goethes Vorliebe für sein enfant terrible sehr gut und tief gegründet zu sein. Das Schauspiel für Liebende hat nur den großen ästhetischen Mangel

(den der Dichter selbst während der Ausarbeitung kaum sehen konnte), daß es losgelöst von dem Dichter nicht zu verstehen ist. Mit dem Dichter zusammen ist es ergreifend und erhebend.

Was uns der Dichter von Fernando sehen läßt, ist nicht erfreulich. Unmittelbar nachdem er der Aufregung, worein ihn die bevorstehende Wiedervereinigung mit Stella versetzt, mit lyrischem Schwung einen herzlichen Ausdruck gegeben, wird er sichtlich von Luciens Erscheinung und Wesen gefesselt; doch wird er auf Luciens Erzählung von ihrer Mutter Unglück nachdenklich, ernst und verabschiedet sich von ihr mit den besten, wärmsten Wünschen für ihr Glück — und einem galanten Handkuß. Er sieht Stella wieder, saugt die Gewißheit ihrer fortdauernden Liebe von ihren Lippen, ist dadurch wieder gut, wieder fromm, kann wieder beten, faßt die Hoffnung, daß Liebe und bleibende Treue hier den ausgedorrten Vagabunden fesseln würden. — Stella geht ab — und die Sorge, das ängstliche Zurückerinnern, schleicht schon wieder herbei. Aber das Hofmeistern des Verwalters, des alten Mitschuldigen seiner Torheiten, der sich jetzt mit Frau und Kindern in einem Eckelchen der Welt ganz wohl befindet, läßt Fernando vielmehr wieder fühlen, daß es ihm unmöglich ist, sich fesseln, einengen zu lassen, — was alle seine Kräfte erstickt, ihm allen Mut der Seele raubt, alle Entwickelungsfähigkeit unterbindet. Wie ihm der Verwalter vorhält, daß er mit seiner Freiheit nie was anzufangen gewußt, sich über Hals und Kopf wieder gefangen gegeben habe, um sich nicht eine Kugel vor den Kopf zu schießen, entlockt ihm das den Ausruf: „Drolliger Mensch!" Ihn beschäftigt also nicht, was jener sagt und will, sondern nur, wie er sich ausdrückt und gibt. Auf die Sache geht er nachher nur mit der nicht ganz verständlichen Frage ein: „Weißt du, worüber du spottest?" — Dann trifft er mit Cecilie zusammen, läßt sich ihr Schicksal erzählen, erkennt sie als seine Frau, beschwört sie, ihm ihr

Herz zu eröffnen, wird von ihrem Elend, ihrer Liebe, ihrer Güte so hingerissen, daß er zerknirscht vor ihr niedersinkt und aufjubelt vor Freude, sein Weib wieder gefunden zu haben, von dem ihn nichts in der Welt mehr trennen soll; daß er sofort beschließt, mit Frau und Tochter von Stella zu fliehen. — Aber um das ins Werk zu setzen, muß er Stella noch einmal sehen. Ihre Gegenwart wirkt so mächtig auf ihn, daß er, wie sein Vorhaben entdeckt wird, es ihr mit den Worten eingesteht: „Stella! die du mir alles bist! Stella! — (kalt) Ich verlasse dich!" — Er ist ratlos, kann Cecilie nicht ziehen, Stella nicht untergehen lassen. Wirken beide Frauen mit ihrer Gegenwart auf ihn, so muß er, nach allem, beide umarmend ausrufen: „Mein! Mein!"

Ergänzen wir, was von diesem seltsamen Menschen sichtbar und hörbar wird, durch den Eindruck, den er auf seine Umgebung macht. Lucie zieht aus ihrer Unterredung mit dem unbekannten Vater den Schluß: „Das ist ein wunderbarer Mensch! Er scheint aber gut zu sein." Der Verwalter ruft ihm zu, nachdem er mit allen seinen wohlgemeinten Vorstellungen gar keinen Eindruck gemacht hat: „Bleiben sie; bleiben sie nur! und dann ist alles gut!" Die beiden Frauen aber haben ihn geliebt; lieben ihn noch, nachdem er sie verlassen hat; werden ihn gewiß weiter lieben, wenn er sie wieder verlassen wird. Wodurch hat er sie so verzaubert, daß sie die „jämmerliche Rolle", die sie spielen, gar nicht fühlen?

Cecilie erzählt von den ersten Jahren ihrer Ehe: „Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in seinem Arm vor so tausend Gegenständen vorüberzueilen, da jede Kleinigkeit mir interessant ward, durch seinen Geist, seine Liebe." „Die Lebhaftigkeit seines Geistes schien mit solch einer Treue des Herzens verbunden zu sein, daß sich ihm das meinige gar bald öffnete, daß ich ihm meine Freundschaft, und ach, wie schnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn sein Haupt an meinem Busen ruhte,

wie schien er dir für die Stätte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hattest! Wie floh er aus dem Wirbel der Geschäfte und Zerstreuungen wieder zu mir! und wie unterstützt ich mich in trüben Stunden an seiner Brust!" Darum ist alle Freude ihres Lebens dahin, seit sie sich verlassen weiß. Und es ist nicht die Kränkung, sondern der Verlust, was sie elend macht. Stella malt ihr Liebesglück mit noch glühenderen Farben, innigeren Tönen: „Mit welchen Ahndungen der Seele erfüllte er mein Herz, welche neue und unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellten meine Seele, wenn seine stürmende Leidenschaft sich jeder meiner Nerven mitteilte! Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Tränen die Leiden einer Welt an meinen Busen hinströmte; ich bat ihn um Gottes willen, sich zu schonen! mich! Vergebens! Bis ins innerste Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädchen von Kopf zur Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl." Jetzt, in ihrer Verlassenheit, muß sie fragen: „Wo ist denn nun der Himmelsstrich für dies Geschöpf, um drinne zu atmen, um Nahrung drinne zu finden?" Auch sie ist nicht gekränkt; nein, sie ist Fernando noch heute dankbar für die Seligkeit, die er sie hat kosten lassen, die ein Jahrtausend von Tränen und Schmerzen nicht aufzuwiegen vermöchte. Aber jetzt verschmachtet sie eben.

Wer aber vermag mit seinem Geist, seinem Gefühl jede Kleinigkeit interessant zu machen? Wer kann die Leiden einer Welt hinströmen? mit unbekannten Gefühlen und Hoffnungen die Seele schwellen? Wer kann sich jedes Herz öffnen? bis ins innerste Mark dem, der empfänglich ist, die Flammen anfachen, die ihn durchwühlen? Wer kann so den Menschen von Kopf zu den Sohlen ganz in Herz, ganz in Gefühl verwandeln? Die Männer überhaupt vollbringen solche Zauberstücke nicht (wie Cecilie meint), sondern nur die Dichter; und nicht jeder Dichter, sondern

nur ein ganz großer, — z. B. der Dichter des Ganymed, Prometheus, Faust, Werther, der „zufällig" auch Fernandos schwarze Augen und braune Locken besaß.

Fernando ist als Dichter zu denken. Die Kräfte, die durch die Enge des Familienlebens in ihm erstickt werden, sind dichterische Kräfte. Worüber der Verwalter, ohne es zu verstehen, spottet, das ist die Eigentümlichkeit des Dichters, daß er viel sagt, was er nicht tut, viel wünscht, was er nie findet und oft nicht einmal sucht, weil er immer um die Grenze von Phantasie und Wirklichkeit lebt. Alle Leidenschaft, die Fernando hat, ist eine Steigerung der wirklichen Empfindung durch die von der augenblicklichen Situation in Erregung gesetzte Phantasie; und darum wechselt sie rapid mit der Situation. Der Dichter, der die Einengung nicht vertragen kann, gibt sich aus der Freiheit Hals über Kopf wieder in irgend ein leidenschaftliches Verhältnis, das ihn als Dichter befruchtet und ihm sofort wieder zur Last wird, wenn er es dichterisch ausgenützt hat. Ein Mangel des Schauspiels ist, daß es uns Fernando nicht als Dichter anschaulich vor Augen führt. In neuerer Zeit läßt man Helden dieser Art gerne ein Buch schreiben, von dem wir doch auch nur *glauben* müssen, daß es einen großen Dichter oder Denker verraten werde. Goethe ist auf diesen Kunstgriff noch nicht verfallen; er überläßt es uns, aus der Wirkung Fernandos auf Cecilie und Stella zu erschließen, daß wir eine lebhafte, reiche Dichternatur vor uns haben.

Von da aus ist der Gang der Ereignisse nicht schwer zu verstehen. Cecilie hat das Rätsel des Dichters gelöst: „In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst; warum sollten wir nicht betrogen werden?" Das brauchen sich „die Männer" im allgemeinen von Cecilie nicht gefallen zu lassen; es gilt offenbar nur von denen, deren Gefühl die Phantasie in starke Erregung setzt und durch die Rückwirkung der Phantasie zu einer unwahren, schwindelnden

Höhe gesteigert wird. Cecilie sagt wieder ganz allgemein: „Ich bedaure den Mann, der sich an ein Mädchen hängt." Und sie hat in dieser Allgemeinheit wieder nicht recht. Kestner, der sich an Lotte hängt (er würde freilich gegen diesen Ausdruck protestieren), ist gar nicht zu bedauern. Aber der Dichter ist allerdings zu bedauern, der durch eine verliebte Regung veranlaßt wird, ein Mädchen aus dem Reichtum seiner eigenen Phantasie zu einem Wunderwesen auszustatten, der sich an dieses mixtum compositum von Phantasie und Wirklichkeit hängt, um bald zu entdecken, daß die wirkliche Geliebte seinen Geist nicht mehr stark und mannigfaltig genug zur Produktivität anregt. Er ist übel betrogen; und natürlich ist auch das Mädchen nachträglich zu bedauern, das seine Zukunft auf eine Liebe baute, die im Moment immer wahr ist (und dann aufs höchste beseligt), die aber nur zum kleineren Teil Wirkung des geliebten Objekts, zum größeren Zusatz der Phantasie des Liebenden ist, und aus der das Phantastische, Berauschte und Berauschende, nach dem Moment der Erregung immer wieder und immer schneller sich verflüchtigt. Cecilie ist zu dem bescheidenen Eingeständnis vorgedrungen, daß ihr Schicksal notwendig war, weil ihre Liebe Fernando auf die Dauer nicht genügende Anregung geben konnte. Darum kann sie Fernando dankbar bleiben für die Bereicherung des Lebens, die er ihr doch einmal gegeben hat; und sie braucht auf Stella nicht eifersüchtig zu werden, die den ruhelosen Fernando (für eine gewisse Zeit, setzen wir hinzu) wieder von sich selbst rettete, denselben reichen Lohn dafür bekam und denselben hohen Preis für ihr Liebesglück bezahlte. Auch erkennt sie klar, daß Fernando es in der Tat weder mit ihr, noch mit Stella jemals böse gemeint hat; sie spricht ihn von der Schuld der Untreue frei. Sie kann ihn noch lieben, sie muß ihn noch lieben; nur kann sie (das ist ihr beim ersten Wiedersehen ganz deutlich) sein Weib nicht mehr sein. Für Stella gilt natürlich dasselbe; auch bewegt sich ihr Gefühl in derselben Richtung;

aber sie hat noch nicht die Zeit gehabt, die Situation zu verarbeiten und sich über ihre fernere Stellung zu Fernando klar zu werden, und spricht sich deshalb auch nicht darüber aus.

Haben wir den Dichter nicht ganz mißverstanden, so muß das Stück versöhnlich schließen. Ließe der Dichter Fernando, oder Fernando und Stella in den Tod gehen (wie er es später tat), so fällt der Schwerpunkt des Ganzen in die rohe, äußere Tatsache, daß Fernando, der Ehemann, Stella verführt hat. Denn das ist freilich nicht wieder gut zu machen. Aber das „Schauspiel für Liebende" legt den Ton überall darauf, daß Fernando, wo er liebt, wahrhaftig liebt — nur eben als Dichter, dem die Grenze zwischen Wirklichkeit und Phantasie sich immer wieder verrückt, verwischt.

Dagegen ist zuzugeben, daß der von dem Dichter gegebene versöhnliche Schluß nicht bloß unmöglich, sondern unsinnig ist. Cecilie kann Fernando lieb haben; Stella kann Fernando lieb haben; Fernando kann beide lieb haben; aber es kann nicht sein, daß „eine Wohnung, ein Bett und ein Grab" die Liebe der drei „selig faßte". Im Wirbel der Empfindungen mag auch ein solcher Gedanke auftauchen. Aber im nächsten Moment wird Cecilien ihr früheres, richtigeres Gefühl zurückkehren, Stella wird es teilen, und Fernando muß ihnen zuvorkommen, diesem Gefühl Rechnung zu tragen. Die beiden Frauen können zusammen den Dichter lieben, nicht den Mann. Mir scheint der Dichtung nichts zu fehlen als ein Schlußwort Fernandos: daß er, aus seiner Verzückung erwachend, den beiden Frauen mit freiem und heiterem Ernst zuriefe: „Und nun lebt beide, ihr Lieben, wohl — für immer!" Das ist ja auch der Schluß, den der wirkliche Fernando, Goethe, seinen damaligen Liebeswirren gegeben hat: er floh nach Weimar.

In dem „Schauspiel für Liebende" hat Goethe seinen Mädchen allen, Friederike, Lotte, Maxe, der ungenannten „Gattin" im Mariagespiel, Lili, Auguste, eine ebenso ehrliche

wie wahre Beichte abgelegt, es ihnen überlassend, zu bemerken, daß er doch besser an ihnen gehandelt hatte, als Fernando an Cecilie und Stella. Er warnt sie durch den Mund Ceciliens: „Nehmt euch vor dem Dichter in acht! Er ist kein bösartiger Mensch; aber betrogen von seiner eigenen Phantasie muß er mit seinen aufrichtigen Liebesbeteuerungen auch betrügen! Das liegt in seiner Natur, der er selbst unfrei unterworfen ist!" Er ist demütig genug, Cecilie für sich bitten, mahnen zu lassen, daß die verlassenen Mädchen ihn mit Verständnis beurteilen, ihm verzeihen, ja ihre Liebe nicht entziehen, deren er bedürftig ist, er, der unter ihnen und unter sich zugleich leidet. Doch ist er auch stolz genug, sie durch Stella und Cecilie daran erinnern zu lassen, daß er ihnen eine Bereicherung, Vertiefung, Verklärung ihres Lebens verschaffte, die ihnen nicht jeder nüchterne, solide Liebhaber gewähren konnte.

Wenn Goethe mit seiner geliebten „Stella" solchen Stimmungen und Wünschen Ausdruck geben wollte, so mußte er freilich sehr empfindlich gegen den „Unglauben" der Freunde sein, die um des gewagten Schlusses willen seine ebenso herzliche wie aufrichtige Rede nicht verstanden. Warum er aber kein Fernando, kein Faust, kein Crugantino wurde, das lassen uns nicht die besprochenen Dichtungen selbst, dagegen ganz deutlich „die Leiden des jungen Werthers" erkennen, denen wir uns jetzt zuwenden *).

Dem Anscheine nach steht Werther zu Crugantino, Fernando, Faust in einem diametralen Gegensatz. Werther zieht nicht, wie Fernando, von Weib zu Weib, sein glückliches unglückliches Opfer mit unzerreißbaren Banden umschlingend, selbst aber nicht zu sättigen, nicht festzuhalten, sondern geht selbst daran zugrunde, daß er sich von Lotte nicht loslösen kann, und er hat zum Verführer, scheint es,

*) Was Goethe im 13. Buch von Dichtung und Wahrheit über die Wertherstimmung schreibt, ist an sich sehr lesenswert, wird aber, wie mir scheint, der Eigenart Werthers nicht gerecht.

nicht die geringste Anlage. Doch liegt der Unterschied nur im Alter und in der Situation, wie uns eine eingehendere Betrachtung leicht zeigt.

Er ist in der Tat der „junge" Werther. Zwar hat er schon vor Lotte geliebt; aber das ist als bloße Neigung zu denken. Auch in der ersten Periode seiner Liebe zu Lotte ist das in der Neigung schlummernde sinnliche Verlangen nach dem Weib noch nicht wach geworden, hat seinem Bewußtsein noch nicht den Genuß als Ziel aufgedrängt. Dies tritt erst ein, wie er Lotte sich als Ehefrau denken muß. Es geht ihm ein Schauder durch den ganzen Körper, wenn Albert seine Frau um den schlanken Leib faßt. Aber in seinem Verhältnis zu Lotte ist doch immer noch das Gefühlselement bei weitem überwiegend. Darum genügt ihm auch ein leidenschaftlicher Gefühlsausbruch zwischen beiden, daß er an Lotte schreiben kann: „Ich habe sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt, diese Sünde [Lotte aus den Armen ihres Mannes in die seinigen zu reißen], habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt; du bist von dem Augenblicke mein!" Werther ist also noch kein Verführer, hätte aber alle Anlage, es zu werden, wie Fernando und Faust. Denn er ist durchaus beider jüngerer Bruder.

Was verhindert ihn denn, von Lotte wieder frei zu werden? Es ist kein körperlicher oder geistiger Vorzug der wirklichen Lotte zu ersinnen, um dessen willen ihn einzig der Besitz dieses Mädchens beglücken könnte. Lotte als verheiratete Frau versteht wenigstens den einen Grund seiner „Treue" ganz richtig: „Fühlen Sie nicht, daß Sie sich betrügen? . . . Warum denn mich! Werther! Just mich! Das Eigentum eines andern! Just das! Ich fürchte, ich fürchte, es ist nur die Unmöglichkeit mich zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht. . . . Und sollte denn in der weiten Welt kein Mädchen sein, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über sich, suchen Sie danach, und ich schwöre Ihnen, Sie werden sie finden."

Werther aber kann sie unmöglich verstehen. Denn die Unmöglichkeit des Besitzes übt einen fortdauernden Reiz auf seine dichterische Phantasie aus, daß diese ihm Lotte in ein freilich ganz unvergleichliches Geschöpf umschafft*). Werther wird durch seine Liebe zum Dichter; und Lotte ist nur durch ihre Unerreichbarkeit gegen Ceciliens und Stellas Schicksal gesichert: daß sie dem glühenden Liebhaber schal werde. Für die Gegenwart hat ja Werther ganz recht, wenn er ausruft: „Sie wäre mit mir glücklicher geworden als mit ihm! O, er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen. Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm's wie du willst, daß sein Herz nicht sympathetisch schlägt bei — Oh! — bei der Stelle eines lieben Buchs, wo mein Herz und Lottens zusammentreffen. In hundert andern Vorfällen, wenn's kommt, daß unsere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden. . . Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht —" Was ist denn dieses unnennbare Etwas, das Albert mangelt? Es ist der poetische, jedes Lebensmoment erhöhende, verklärende Sinn Werthers. Darum kann Albert der Geliebten den Moment des Liebesgenusses nicht zu so hoher Seligkeit anschwellen lassen wie Werther. Auf die Dauer des Lebens aber ist Lotte, dem Weib, mit jenem entschieden besser gedient als mit diesem.

Das zurückgestaute, der sättigenden Befriedigung entbehrende Liebesverlangen bewirkt nun, daß die Sehnsucht

*) Goethe selbst schreibt an Kestner im Februar 1774: „Der Jacobi hat Lotten insofern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat eine sehr vorteilhafte Schilderung von ihr gemacht; und wie man es mir schrieb, so wußt ich wahrlich nicht, daß das all an ihr war. Denn ich hab' sie viel zu lieb von jeher gehabt, um auf sie so acht zu haben." Ebenso an Elisabeth Jacobi: „Und dann ist der Schilderer, der die Hannoversche Lotte zeichnete, einer, der sich darauf versteht. So ist's von Kopf zu Fuß, nur daß ich's nicht so im Detail hätte darstellen können. Das macht, ich war ins Ganze so verliebt, und Gott hat gewollt, daß ein Liebhaber ein schlechter Beobachter sei."

Werthers nach dem Ueberfließen in das Mitempfinden einer Kreatur sich ins Grenzenlose verliert und sich zu abnormer Empfindlichkeit steigert und verfeinert. Seine dichterische Anlage ermöglicht es ihm, in dieser Sehnsucht zu schwelgen und sich eine phantastische Befriedigung derselben zu verschaffen. Mit seiner poetischen Phantasie beseelt er die ganze Außenwelt. In ihr fühlt er alles mit, was andere erleben, und lebhafter, feiner, inniger als diese in wirklichem Schmerz und wirklicher Lust. Doch stellt es sich ihm nur so dar; in Wirklichkeit verhält sich die Sache umgekehrt. Werther fühlt gar nicht das Gefühl andrer mit, sondern überträgt sein Gefühl auf die Außenwelt. Alle Wesen außer ihm sind ihm nur Staffage in seiner, von seiner Phantasie geschaffenen, mit seinem Gefühl belebten Welt. So empfindet er mit Lotte, mit Knechten und Mägden, mit Kindern, mit jedem Würmchen, jedem Grashalm. Auch „sein Homer" ist wirklich sein Homer. Werthers Empfinden ist von anderer Art als das des Achilleus, des Odysseus. Würde der sentimentale Jüngling Homer verstehen, so würde er über der Kälte des Sängers erschaudern. Dagegen kann er wohl in die einzelnen Lebensäußerungen der homerischen Helden sein Empfinden legen. Wo Werther ein fremdartiges Empfinden so nahe tritt, daß die umdichtende Phantasie es ihm nicht mehr — verständlich machen kann, ist er rat- und hilflos und gerät aus aller Fassung. Deshalb kann er mit Albert nicht disputieren. Deshalb kann er eine kindische Beleidigung durch Menschen, die durch die Geburt über ihn gestellt sind, aber in geistiger Beziehung ihm nicht das Wasser reichen dürften, nicht verwinden. (Das hat freilich noch einen andern, später zu besprechenden Grund.)

So lange nun seine liebende Sehnsucht frei ausströmen, in andre überströmen kann, ist seine Welt licht, warm, freudig. So wie aber in seine Welt ein Fremdkörper hereintritt, den er nicht beseelen (d. h. mit seiner Empfindung

anstecken, bezw. in ein Wesen seiner Art umdichten kann), so zieht ein Wolkenschatten über diese heitere Welt, es fröstelt ihn (und uns mit ihm), er leidet. Und wie nun gar das erwachende sinnliche Verlangen seine Sehnsucht auf ein Weib konzentriert, das ihm durch die Verhältnisse unwiderruflich versagt ist (Werthers Sinnlichkeit wird erst durch Lottens Ehe geweckt; und zum Verführen ist Werther schon zu schwach, noch zu gut): so versinkt seine Welt, so versinkt er in Nacht und Tod. — Ehe er mit Lotte zusammengetroffen ist, wie also sein Liebesempfinden noch ganz träumerisch hindämmert, da kann er Freund Wilhelm schreiben: „Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen . . . Ich bin so allein und freue mich so meines Lebens, in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine . . . Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten all der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns alle nach seinem Bilde schuf, das Wesen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; . . . wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht wie die Gestalt einer Geliebten: dann sehn ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, . . . was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes. Mein Freund — Aber ich gehe darüber zugrunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen." Nachdem er in Lotte ein weibliches Wesen gefunden, das sich von seiner Phantasie in die allerschönsten Szenen hineinverweben läßt, dem er seine Stimmung sogar mitteilen kann, da verlebt er so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen ausspart. Aber ein Mensch, den Eigensinn und übler Humor sich mitzuteilen hindern, vermag dieses himmlische Glück sofort empfindlich zu stören. Und wie

Albert von ihm immer stärker als Hindernis seiner Liebe empfunden wird, da verwandelt sich die ganze Welt vor seinen Augen: „Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabs. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab! Ha! nicht die große, seltene Not der Welt, diese Fluten, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt! Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." —

Werther muß, wenn ihm nicht ein Unfall, hitzige Krankheit oder Wahnsinn zuvorkommen, durch Selbstmord enden. Goethe, der in den „Leiden des jungen Werthers" sein eigenes Erleben bis ins Detail verwertet hat, vermochte sich dem drohenden Verhängnis noch durch rechtzeitige Flucht zu entziehen. Also kann Werther nicht Goethe selbst sein; Kräfte, die diesen retteten, müssen jenem fehlen. Denn damit, daß Goethe eben habe leben *wollen*, sich zur Flucht *entschlossen* habe, während der Roman Werthers Selbstmord notwendig mache, ist nichts gesagt als eine Redensart. Die Notwendigkeit, die in der Dichtung waltet, ist

nur eine Projektion der Notwendigkeit des Lebens; weicht der Gang des Lebens von dem Gang der Dichtung ab, so hat das seinen nötigenden Grund.

Wir beginnen mit einem Punkte, in dem Werthers Verhältnis zu Goethe nicht sicher zu bestimmen ist. Werther ist von seinem Dichter zum Ueberfluß mit einer Schwachheit ausgestattet worden, die aus seiner sonstigen Konstitution nicht notwendig folgt. Er ist kein ganz reeller Mensch, — was an dem Dichter, der er ist, nicht gerade verwundert, aber auch nicht eben zu dem Wesen des Dichters gehört. Ich meine das, daß Werther über die Vorurteile der Gesellschaft hoch erhaben ist, aber eine kindische Beschimpfung (nicht eigentlich seiner Person, sondern seines Standes) nicht an sich abgleiten lassen kann. Auch das schon recht kranke Herz Werthers sollte noch fähig sein, die Albernheit menschlicher Vorurteile bei seinem Ossian zu vergessen, den Aerger über sie in dem unendlichen Schmerz, den der Anblick des ganzen Daseins in ihm erweckt, untergehen zu lassen. Und, wie gesagt, wenn er über die Vorurteile des Standes wirklich erhaben ist, darf er unter dem Urteil derer, die noch darin befangen sind, nicht so leiden. Dann muß ihm die erlittene dumme Beleidigung mehr für die Beleidiger als für sich leid tun. Der junge Goethe hätte ein solches Mißgeschick wohl ohne viel Mühe verwunden.

Ferner wird aus Goethes Leben klar, daß er neben der Wertherschen Liebe noch eine andere, kräftigere hatte. Werthers Liebe ist erst bloße Sehnsucht der Seele, dann auch sinnliches Verlangen, immer fordernde Liebe; die Geliebte soll freilich glücklich werden, aber durch ihn: das ist eine Forderung seiner Liebe. Goethe hatte auch die uneigennützige Liebe, die der Geliebten ein Glück aus fremder Liebe gönnen, ja wünschen kann. Darum muß Werther eifersüchtig auf Lotte werden, neidisch auf Albert, muß untersuchen, ob Lotte mit ihm nicht glücklicher geworden wäre. Goethe nimmt an Kestners und Lottens Glück fortdauernden

Anteil, will aus Liebe zu Maxe das Verhältnis der Eheleute Brentano wenigstens nicht erschweren. Nur Goethe, nicht Werther, konnte Lottens Gemahl beteuern: „Wenn hab ich euch Lotten mißgönnt im menschlichen Sinn!“ Und in Werthers Mund wären die folgenden Worte leere Phrase: „Um sie euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinne, müßt ich ein Engel sein ohne Lung und Leber.“ Von Goethe sind sie unverfänglich, schön und wahr.

Endlich haben wir Werther etwas zuviel zugestanden, wenn wir ihn einen Dichter nannten. Werther hat ein lebhaftes Gefühl, eine schöpferische Einbildungskraft und die Lippen, die das ausströmende Gefühl in Musik verwandeln. Aber er kann sein Gefühl nur wieder und wieder ausströmen lassen, nicht die einzelnen Ergüsse festhalten, sich gegenüberstellen, beurteilen, zusammenfassen. Werther kann nur Tagebuchblätter und Briefe schreiben; Goethe kann seine Erlebnisse zu einem Roman verarbeiten. Werther ist nur der Mensch, dem ein Gott gab, in seiner Lust und Qual lyrisch zum Ausdruck zu bringen, was er genießt und leidet; Goethe hat die Befähigung und den Drang, der Epiker und Dramatiker seines Lebens zu werden. Indem aber Goethe mit innerer Notwendigkeit sich selbst sich gegenüberstellt, kühlt er sein heißes Blut immer wieder so weit ab, daß er leben kann, während Werther selbst an dem Wertherfieber zugrunde gehen muß. Denn ihm kann Goethe nicht gestatten, sich von seiner Krankheit loszudichten. —

Da Goethe sein eigenes Leben dichterisch verarbeitete, mußte er dahin gelangen, uns immer weniger das Schicksal des gewöhnlichen liebenden Menschen, immer schärfer Leiden und Schuld und auch die Seligkeit des liebenden Dichters vorzuführen. Überblicken wir aber die Reihe dieser seiner wichtigsten Dichtungen (Werther, Clavigo, Claudine, Faust, Stella), so entdecken wir zu unserer Verwunderung, daß er sich zu seinen Helden durchweg nicht idealisierte, sondern depotenzierte, nicht erhöhte, sondern erniedrigte, nicht

ergänzte, sondern verstümmelte. Er hat in ihnen allen Möglichkeiten seiner selbst verdichtet und dargestellt, die unter der wirklichen Höhe seines Lebens bleiben. Was er aber vor seinen Helden voraus hat, was ihn davor bewahrt, zu ihnen herunterzusinken, das ist die Uneigennützigkeit der Liebe, deren er fähig ist, und daß er von einem Extrem, seiner Natur gemäß, immer wieder in das entgegengesetzte fällt, von einer schwülen Gefühligkeit und verzehrenden Leidenschaft in eine ruhige, klare, kühle, sehr objektive Besonnenheit. Die Dichtungen des jungen Goethe, die alle von dem heißesten Gefühlsleben durchflutet sind, erweisen sich in ihrem Zusammenhange als höchst besonnene, sachliche Konfessionen; und wenn wir die „Stella“ nicht ganz falsch verstanden haben, so tönt uns aus dem brausenden und schäumenden Gischt der überschwänglichen Empfindungen heraus die schlichte Bitte des „armen Jungen“ entgegen: „nehmt mich, liebt mich, wie ich bin; ich kann ja doch nichts dafür!“ Aber daß der Dichter aus der Glut der Gefühle immer wieder in das kalte Bad einer Objektivität geworfen wurde, in der er sich mit seinen Gefühlen ganz gegenständlich, als anschauliche, greifbare, *vor* ihm lebende Figur gegenüberstand: das war ja eine neue Qual seines armen reichen Lebens. So bewegt uns das Ganze seines Lebens und Dichtens zu einem innigen Mitgefühl mit dem vielbeneideten Götterjüngling, der die Not seines Reichtums mit einem Ernst uns vorklagt, daß wir uns schämen möchten, in seinen Liedern einen „Genuß“ zu finden.

Dies wird die letzte Trän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen;
Und möcht' der Schmerz auch alsofort
Durch Nerv und Ader wühlen.

Könnt ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ewger! werden —
Ach diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden.

4.

In dem Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" wollte Goethe, wie er an Salzmann schrieb, das Andenken eines braven Mannes, eines der edelsten Deutschen retten. Aber man braucht mit der Dichtung nicht einmal das Leben des wirklichen Gottfried von Berlichingen zu vergleichen, um zu erkennen, daß diese Absicht kaum die Auffassung Götzens selbst erklärt. Ja, sowie wir uns Götz als geschichtliche Person denken, kommen uns aus Goethes Darstellung heraus schwere Bedenken gegen das Leben und Treiben dieses edelsten Deutschen. In „Dichtung und Wahrheit" sagt Goethe, er habe im „Götz" schildern wollen, „wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten, verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint." Man möchte fragen, was der junge Goethe zu dieser Erklärung gesagt hätte; wohl möglich, daß er sie in einer derben Farce verhöhnt hätte. Götz entschließt sich nicht „allenfalls" an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten, sondern tut das sehr leicht und mit Vergnügen; den Willen des Kaisers aber, den er verehrt, trägt er in seiner eigenen Brust: die Verordnungen des wirklichen Kaisers kümmern ihn herzlich wenig. Auch sind für die Darstellung dieser Idee die wichtigsten der frei erfundenen Personen entbehrlich (Weislingen, Adelheid, Maria, Franz u. s. f.). — Wir versuchen nicht, die Idee dieses Schauspiels genauer, richtiger zu bestimmen, als es Goethe selbst gelungen, sondern nehmen es einfach, wie es ist; und da hat es die Bedeutung, daß der junge Dichter

die Welt, die er in seinem Kopfe hatte, sehr frisch und ziemlich vollständig zu Papier und auf die Bühne brachte. Diese Welt also, und die Stimmung, das Urteil, womit der Dichter deren einzelne Gestalten, Verhältnisse, Ereignisse fühlt und denkt, können wir daraus kennen lernen. Dabei ist für uns der Unterschied der ersten und zweiten Bearbeitung nicht von großem Belang. Wir halten uns im allgemeinen an die zweite, bekanntere, und bemerken Unterschiede der ersten, soweit sie uns interessieren, je an ihrem Ort.

Die wichtigsten Personen des Dramas ordnen sich von selbst nach der Art der Verwandtschaft und des Gegensatzes zwischen ihnen in verschiedene Gruppen. Götz entsprechen je in besonderer Richtung Weislingen, Adelheid, der Kaiser; Adelheiden Weislingen und Maria; dem Paar Götz-Elisabeth das Paar Adelheid-Weislingen; dem Kreise um Götz die Bamberger Gesellschaft, im Hintergrunde die Fürsten überhaupt; den Fürsten wieder die Bauern. — Götz hat ein eigen Herz und drückt in Kraft desselben seiner ganzen Umgebung seinen Stempel auf, ohne daß sich jemand dadurch bedrückt fühlte. Denn Götz ist nicht eine fordernde, sondern eine gebende, nicht eine einengende, sondern eine befreiende, belebende Persönlichkeit; und da er sich jedes freuen kann, der gedeiht, kann auch jeder an ihm seine Freude haben. Der Kaiser ist von Götzens Art, nur kann er den eigenen Willen, den er hat, gegen seine Umgebung nicht durchsetzen, so daß er z. B. Götz, den er liebt, ächten muß. Weislingen hat kein eigen Herz, ist nicht sowohl ehrgeizig als vielmehr eifersüchtig (denn er trägt kein eigenes Ideal der Größe in sich), ist in Gegenwart kräftigerer Naturen nicht mehr er selbst, wird ausgenützt und mißbraucht, wo er große Geltung zu haben glaubt. Mit Götz ist er freiheitlich gesinnt, mit Maria wird er fromm, bei dem Bischof von Bamberg ist er von dem Recht der Fürsten gegen die unbequemen Ritter überzeugt; er kann durch einen Hofnarren beschwatzt werden, hat neben, gegen Adelheid, bis ihn die Eifersucht

kräftigt, gar keinen Willen. Dem Zauber Götzens kann er sich auch als Gegner nicht entziehen und wird im Bewußtsein dieser Schwäche tückisch gegen den beneideten Feind. Während Götz seine Umgebung durch die Macht seines Gemüts und seine männliche Tüchtigkeit anzieht und bestimmt, herrscht Adelheid, wo sie ist, durch den Reiz ihrer Erscheinung, durch berechnende Koketterie, aber auch durch die Sicherheit ihres Egoismus. So knechtet sie Weislingen, entzündet in Franz eine verderbliche Glut, reißt nach dem ersten Entwurf auch Sickingen hin. Weislingen hat Adelheidens gutes Gewissen im Tun des Bösen nicht; er wird durch sein Gewissen immer wieder schwach gemacht. Maria ist ganz weiches Gefühl und versteht auch die Härte nicht, mit der ihr Bruder Götz das Gute durchsetzt. Während Adelheid ihren Gatten wegwirft, sowie er ihren ehrgeizigen Zwecken nicht mehr entspricht, liebt Maria auch den noch, der sie betrogen hat. In der Ehe Adelheidens mit Weislingen ist der Mann das Spiel- und Werkzeug in der Hand der Frau; dagegen ordnet sich Elisabeth ganz in das Leben ihres Gatten ein: was er will, ist auch ihr gut. Götz will sich nur in der ererbten Selbständigkeit ausleben, freut sich an seinesgleichen, will vor den Untertanen nur das Glück voraus haben, daß er sie beglücken kann, darf sich darum auch auf ihre Treue verlassen. Er ist derb, aber treuherzig, im Kampfe ehrlich, selbst gegen Feinde großmütig; im Bewußtsein der Trefflichkeit seines Strebens kümmert er sich um das Reich und seine Ordnungen nichts. Für seine Gegner, die Fürsten, hat es einen besonderen Reiz, ihre Macht auf Kosten anderer zu vermehren; sie benutzen die Berufung auf Kaiser und Reich zum Deckmantel ihrer Herrschsucht, sind im Kampfe hinterlistig und treulos, können daher auch nicht auf die ihrigen rechnen. Durch den Mißbrauch ihrer Herrschaft reizen sie ihre Untertanen, die Bauern, sich mit roher Gewalt ihre Rechte und Freiheiten wieder zu erkämpfen, was aber nur zu blutigen Greueln, nicht zu einer Besserung der Zustände führt.

Diese Figuren werden alle mit gleich lebhafter Gestaltungsfreude dargestellt; doch ist es unverkennbar, daß der Dichter urteilt, Partei ergreift. Die Kraft imponiert ihm sichtlich als solche, ob sie das Gute wirkt oder das Böse. In Götz ist er von Anfang an verliebt, in Adelheid verliebt er sich, indem er ihre bestrickende Macht sich entfalten läßt. Mit seinem Herzen steht er ganz auf seiten des getreuherzigen Götz, der selbst seines Herzens lebt, andre leben lassen kann, seine Freude daran hat, das Leben um sich her zu fördern. Bei dem patriarchalischen Verhältnis Götzens zu den seinigen verweilt er mit großer Vorliebe, zeichnet aber auch das höfische Treiben zu Bamberg mit gutem, lustigem Humor. Daß Götz in der Redlichkeit, Billigkeit seiner ganzen Denkweise vom fixierten Rechte nicht viel hält, nimmt ihm der Dichter offenbar gar nicht übel; und er haßt mit ganzer Seele die heuchlerischen Verehrer des Gesetzesbuchstabens, die mit ihrer Rechtskunde nur den Arglosen, den Schwachen übervorteilen und unterdrücken. Den Rechtssinn schätzt er über alles; an der Rechtssatzung weiß er überhaupt nichts Gutes zu finden. So sehr ihn aber Unterdrückung empört, so ist doch die Rache, die nicht auf Besserung, nur auf Zerstörung gerichtet ist, offenbar nicht nach seinem Sinn. Die einfach natürliche Sinnlichkeit ist ihm schön und gut; in einer Heiligkeit, die über sie hinwegschreiten will, sie also unterdrücken muß, kann er nur einen verderblichen, beklagenswerten Wahn sehen. Ebensowenig gefällt ihm eine müßiggängerische Frömmigkeit, eine Wohltätigkeit, die nur zu schenken weiß, ein himmlischer Sinn, der auf der Erde nichts mehr zu tun findet. Der Mensch ist für diese Welt da, soll sich hier rühren; dann wird's ihm auch drüben nicht fehlen.

Darüber also, wie der Dichter im Leben urteilt, läßt er uns keinen Zweifel. Dagegen ist nicht leicht zu erkennen, wie er sich den Gang der Welt zurechtlegt; ja, er hinterläßt uns den Eindruck, daß er einen sicheren Sinn des Geschehens noch nicht entdeckt hat.

Adelheid und Weislingen gehen zugrunde; und der Dichter läßt uns auch sehen, daß das so sein muß. Adelheid ist eine Natur, die nur sich und andre zerstören kann. Denn sie will nur selbst leben — ja nicht einmal leben, nur glänzen; der Trieb, auch Leben um sich zu verbreiten, geht ihr durchaus ab. Sie kann also andre nur für sich brauchen, mißbrauchen, verderben; dadurch fordert sie alle zum Kampfe gegen sich heraus, in dem sie untergehen muß. Freilich hat der Dichter ihr Schicksal nur ganz äußerlich vermittelt, indem er sie durch die Feme gerichtet werden läßt. Weislingen ist nicht genug er selbst, um gut oder um böse zu sein; er ist also von Anfang an nicht lebensfähig. Er geht naturgemäß durch die Frau zugrunde, in der er, der eigenes Leben nicht in sich hat, Leben zu finden hofft. Daß Mariens Schicksal ebenfalls notwendig, in ihr, nicht bloß in den Verhältnissen begründet ist, habe ich schon gezeigt. Nur die Hauptsache bleibt ganz undeutlich: wie sich der Dichter das Schicksal Götzens erklärt und zurechtlegt.

Götz sagt einmal: „Wenn die Freiheit uns überlebt, können wir ruhig sterben." Da man die Freiheit überhaupt nur im Kampf um sie hat und genießt und jeder einmal sterben muß, können wir es ganz sinnvoll und schön denken, daß Götz endlich im Kampf um die Freiheit fällt. Und im Tode kann er sich dessen freuen, daß der frische, fröhliche Kampf um die Freiheit, den er übernommen und fortgesetzt hat, nach seinem, des einzelnen Freiheitskämpfers, Tode lustig weitergehen wird. Aber Götz fällt nicht bloß im Kampf um die Freiheit, sondern kann seine eigene Freiheit nicht sicher behaupten.

Äußerlich vermittelt wird sein Untergang durch seine Teilnahme an dem Bauernkrieg. Nun erfahren wir in der ersten Bearbeitung nur nachträglich, daß er die Führung der aufrührerischen Bauern übernommen habe, weil sie ihm mit Brand und Mord drohten. Damit rechtfertigt ihn der getreue Lerse. Es ist das leider für einen Götz keine genügende Entschuldigung. So hat sich also Götz, der sich gegen fürstliche Feinde, gegen die Reichsacht behauptete, durch einen rasenden Pöbel bestimmen lassen, etwas zu tun, das er von sich aus nicht getan hätte? Damit wäre ein Götz gerichtet. In der zweiten Bearbeitung wird uns vorgeführt, wie Götz Führer der Bauern wird. Jetzt bestimmen ihn nicht die Drohungen der Bauern, sondern die von einem adeligen Freund nahegelegte, für einen Götz überzeugende Erwägung, daß er als Führer der Bauern beiden kämpfenden Parteien, also dem allgemeinen Wohl nützen könne. Er nimmt somit den Bruch seines gegebenen Worts, eine Verfehlung gegen den Kodex ritterlicher Ehre, auf sich, um das wirklich, sachlich Gute zu tun. Damit hat er sich nicht bloß in seinem Charakter behauptet, sondern sogar den höchsten Gipfel der Selbständigkeit erreicht. Aber er vermag sich nicht darauf zu halten. Wie alles schief geht, er die Bauern nicht zu zügeln vermag, mit ihnen geschlagen und gefangen wird: da bricht er zusammen; seine Seele versinkt in mutlose Finsternis, so daß er nicht mehr zu erkennen ist. „Der [Götz] ist lang hin," ruft er aus; „sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was ist an dem?" „Die Wurzeln meiner Kraft sind abgehauen." Er hat sich überlebt, hat die Edeln überlebt — hat die Freiheit überlebt. Indem er stirbt, läßt er den seinigen den Eindruck, daß die Welt ein Gefängnis, Freiheit nur droben sei.

Wir fragen uns bestürzt: Sind denn wirklich die Wurzeln von Götzens Kraft abgehauen? Lebte er wirklich von seinen Gütern, seinem guten Ruf, seiner Freizügigkeit (denn nur die war ihm zu nehmen), seiner Hand? War nicht der Urquell seines Lebens ein heilig glühend Herz? das ihm doch niemand rauben konnte? Darf ein Götz fragen: „Was liegt an dem? — an meinem Herzen?" — Goethes „Götz" entläßt uns mit dem trostlosen Gedanken,

daß die Welt, die Verhältnisse und das Schicksal mächtiger ist als das Herz; daß, wenn alles zusammen sich gegen den Menschen verschwört, das frischeste, beste, tapferste Herz geknickt wird. Oder sollen wir die Erklärung von Götzens dumpfer Verzweiflung darin suchen, daß „die Hand des Herrn" sich schwer auf ihn gelegt hat, damit er die Freiheit, die es auf der Erde nicht gibt, droben suche? Will uns Goethe zum Schluß die Frage vorlegen, ob nicht Maria, die ihres Bruders Kampfeslust nie billigt, das Leben richtiger versteht? ob nicht sein Sohn Karl, der ins Kloster geht, den richtigeren, näheren Weg zur wahren Freiheit wählt? Aber dann hätte der Dichter durch neun Zehntel seines Stücks den Leser kunstvoll in einen Irrtum verstrickt. Oder will er in uns den trotzigen Mut erwecken, daß wir frei aus unserem eigenen Herzen leben, so lange es geht, auch mit der drohenden Aussicht, im Kampf um die Freiheit vielleicht nicht bloß verstümmelt, beraubt, beschimpft, getötet, sondern auch innerlich geknickt zu werden? Oder hat er den Schluß seines Werks selbst nicht mehr klar gefühlt, geschaut? Was sich vielleicht in den prophetischen, ungötzischen und ungoethischen Redensarten verrät, mit denen Götz stirbt.

Daß der Schluß des Götz unbefriedigt ausfallen muß, hat darin seine Ursache, daß der Dichter nicht über den Parteien steht, deren Kämpfe er vorführt, sondern selbst Partei genommen hat. Goethe leitet in „Dichtung und Wahrheit" die Mängel der ersten Bearbeitung aus dem Umstande ab, daß er sich in die Figur der Adelheid mehr und mehr selbst verliebte. Die Komposition des ersten und des zweiten „Götz" leidet unter der Vorliebe des Dichters für seinen Hauptheldeu, die ihn freilich auch befähigt hat, dessen Gestalt mit einer erquickenden Frische hinzuwerfen. Während Götz mit überzeugender Klarheit und Wärme die Kraft und Güte seines Herzens vor uns entfalten darf, hat der Dichter dessen Gegnern nicht verstattet, uns ebenso anschaulich und überzeugend zu zeigen, daß auch sie mit redlicher Absicht, ob auch vielleicht mangelhaftem Verständnis, das Gute, Lebenfördernde schaffen möchten. Weislingen fragt allerdings Götzen: „Darfst du die Fürsten schelten, daß sie ihrer Leut und Länder Bestes wahren?" Und er sucht zu zeigen, daß dem wirklich so sei. Aber er gibt ja seine Meinung bald selbst auf, und wenn er später wieder auf die Seite der Fürsten tritt, so tut er's sichtlich ohne Überzeugung, unter dem Bann Adelheidens und aus Haß gegen Götz. Was wir in Bamberg von dem Treiben der Gegner Götzens zu sehen bekommen, macht uns nicht den Eindruck, daß sie in gemeinnützigem Sinn fruchtbare Gedanken verwirklichen wollten. Goethe hat darin sein Vorbild Shakespeare nicht erreicht, der auch dem schlimmsten Bösewicht gestattet, sein Recht, wie er es versteht, mit Kraft darzulegen. Weil aber Götz unterliegen muß und die siegenden Gegner im Drama kein Recht gegen ihn haben dürfen, so glaubt nicht bloß Götz, so glauben auch wir, daß mit ihm die Freiheit selbst untergehe. Goethe hat das „und so weiter" nicht angedeutet, mit dem Lenau seine Albigenser schließt. Wir müssen uns vielmehr erst aus der wirklichen Geschichte erinnern, daß der Untergang des einen Freiheitshelden immer den nächsten begeistert, in die Lücke zu treten, die er gelassen. Es ist nicht der Dichter, der uns erbaut, sondern wir können seine Dichtung erst erbaulich finden, wenn wir seine Einseitigkeit durchschaut haben.

Endlich ist zu bedauern, daß der Dichter einen Gedanken, der zu einem tieferen Verständnis des Lebens führen mußte, nur angedeutet, nicht in die ganze Dichtung hineingewirkt hat. Der sterbende Weislingen gibt sich folgende Erklärung seines verfehlten Lebens: „Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Mutwillen an uns üben." Scheiden wir aus diesem Gedanken die Stimmung aus, womit der unglückliche Weislingen ihn haben muß, und

übertragen wir ihn dann auf Adelheid, Götz, die Fürsten, die Bauern, den Kaiser, auf alle die kleinen und großen Menschen, die in diesem Stück zusammenwirken: so versinkt das Peinliche des einzelnen Menschengeschicks in der Rätselhaftigkeit der Natur, die neben einem Götz einen Weislingen und eine Adelheid erzeugt, in der Rätselhaftigkeit der Geschichte, die durch so krause und schmerzliche Vermittlungen die Persönlichkeit entfaltet. Daß aber der Dichter mit dieser Stimmung nicht das ganze Drama durchtränken kann (unbeschadet der leidenschaftlichen Erregung, worein die einzelne handelnde Person bei der Enge ihres Horizonts durch den Kampf um ihre Wünsche kommen muß), das ist wieder in der Vorliebe begründet, die der Dichter für seinen Helden hat.

5.

Doch steht Goethe dieser Stimmung näher, als man von seiner Jugend erwarten sollte. Sie klingt schon an in dem Lustspiel des Leipziger Studenten: „Die Mitschuldigen"; sie ist der Untergrund der übermütigen Laune in den Farcen aus den Jahren 1773 und 74. Und sie mildert diese zum Teil sehr kecken Produkte, so daß sie erträglich, ja erfreulich werden.

Nach „Dichtung und Wahrheit" deuten „Die Mitschuldigen", ohne daß sich doch der Dichter dessen bewußt gewesen wäre, „auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf." Mit dieser Erklärung tut der alternde Goethe seiner Jugendarbeit unrecht (wie auch dem Schäferspiel „Die Laune des Verliebten", auf das sie sich mitbezieht). Denn wenn wir überhaupt das moralische Urteil in Kraft treten lassen, so ist das Lustspiel ein recht bedenkliches, ja abstoßendes Ding. Man denke! Der Lump Söller bestiehlt Alcest und bekommt da-

durch Gelegenheit, ein Rendezvous desselben (eines früheren Liebhabers) mit seiner Frau zu belauschen, deren Vater zuvor, von Neugier gepeinigt, in Alcestens Zimmer nach einem Brief suchte. Der Vater verrät, um seine Neugier zu befriedigen, die Tochter als Diebin (die ihn ihrerseits für den Dieb hält); der Liebhaber glaubt an das Vergehen der Geliebten und ist nicht eben unglücklich darüber, weil es ihm helfen kann, ihre spröde „Tugend" zu brechen. Endlich kommt die Wahrheit heraus, und nun versöhnen sich alle: Mann und Frau, Ehegatte und Galan, Vater und Tochter — weil sie alle (wie man in Schwaben sagt) „Dreck am Stecken haben". Denken wir in dieser Szene überhaupt an die moralische Zurechnung, so wird sie gemein. Versetzen wir sie aber auf das Jahrmarktsfest nach Plundersweilern, so ist sie ergötzlich und wir können herzlich lachen. Und lachen sollen wir ja; denn wir sind im Lustspiel. — Nach „Dichtung und Wahrheit" ist auch dieses Stück von dem Dichter erlebt: „Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen, entweder ins Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten." Unter diesen „ernsten, für einen jungen Mann fürchterlichen Erfahrungen" aber entwickelte sich in Goethe, wie er weiter berichtet, „ein verwegener Humor", der ihn (fahren wir fort) das ganze Leben als ein Spiel betrachten ließ, worin es lächerlich wäre, mit moralischem Pathos zu dekretieren: das ist gut, das böse; das soll sein, das darf nicht sein u. s. f. Söllers Völlerei, Dieberei und Eifersucht; Sophiens „Tugend", die dem elenden Gatten recht „warm macht", Alcestens verschlissene und doch hochtrabende Moralität, des braven Schwiegerpapas, Papas und Gastgebers kindische Neugier: das alles sind gleichwertige Narrenpossen. Die Versöhnung dieser wackeren Gesellschaft ist ebenso ernst zu nehmen wie

das, daß sie sich zuvor bestehlen, betrügen und bemoralisieren. Allerdings ist die Stimmung in dem Lustspiel, wie Goethe sagt, noch etwas bänglich; ganz heiter, in ganz argloser Keckheit kann der Dichter das Treiben auf dem Jahrmarkt des Lebens noch nicht auffassen und darstellen. Ein paar Jahre nachher hat er die Freiheit dazu gewonnen.

In den Farcen gibt er seiner Antipathie gegen gewisse zeitgenössische Personen und Strömungen mit einer mutwilligen, ja frechen, doch nie giftigen Laune einen höchst ergötzlichen Ausdruck. Man verdirbt sich den Genuß und die sehr ernste Belehrung, die sie gewähren können, wenn man den einzelnen Anspielungen darin nachspürt. Uns genügt es, statt der gleichgültigen Namen die Art der Personen festzustellen, die den Spott des Dichters herausfordern.

Aller moralischen und religiösen Zimpferlichkeit setzt Goethe eine ungeschlachte Grobheit und die derbste Natürlichkeit des Ausdrucks entgegen. Denn er ist hinter das Geheimnis der Welt gekommen:

Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt verteidigt,
Doch tut das Niedrigste und sie wird nie beleidigt.

Hinter der religiösen Empfindelei verbirgt sich die unbefriedigte Sinnlichkeit. Da begäffeln sie sich mit den Äuglein und räffeln einander in die Ohren,

Als wollten sie eben alsogleich,
Mit einander ins Bett oder ins Himmelreich.

Die vielgerühmte sittliche Erziehung aber hat sich dem Dichter als die Kunst enthüllt, weise zu verkleistern, was man an der Natur nicht bemeistern kann; als die Anweisung, nach Pflichtgrundsätzen zu schwätzen und sich sittlich zu stellen. Demgegenüber läßt er den ungeschliffenen Hanswurst, an dessen tölpisch-schnüfflicher Art alle Erziehung sich vergeblich abgemüht hat, sich rühmen:

Seht an meine Figur,
Wie harmoniert sie mit meiner Natur,

Meine Kleider mit meinen Sitten:
Ich bin aus dem Ganzen zugeschnitten.

Das ist dem Dichter im Blick auf das „moralisch-politische Puppenspiel" der Welt wichtiger als alle Wichtigtuerei mit Sittlichkeit und Religion:

Drum treib's ein jeder, wie er's kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.
Der Hoh' stolziert, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

Aber auch die fanatischen Prediger des Evangeliums der reinen Natur entgehen dem Spott des Dichters nicht. Man holt sich von der naturgemäßen Lebensweise „verfluchte Indigestionen". Und es ist Goethe auch nicht verborgen geblieben, daß sich hinter phantastisch-tiefsinniger Naturschwärmerei die tierische Begehrlichkeit verstecken kann. Satyros, der vergötterte Waldteufel, darf sich in Sprüchen ergehen, die auf ein Haar einer Parodie des Faust gleichen. Daß aber das Tier sich der Menge als ein Gott darstellen kann, erklärt sich auf die einfachste Weise:

Wer sein Herz bedürftig fühlt,
Find't überall einen Propheten.

Überhaupt ist dem Dichter die leere Verbesserungswut zuwider, ob die Reformatoren mit rationalistischen oder pietistischen oder Rousseauschen Phrasen um sich werfen.

Die Kerls sind vom Teufel besessen,
Schnoppern herum an allen Essen,
Lecken den Weiblein die Ellenbogen,
Stellen sich gar zu wohlgezogen,
Nisten sich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Filzläus', sind nicht herauszukriegen.

Der Dichter gönnt ihnen das Vergnügen, daß sie ihre löblichen Absichten mit absoluter Deutlichkeit darlegen dürfen. Haman, der die Menschen zum Unglauben bekehren will, der über dieser Sorge weder schlafen noch trinken noch essen kann, stellt dem Kaiser Ahasverus vor:

Du weißt, wie viel es uns Müh' gemacht,
Bis wir es haben so weit gebracht,
An Herrn Christum nicht zu glauben mehr,
Wie's tut das große Pöbelheer.
Wir haben endlich erfunden klug,
Die Bibel sei ein schlechtes Buch,
Und sei im Grund nicht mehr daran
Als an den Kindern Haimon.
Darob wir denn nun jubilieren
Und herzliches Mitleiden spüren
Mit dem armen Schelmenhaufen,
Die noch zu unserm Herrgott laufen.
— — — — — — — — — — —
Aber die leidigen Irrlehren
Der Empfindsamen aus Judäa
Sind mir zum teuren Ärger da.
Was hilft's, daß wir Religion
Gestoßen vom Tyrannenthron,
Wenn die Kerls ihren neuen Götzen
Oben auf die Trümmer setzen.
Religion, Empfindsamkeit
's ein Dreck, ist lang wie breit.
Müssen das all exterminieren;
Nur die Vernunft, die soll uns führen,
Ihr himmlisch klares Angesicht.

Worauf Ahasverus trocken bemerkt:

Hat auch dafür keine Waden nicht.

Hamans Gegner Mardochai ist von gleich feurigem Streben beseelt:

Wem am Herzen tut liegen,
Die Menschen zueinander zu fügen
Wie Krebs und Kalbfleisch in ein Ragu
Und eine wohlschmeckende Sauce dazu,
Kann unmöglich gleichgültig sein,
Zu sehn die Heiden wie die Schwein
Und unser Lämmlein Häuflein zart
Durcheinander laufen nach ihrer Art.
Möcht all sie gern modifizieren,
Die Schwein' zu Lämmern rektifizieren
Und ein Ganzes draus kombinieren,

Daß die Gemeine zu Corinthus
Und Rom, Colossi' und Ephesus
Und Herrenhut und Herrenhag
Davor bestünde mit Schand und Schmach.
— — — — — — — — — — —
Ich geh im Land auf und nieder
Kaper' immer neue Schwestern und Brüder
Und gläubige sie all zusammen
Mit Hämmleins Lämmleins Liebesflammen.

Alle diese Weltverbesserer erhalten im Pater Brey eine Abfertigung, die man heute wieder zu geneigtem Studium empfehlen kann. Der Hauptmann Balandrino, mit dessen Braut der falsche Prophet in lauter Freundschaft und Gesprächesluſt anbändeln möchte, hält ihm zum Schluß folgende kräftige Standrede:

Er meint, die Welt könnt' nicht bestehen,
Wenn er nicht tät' drauf herum hergehen.
Bild't sich ein wunderliche Streich
Von seinem himmlisch geistigen Reich,
Meint, er wolle die Welt verbessern,
Ihre Glückseligkeit vergrößern,
Und lebt ein jeder doch fortan,
So übel und so gut er kann.
Er denkt, er trägt die Welt auf'm Rücken:
Fäng' er uns nur ein' Weil die Mücken!
Aber da ist nichts recht und gut,
Als was Herr Pater selber tut.
Tät gern eine Stadt abbrennen,
Weil er sie nicht hat bauen können;
Find't's verflucht, daß ohne ihn zu fragen,
Die Sonn' sich auf und ab kann wagen.
Doch, Herr! damit er uns beweist,
Daß ohne ihn die Erde reißt,
Zusammenstürzen Berg und Tal,
Probier' er's nur und sterb' er einmal.
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinstall nur zusammenfällt,
So erklär' ich ihn für einen Propheten,
Will ihn mit all meinem Haus anbeten.

Der Dichter selbst hält es offenbar mit dem Einsiedler im Satyros:

Ihr denkt, ihr Herrn, ich bin allein,
Weil ich nicht mag in Städten sein.
Ihr irrt euch, liebe Herren mein!
Ich hab' mich nicht hierher begeben,
Weil sie in Städten so ruchlos leben
Und alle wandeln nach ihrem Trieb,
Der Schmeichler, Heuchler und der Dieb.
Das hätt' mich immerfort ergötzt,
Wollten sie nur nicht sein hochgeschätzt.
— — — — — — — — — —
Ihrer langweiligen Narrheit satt
Bin herausgezogen in Gottes Stadt,
Wo's freilich auch geht drüber und drunter
Und geht demohngeachtet nicht unter.

Ihm ist die sittliche Welt nichts andres als eine zweite Natur. Weder in dieser noch in jener gibt es etwas, das ihn veranlassen könnte, den Blick prüde niederzuschlagen. Im Frühling beobachtet er mit freundlichem Interesse und Behagen,

Daß man auf jeder Blüt und Blatt
Ein Eh'- und Wochenbettlein hat,

und singt Gott in seinem Herzen mit allen Würmelein. Mit demselben unschuldigen Blick sieht er das Liebesleben der Menschen. Den pikanten Reiz, den die natürliche Begierde durch das Verbot bekommt, kennt er nicht. Auf dem Jahrmarkt des Lebens treibt er sich mit Genuß herum; denn ihn freut alles, was aus sich herauslebt, ob's nun gut oder böse aussehe, nützlich oder unnütz, groß oder klein sei, ob es seinen Zweck mit Freundlichkeit, Gewalt oder List erreiche. Nur Prätensionen kann er nicht leiden, die ja immer darauf hinzielen, daß die Welt sich nach dem Kopfe eines einzelnen Menschen richten sollte. Aber auch sie können ihn nicht aus seinem heiteren Gleichmut herausreißen. Sie bringen ihn zum Lachen und gleiten an ihm ab. Sie vermögen es nicht, in ihm die Prätension zu erregen, daß er

die Prätensiösen kurieren sollte. Auch beschleicht ihn bei ihrem Treiben kein Verlangen nach Strafe, nach Rache. Nur unschädlich müssen sie gemacht werden. Dem Pater Brey wird gezeigt, daß eine Schweineherde sein angemessenster Wirkungskreis wäre; dann bekommt er noch die Rede zu hören, die ich oben abgeschrieben, und die ihm bloß zeigen soll, daß er durchschaut sei; und er kann laufen. Der vergötterte Waldteufel wird bloß — als Tier — entlarvt. Er darf sogar noch der einfältigen Menge, die ihn verehrte und jetzt sich über das Tier entsetzt, mit saftiger Grobheit und nicht ohne einen Stachel der Wahrheit die Meinung sagen:

Von euch Schurken keinen Spott!
Ich tät euch Eseln eine Ehr' an,
Wie mein Vater Jupiter getan;
Wollt' eure dummen Köpf belehren
Und euren Weibern die Mücken wehren,
Die ihr nicht gedenkt, ihnen zu vertreiben;
So mögt ihr denn im Dreck bekleiben.
Ich zieh meine Hand von euch ab,
Lasse zu edlern Sterblichen mich herab.

Dann mag er ziehen, ohne für seine Frechheit zu büßen. Auch solche Geschöpfe gehören zu der Welt als Ganzem, die dem Dichter wohlgefällt, wenn er nur die Erlaubnis bekommt (die er sich eben nimmt), darüber zu lachen.

Man sieht, daß der Dichter weder auf Sittlichkeit, noch auf Religion, noch überhaupt auf Ernst Anspruch macht. Aber sein Blick ist heiter, frei und rein. An seiner Reinheit dürfen uns die Punkte, mit denen er, um zarte Gemüter nicht zu verletzen, die Niederschrift seiner Gedichte unterbrechen muß, nicht irre machen. Auch ist ihm, bei allen bösen Anspielungen auf einzelne Persönlichkeiten, persönliche Gehässigkeit fremd. Überall ist's ihm um die Sache, die Art zu tun, nicht um das Individuum. Lesen wir die Farce „Götter, Helden und Wieland", so lachen wir, wenn wir nicht den falschen Sinn mitbringen, doch

nicht über den Hofrat zu Weimar, sondern über eine engbrüstige Imagination, über eine Tugendhaftigkeit, deren Mutter die Schwäche ist, über die Delikatesse der Kleinen u. s. f. Darum ist es auch Goethe in diesem und andern Fällen nicht schwer gefallen, mit den verspotteten Personen ein gutes Verhältnis herzustellen, wenn sie dessen fähig und wert waren.

6.

Endlich haben wir von dem jungen Goethe eine Anzahl Fragmente von Werken, worin er seine Lebensansicht, so weit und tief er konnte, zusammenfassen und künstlerisch darstellen wollte: Mahomet, der ewige Jude, Prometheus, Faust. Natürlich sind nicht bloß zufällige Umstände daran schuld, daß alle diese großangelegten Dichtungen Stückwerk blieben; es reichte dem jungen Manne noch nicht die Kraft, die weittragenden Ahnungen seiner Seele in klare Gedanken und runde Gestalten zu verwandeln. Darum erlassen wir uns auch die unfruchtbare Untersuchung, wie sich Goethe Fortsetzung und Vollendung dieser Fragmente gedacht haben möge — die er sich eben nicht denken konnte. Wir stellen nur die wichtigsten Gedanken heraus, die der Dichter in den vorhandenen Bruchstücken niedergelegt hat, und gehen über den Tatbestand höchstens mit der Frage hinaus, welche Schwierigkeiten die weitere Verarbeitung dieser Gedanken erschwerte und hinderte.

Gestalt und Geschick des ewigen Juden geben Goethe die willkommene Veranlassung, ein Bild von dem verworrenen Zustand der Christenheit zu entwerfen. Seine satirische Laune schont weder die Gläubigen, die über das sündige Geschlecht wehklagen, noch die Weisen, deren non plus ultra zu jeder Zeit war: „Gott zu lästern und den Dreck zu preisen"; weder die Separatisten, die sich ebenso gut im Tempel wie in ihren privaten Versammlungen langweilen könnten, noch die offizielle Kirche, die das Zeichen

von Christi Not für den Bauch ausbeutet. Was er als Christentum gelten ließe, können wir aus den Worten erschließen, mit denen Jesus bei seiner Wiederkunft, von der Erinnerung an sein Erdenleben überwältigt, die Menschheit, die Welt begrüßt:

O mein Geschlecht, wie sehn ich mich nach dir!
Und du, mit Herz- und Liebesarmen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm, ich will mich dein erbarmen!
O Welt voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst dem Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im ganzen doch nicht sonderlich verstehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest,
Und dann, befreit, dich wieder neu umschlangst:
Das rief mich her aus meinem Sternensaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn;
Ich komme nun zu dir zum zweitenmal,
Ich säete dann, und ernten will ich nun.

Aber Christus findet nichts zu ernten in der Welt,

Wo man, für lauter Kreuz und Christ
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.

Daß Goethe die Christenheit nicht bloß durch Christus, d. h. ihre angebliche Verehrung für Christus, richten wollte, lassen vielleicht die ganz zusammenhangslosen Verse vermuten:

Es waren, die den Vater auch gekannt.
Wo sind sie denn? Eh, man hat sie verbrannt. —
O Freund, der Mensch ist nur ein Tor,
Stellt er sich Gott als seinesgleichen vor.

Nach „Dichtung und Wahrheit" hätte der ewige Jude auch einen Besuch bei Spinoza machen sollen. Gedanken wie

die letztgenannten hätten wohl ein Thema zu einem Gespräch mit dem Philosophen gegeben. Aber wir wissen nicht, wie sich Goethe die Szene ausdachte.

Wie einst Clavigo und Carlos, schlagen wir im Urfaust Faust und Mephistopheles in eine Person zusammen, um uns das Verständnis zu erleichtern. Faust ist durch seine Zeit verbildet worden. Statt in der lebendigen Natur, da Gott die Menschen hineinschuf, hat er sein Leben über Büchern und Papier hingebracht; statt zu genießen und zu wirken, hat er in Worten gekramt und andre dieselbe Kunst gelehrt; in all seiner Gelehrsamkeit steckt nicht ein Funke von Erkenntnis. Aber das lang unterdrückte Sehnen des Herzens bricht endlich mit Urgewalt durch. Und zwar will Faust jetzt nicht etwa wie ein Gott das Leben sub specie aeternitatis schauen und als bloßes erhabenes Schauspiel genießen, sondern als Mensch in das Erdenleben selbst hineintreten, obgleich er vor dessen Anblick, als einem schrecklichen Gesicht, mit Grauen zurückbebt. — Nebenbei läßt sich's der Dichter nicht entgehen, der Gegenwart ihre Afterbildung im Hohlspiegel der Satire zu zeigen. Dem Faust, den alles angebliche Wissen unbefriedigt läßt und der nicht mehr in Worten kramen mag, wird Wagner gegenübergestellt, dem sehr am Herzen liegt, seine leeren Worte gut vortragen zu lernen, der gar glücklich ist, in einer Zeit zu leben, die es überall so herrlich weit gebracht. Mephistopheles aber zeichnet dem angehenden Jünger dieser falschen Weisheit mit boshafter Laune vor, welche Genüsse seiner warten. — Dann treffen wir Faust in dem Leben, nach dem er sich gesehnt. Zunächst in einer Gesellschaft roher, doch nicht geistloser Gesellen, denen es mit seiner Beihilfe „so kannibalisch wohl wird als wie fünfhundert Säuen". Davon hat er mit einem Male genug, obgleich er dergleichen Sozietät jede Nacht haben könnte. Dann aber erweckt Gretchen in ihm zugleich die rohe Begierde, ja den frechen Stolz auf seine Kraft und Kunst zu verführen, und die zarte Sehnsucht nach unschuldigem Liebesglück. Aber das Gefühl, so mächtig es momentan anschwillt, wird nur zum Kuppler der Sinne; Faust verführt Gretchen und überläßt sie im unwiederbringlichen Elend bösen Geistern und der richtenden, gefühllosen Menschheit. Indem Gretchen sich in höchster Not mit Grauen von ihm abwendet und dem Gericht Gottes übergibt, bleibt ihm das entsetzliche Gefühl, daß sein großdenkendes, tiefempfindendes Herz an einen Schandgesellen geschmiedet ist.

Wie Faust von diesem Drucke wieder befreit werden könne; wie er, der gegen sich rast, mit sich wieder sich versöhnen könne: das ist in dem Fragment nicht angedeutet. Es verrät uns auch kein Wort des Dichters, daß Faust gerettet werden müsse. Nur aus der Höhe des Sinns, der Faust antrieb, sich in die Welt zu wagen, um alles Glück und Wehe der Erde zu erproben, können wir die Hoffnung schöpfen, daß er in dieser selbstgeschaffenen Not nicht untergehen werde. Auch zeigt Faust neben seiner Genuß- und Selbstsucht eine solche Tiefe des Mitgefühls mit dem Jammer der Menschheit, daß wir nicht zu fürchten brauchen, der „Übermensch" (v. 138) werde seine Größe darin suchen, mit dem Wohl und Wehe anderer frech zu spielen. Wie sich aber der Dichter Faustens weitere Entwicklung denkt, ist aus dem Fragment nicht zu erraten.

Prometheus kennen wir aus der berühmten Ode als den trotzigen Empörer, der Zeus die Ehre versagt; der den Donnerer herausfordert, seine Macht gegen ihn zu gebrauchen, mit der er ihm nichts nehmen könne, wie er ihm auch nichts gegeben habe; der alles nur seinem heilig glühenden Herzen verdankt und verdanken will; der im stolzen, freudigen Gefühl der eigenen Existenz ein Geschlecht von Menschen schafft, die leidend und genießend des Zeus so wenig achten wie er. Nach den vorhandenen beiden ersten Akten des gewaltigen Dramas ist das Verhältnis des Prometheus zu Zeus nicht so einfach. Prometheus hat als

Kind der Götter Fürsorge genossen und ihnen dafür auch den Gehorsam der Kindheit geleistet. Zur Selbständigkeit herangewachsen, schätzt er die Wohltaten, die sie ihm erwiesen, nicht mehr so hoch. Sie haben sein Herz nicht bewahrt vor Schlangen, die es heimlich neidschten, haben seinen Busen nicht gestählt zu trotzen den Titanen; und sie haben den armen Sprößling gebildet nach dem Winde ihrer Grillen. Auch hat er sie jetzt als Vasallen erkannt einer Macht, unter der er selbst auch steht und neben ihnen stehen will: des Schicksals. Sie mögen also beschützen, was sie haben; in dem Kreise aber, den seine Wirksamkeit erfüllt, will er von ihnen unbeläſtigt sein. Dem Bruder, der ihn mahnt:

Dein Eigensinn verkennt die Wonne,
Wenn die Götter, du,
Die Deinigen und Welt und Himmel all
Sich ein innig Ganzes fühlten —

antwortet er schroff:

Ich kenne das!
Ich bitte, lieber Bruder,
Treib's, wie du magst, und laſſ' mich!

Also von ihm aus, nachdem er aus der Kindheit getreten, allerdings unbeugsamer Trotz. Aber zu Minerva, der Tochter des Zeus, steht er in einem merkwürdig freundlichen Verhältnis. Sie ehrt den Vater und liebt Prometheus. Was sie Prometheus immer war und noch ist, drückt er mit den Worten aus:

Du bist meinem Geist,
Was er sich selbst ist;
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht gewesen!
Immer als wenn meine Seele zu sich selbst spräche,
Sie sich eröffnete
Und mitgeborne Harmonien
In ihr erklängen aus sich selbst.

Das waren deine Worte.
So war ich selbst nicht selbst,
Und eine Gottheit sprach,
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich, eine Gottheit spreche,
So sprach ich selbst.

Dieser Göttin nun, die aus ihm redet, erklärt er wieder:

Welch ein Recht
Ergeizen sich die stolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie sind mein, und mein ist ihr Gebrauch.

Von ihr läßt er sich sagen, daß er die Bürde, die ihm die Götter mit feierlichem Ernste auf die Schulter legten, bisher getragen habe, um der Freiheit wert zu sein, und daß sein Haß ungerecht sei:

Den Göttern fiel zum Lose Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Wie aber Prometheus sich den Göttern gleichstellt, an den Statuen, die er geformt, seine eigene Schöpferkraft zeigt, und gegen Minerva, wie zuvor gegen Merkur, ablehnt, die Belebung seiner Geschöpfe durch Unterwerfung zu erkaufen, da schließt sie:

Und sie sollen leben!
Dem Schicksal ist es, nicht den Göttern,
Zu schenken das Leben und zu nehmen;
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verschließt:
Sie sollen leben und durch dich! —

Wie stellt sich nun Jupiter zu dem Greuel, dem Hochverrat, den ihm Merkur meldet? Er nimmt die Kunde, daß Minerva dem rebellischen Prometheus ermöglichte, seine Geschöpfe zu beleben, mit souveränem Gleichmut auf:

Sie sind! und werden sein!
Und sollen sein!
— — — — — — — — —

Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen, wenn sie meiner Vaterleitung folgen;
Weh ihnen, wenn sie meinem Fürstenarm
Sich widersetzen.

Doch will er nicht, daß Merkur seine Güte, seine Macht dem armen, erdgebornen Volke verkünde:

Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Überlaß sie ihrem Leben.

Und so beginnen die Menschen sich unter Leitung des Prometheus auf der Erde häuslich einzurichten.

Minerva hatte also den Sinn des Vaters richtiger verstanden als Merkur. Von Minerva aber strömen Prometheus die Gedanken zu, die sein Herz schwellen. Also ist seine Auflehnung gegen Jupiter ebenfalls von Minerva inspiriert, von Jupiter gewollt. Von Minerva getrieben, unterscheidet Prometheus (fälschlich) zwischen den Göttern, den Vasallen, und dem rechten Herrn der Götter und seiner selbst, dem Schicksal; von ihr gereizt will er die Einmischung der Götter aus dem Kreis, den seine Wirksamkeit erfüllt, ausschließen. Gott will nicht, daß sich der Mensch immer in kindlicher Furcht nach ihm umsehe, immer in kindlicher Angst an ihn hänge. Er gibt dem Menschen das heilig glühende Herz, daß er sich in Freud und Leid sein Leben selbst schaffe; daß er sich in diesem Sinne mit seinesgleichen verbinde.

Daß nach der beschriebenen Entwicklung der bekannte Hymnus des Prometheus nicht den dritten Akt einleiten konnte, braucht keine weitere Begründung. Irreführend ist aber auch die Schlußbemerkung: „Minerva tritt auf, nochmals eine Vermittlung einleitend." Jupiter hat ja mit seinem „noch nicht!" einstweilen jede Vermittelung abgelehnt; dieses Einstweilen aber füllt die ganze Geschichte der Menschheit aus. Prometheus muß in seinem Trotz, ja in

seinem ungerechten Haß fortfahren; denn sein Trotz ist die treibende Kraft, seine Verblendung die Bedingung der von Jupiter gewollten freien Entwicklung der Menschen. Der Schluß des Dramas könnte nur sein, daß Prometheus vor den Augen der Menschen von Jupiters Blitz erschlagen würde, um nachträglich ohne menschlichen Zeugen von den Göttern zu erfahren, daß und warum sie ihn in seine Empörung hineingehetzt haben. Denn das geheime Wohlgefallen Jupiters an seinem rebellischen Sohn dürfen die Menschen nicht erfahren, solange sie erst selbständiges Schaffen zu lernen haben. Darum darf dieses Mysterium nie ein sicheres Wissen der Menschheit werden. — Lessing hat dem „Prometheus" beim ersten Lesen abgemerkt, daß sein Dichter spinozistisch denke.

Von Mahomet haben wir nur drei Stücke: einen einsamen, nächtlichen Hymnus Mahomets; ein Gespräch von ihm mit seiner Pflegemutter Halima; einen Gesang zweier Jünger auf ihn. Wir gehen am besten von dem letzteren aus, der in Goethes Gedichte als Mahomets Gesang aufgenommen worden ist. Im Hintergrunde steht der Gedanke, daß das Menschenleben, dem Kreislaufe des Wassers gleichend, von Gott ausgeht, um zu Gott zurückzukehren. Wer in dieser allgemeinen Bewegung des Lebens näher beim Himmel seinen Ursprung hat, strebt mit größerer Wucht dem Vater Ozean zu, zieht unterwegs die schwächeren Brüder niedrigeren Ursprungs an sich, die für sich zum Ozean nicht sich durchfinden, nicht durchbrechen könnten, und wird Triebkraft und Sammelort einer reichen Entfaltung gemeinsamen Lebens. Ein solcher religiöser Genius ist Mahomet, unter dessen Einfluß die bewundernden Jünger natürlich auch dieses Verständnis des Lebens gewonnen haben. In Mahomets nächtlichem Hymnus wendet sich dessen liebendes, sehnendes Herz an Gad, seinen freundlichen Stern, an Mond und Sonne mit der Bitte:

Sei mein Herr du, mein Gott! . . .
Laß, laß nicht in der Finsternis
Mich irren mit irrendem Volk!

Aber Sterne, Mond und Sonne erleuchten ihm nur in periodischem Wechsel seinen dunklen Pfad; darum drängt Mahomets Sehnsucht höher hinauf:

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du, alliebender, du,
Der die Sonne, den Mond und die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

Der religiöse Genius hat entdeckt, daß er bei keinem Mittelwesen, nur in dem Urquell des Lebens selbst die Befriedigung seiner Sehnsucht finden werde. Mahomets Gespräch mit Halima aber zeigt uns, daß er mit seiner Offenbarung den Mitlebenden ein geistesschwacher Tor erscheint — diesen Mitlebenden, deren Verständnislosigkeit für die Ganzheit seines Gefühls ihn eben genötigt hat, das Herz des Vaters zu suchen.

In „Dichtung und Wahrheit" berichtet Goethe, er habe in dem „Mahomet" alles darstellen wollen, „was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag, und wie es dabei gewinnt und verliert." Angeregt habe ihn zu dem Plane der Dichtung, daß er sah, wie Lavater und Basedow geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten und dadurch in die Gefahr gerieten, das Obere dem Unteren aufzuopfern. Mahomet sollte bei der Verbreitung seines ursprünglich rein und tief gefühlten Glaubens zur Gewalt, zur List seine Zuflucht nehmen, endlich gar seine Lehre zum Vorwand irdischer Zwecke erniedrigen, im Angesichte des Todes aber zu sich selbst zurückkehren. — Als Goethe diesen Bericht niederschrieb, hatte er nach seiner eigenen Angabe nur den sogenannten Gesang Mahomets vor Augen, der nachweislich gedichtet wurde, ehe Goethe mit Lavater und Basedow in nähere Beziehungen trat. In den Fragmenten, die uns vorliegen, ist nicht darauf hin-

gedeutet, ist auch nicht ausgeschlossen, daß Mahomet vorübergehend von sich selbst abfallen sollte. Aber weder das Wesen des Dramas, noch die Geschichte Mahomets, noch die gemeine Erfahrung erlauben es, daß Mahomet dem Glauben an ihn, den Ali und Fatema in ihrem Wechselgesang zum Ausdruck bringen, rein und stetig entspreche. Goethe mag also wohl die skizzierte Entwicklung Mahomets von Anfang an geplant, in der inneren Verarbeitung derselben aber durch die Beobachtungen an Lavater und Basedow beeinflußt worden sein. —

Also überall in diesen Fragmenten tiefe Ahnungen und kühne Gedanken, bei deren Durchführung und Gestaltung doch dem Dichter-Denker die Kraft versagt. Faust und Prometheus lassen auch ziemlich deutlich erkennen, wo er an seine Grenze stößt. Im Faust hat er die notwendige Szene übersprungen, da zu Faust Mephistopheles hinzu-, aus Faust vielmehr Mephistopheles hervortritt. Mit andern Worten: Goethe kann noch nicht begreifen, noch nicht darstellen, wie der „gute", von reiner Sehnsucht und hohem Streben beseelte Mensch „böse", ein Schädling wird. Und in beiden Dramen kann er nur den Zwiespalt beschreiben, in den der Mensch mit sich selbst und mit seinem Gott gekommen ist, die Aufhebung dieses Zwiespalts aber nicht einmal andeuten. Verbinden wir damit den Eindruck, den das „moralisch-politische Puppenspiel" macht, so kommen wir zu dem Schluß, daß Goethe bis zu der Grenze dieser Periode sich wohl über die Widersprüche des Lebens in keckem Humor erheben, sie aber noch nicht in ernstem Denken auflösen kann.

Drittes Kapitel.

Lehrhaftes.

1.

Goethe hat von dem Vater die lehrhafte Art geerbt. Der Leipziger Student moralisiert in seinen Briefen mit großem Eifer, ob er nun die Schwester erzieht, sich gegen Fremde expektoriert, mit Freundinnen plaudert oder sich bei Öser für genossene Anregung bedankt. Doch wollen wir seine zerstreuten Bemerkungen über Leben und Treiben der Menschen nicht sammeln, da sie wenig Ursprünglichkeit und Zusammenhang haben. Früher als über das Menschenleben machte er sich über Poesie und Kunst freiere und tiefere Gedanken; und als er auch das Leben mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenem Urteil zu werten begann, überträgt er sichtlich Gedanken über die Kunst auf das sittliche Gebiet. Darum beginnen wir mit den ästhetischen Ansichten, die er in dieser Zeit hatte*).

Sein Schäferspiel kopiert er, wie er der Schwester schreibt (12. Okt. 67), sorgfältig nach der Natur, „eine Sache, die der dramatische Schriftsteller als die erste seiner Pflichten erkennen muß." Die Natur ist ihm also eine

*) Für dieses ganze Kapitel sind insbesondere benutzt worden: die Rede zum Shakespearestag; die Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen; die beiden theologischen Briefe; „Aus Goethes Brieftasche".

Vorschrift für den Künstler; dieser hat die Pflicht, sie sorgfältig nachzuahmen. Dabei kann er natürlich auch von den Künstlern lernen, die es darin zur Vollkommenheit gebracht haben; z. B. von den Griechen, deren Fürtrefflichkeit in etwas anderem zu suchen ist als in der Bildung der Schönheit, die das Falsche mehr scheuten als das Häßliche. Daß Goethe das Ideal der Schönheit in Einfalt und Stille setzt, läßt sich damit wohl vereinigen: es ist nichts wahr, als was einfältig ist; die natürliche Empfindung hat wohl Pathos, macht aber keinen Lärm, kein Geschrei von sich. Goethe wünscht von dem Dichter, daß er ihn etwas empfinden mache, was er nicht gefühlt, etwas denken mache, was er nicht gedacht hat. Empfindung und Gedanke liegen aber für ihn (darin ist er wieder bloß natürlich) nicht auseinander, sondern ineinander: „ich kann nichts empfinden, wo nichts gedacht ist."

Von hier aus ist nur noch ein kleiner Schritt zu der Erkenntnis, daß die Kunst, die Dichtung nicht Nachahmung, sondern Produkt der Natur ist. Herder hat Goethe den Gedanken vorweggenommen, „daß Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet"; weil aber Goethe selbst schon unmittelbar vor dieser Einsicht stand, konnte er sich ihrer sofort mit größter Sicherheit bedienen. Von nun an müht er sich nicht mehr mit der Natürlichkeit als einer Aufgabe ab, sondern hat sich nur zu hüten, daß er sich nicht zur schlappen Zeit, da Gedank' und Empfindung ihn nicht in stärkere Bewegung versetzen, zum unnatürlichen Schaffen hetze. „Natürlich" kann ja nur das Kunstwerk werden, das der ungesuchte Ausdruck einer natürlichen, echten, wirklichen Empfindung ist.

Das gilt unmittelbar von dem lyrischen Dichter, mit besonderer Deutlichkeit von dem Sänger der Liebe. Wie sich Goethe dessen Werden denkt, hat er uns mit größter Klarheit und Innigkeit an einem Orte gesagt, wo man so was nicht eben sucht (in der Besprechung der „Gedichte

eines polnischen Juden"); da seine Expektoration auch auf seine Auffassung des Sittlichen ein Licht wirft, wollen wir sie fast vollständig mitteilen.

„Laß, o Genius unseres Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere, alle ihre Reize ausstellten; dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder los riß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmut einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Tränen und Sympathien endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann alle seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Torheiten und Resipiszenzen mit dem Mut eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete! Des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genügten. Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden seiner wert! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich in stillem Familienkreis häuslicher, tätiger Liebe glücklich entfaltet hat, . . . deren stets liebewirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch

etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte! Laß die beiden sich finden: beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall er ahndend und hoffend und genießend, ‚was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Tränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin.' Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale . . ."

Nicht anders als die Entstehung des Liedes ist der Ursprung aller andern Poesie zu denken. Das ist es, was ihn jetzt die Griechen, Homer, Theokrit, Sophokles lehren. „Erst Intermezzo des Gottesdiensts, dann feierlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne große Handlungen der Väter dem Volk, mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze große Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz und groß." Dies ist auch das Geheimnis Shakespeares. „Ich schäme mich oft vor Shakespeare; denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke, das hätt' ich anders gemacht. Hinterdrein erkenn ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben." Welches das eigene, lebendige, natürliche Interesse ist, das Shakespeare zum „Weissagen" treibt, sagt Goethe nicht; doch können wir es aus seiner Charakteristik des verehrten Meisters erschließen: „Shakespeares Theater ist ein großer Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unseren Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine

Plane; aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unseres Ich's, die prätendierte Freiheit unseres Wollens, mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt." Shakespeare liebt die Fülle des Lebens und hat ein besonderes sympathisches Interesse an dem Konflikt der sich frei dünkenden, für ihre Freiheit kämpfenden Persönlichkeit mit der Notwendigkeit des Schicksals: das macht ihn zum Dichter, zum Dramatiker.

Es gilt für Goethe ganz allgemein von allen Künsten: „Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern." Als Liebender sieht der Künstler überall „die heiligen Schwingungen und leisen Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet." „Das ist es, was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verstandensten Ausdruck drängt, ohne durch die Erkenntnis hindurchgegangen zu sein." Das Straßburger Münster überzeugt ihn Tritt für Tritt: „daß Schöpfungskraft im Künstler sei aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbständig Werk, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft, hervorgetrieben werden."

Darum gibt es für den Künstler keine Regel, wohl aber eine Form, „die sich von jener unterscheidet wie der innere Sinn vom äußern; die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will." Die Sache ist einfach genug: „Unser Kopf muß übersehen, was ein anderer Kopf fassen kann; unser Herz muß empfinden, was ein anderes füllen mag." Der Künstler muß, was ihn bewegt, in dem Kunstwerk *verständlich* mitteilen, dem Empfänglichen wirklich *offenbaren*: weiter wird von ihm nichts verlangt. Diese Aufgabe nötigt ihn allerdings, daß er die Wirklichkeit nicht bloß abspiegelt, sondern eben formt, ihr also in gewissem Sinne Gewalt antut. Darum kann Goethe zugeben: „Jede

Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres", und doch Form verlangen: „sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln." Daraus ist freilich nicht wieder eine Regel für den Künstler abzuleiten. Denn dieses Glas hat man eben, als Geschenk der Natur, oder wird man's auch nicht erjagen. Es ist „so einfach, daß es vor allen Türen liegt, und so ein wunderbar Ding, daß just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen können".

Ist die Kunst ein Naturprodukt, so muß sie auch eine Bedeutung im Haushalte der Natur haben. Daß sie der moralischen Besserung des Volks dienen sollte, kann Goethes Meinung natürlich nicht sein. Er spottet über den Traum Sulzers und andrer Zeitgenossen: „eine weise Gesetzgebung würde zugleich Genies beleben und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweisen können." Obgleich, wie wir eben sahen, die Kunst die heiligen Strahlen der Natur an das Herz des Menschen zum Feuerblick sammeln soll, lehnt er es auch ab, daß sie die Dinge um uns her verschönern, in eine schönere Beleuchtung rücken soll. Nein, durch die Kunst wehrt sich der Mensch geradezu gegen die Natur; und deshalb kann Goethe sogar fürchten, daß sie dem Menschen schade. Da wir nicht ganz sicher sind, ihn hierin richtig zu verstehen, teilen wir seine Worte selbst mit. „Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren; groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte nebeneinander existierend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu behaupten. Schon das Tier durch seine Kunsttriebe scheidet, verwahrt sich; der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfache

Übel zu vermeiden und nur das Maß von Gutem zu genießen, bis es ihm endlich gelingt, die Zirkulation aller seiner wahr und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, sofern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläserne Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituiert*) und seine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgespannt, in Tugend, Wohltätigkeit, Empfindsamkeit zerfließen." Also scheint alle Kunst den Menschen mit Verweichlichung zu bedrohen. Kurz zuvor aber hat Goethe Sulzers Behauptung, die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsere Gemüter überhaupt zu der Sanftmut und Empfindsamkeit bilden, die kräftige These entgegengesetzt: „Überhaupt tut sie das nie, sie härtet vielmehr, Gott sei Dank, ihre echten Kinder gegen die Schmerzen und Übel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Übel zu entgegnen, es von sich zu weisen und ihm zum Trutz den Gang seines Willens zu gehen; das ist nun einem großen Teil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich; deshalb retirieren und retranchieren sich die meisten, sonderlich die Philosophen." Somit scheinen doch nur die Feigen, ob Philosophen oder Künstler, durch Abschluß gegen die herbe, rauhe, böse Natur sich zu verweichlichen. Aber da dem Menschen die Selbsterhaltung überhaupt verbietet, sich wehrlos der Natur preiszugeben, so konnte Goethe wohl der Meinung sein, daß die Kunst als solche wie jede Erfindung menschlicher Not die Gefahr mit sich bringe, nicht bloß zu schützen, sondern auch zu verweichlichen.

*) Vorher sagt Goethe: „Die Schönheit zum primo mobili [der Liebe] machen, kann nur der, der von den geheimnisvollen Kräften nichts ahndet, durch die jedes zu seinesgleichen gezogen wird, alles unter der Sonne sich paart und glücklich ist."

Indem wir aber den Zweck der Kunst im Haushalte des Lebens feststellten, sind wir bereits von der Ästhetik zu der Frage übergegangen, wie das Leben selbst aufzufassen sei.

2.

Wer in der Kunst jeden Zwang der Regel verwirft, wird das Gute im allgemeinen nicht in der Erfüllung eines Gebots sehen, wird eher fürchten, daß das einschränkende, leitende Gesetz das Leben und den Menschen verderbt. Zum Überfluß hat uns Goethe durch den Mund Werthers ausdrücklich erklärt, daß er das Sittlich-Gute genau so auffasse und werte wie das Ästhetisch-Gute, das Schöne. „Man kann zum Vorteile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie einer, der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bösewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede, was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! Sagst du, das ist zu hart! sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben 2c. — Guter Freund, soll ich dir ein Gleichnis geben? Es ist damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bei ihr zu, verschwendet all' seine Kräfte, all' sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben! Teilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Notdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht ihr ein Geschenk,

nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage 2c. — — Folgt der Mensch, so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten raten, ihn in ein Kollegium zu setzen; nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten herein braust und eure staunende Seele erschüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zugrunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen." Bringen wir von diesen Auslassungen noch so viel für Werthers Überschwänglichkeit in Abzug, so bleibt doch immer das übrig, daß der Dichter die Art der Lebensbeurteilung geändert wissen will. Die Moral, welchen Ursprungs sie immer sei, hat für ihn so wenig das Recht, eine unbedingte Pflicht vorzuschreiben, daß ihre Nützlichkeit selbst erst von einem höheren Gesichtspunkt aus festgestellt werden muß.

Und es ist nicht eben schwer, die Art der neuen, höheren Beurteilung des Lebens zu erkennen. Was man „gut" und was man „böse" heißt, die regelmäßige und die regelwidrige Lebensäußerung, ist für Werther-Goethe beides einfache, direkte Wirkung der Natur. Aber die Auswirkung der Natur ist bequemer oder unbequemer, sowohl für den Menschen, durch den sie wirkt, als für die Menschen, auf die sie durch ihn wirkt. Das „Gute" ist das Bequeme, das „Böse" das Unbequeme. Unbequem wird die Natur, wo sie mit ungewöhnlich hoher Kraft sich auswirkt: da entsteht der Künstler, der der Regeln spottet, der Liebhaber, der sein Vermögen, seine Zeit, seine Kraft verschwendet, der merkwürdige Bösewicht; aber auch der Neues schaffende Genius, der segenspendende Fürst, der tiefsinnige Denker. Bequem ist das Wirken der Natur, wo sie nur mäßige, ja

geringe Kräfte entfaltet, deren Träger sich leicht in andre fügt, weil er ihrer bedarf. So entsteht der gute Nachbar, der brave Hausvater, der pflichteifrige Beamte. Und man sieht leicht, daß Werther, aber auch Goethe, seine helle Freude an der starken Natur hat, ob sie gleich durch ihren Überschwall dem und jenem ein Gartenhäuschen, ein Tulpenbeet, ein Krautfeld verwüstet. Da handelt es sich, wie Crugantino meint, doch immer nur um einen „unbedeutenden Ärger" für die Welt, um eine „eingebildete Schande" für den Mann des unendlichen Herzens und seine Angehörigen.

Mit einer unvergleichlichen Frechheit der Konsequenz wird diese Art der Beurteilung von Herkules in „Götter, Helden und Wieland" durchgeführt. Die „Tugend" hat er, soweit er in der Welt herumgekommen ist, noch nie gesehen; erst im Hades hat er das Wort von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten. Ein Unding ist sie ihm wie alle Phantasie, die mit dem Gang der Welt nicht bestehen kann. Sofern sich etwas Wirkliches und Sinnvolles unter dem Worte denken läßt, wohnt sie natürlich bei ihm und seinesgleichen, bei den Halbgöttern und Heroen. Ihre Tugend aber ist, daß sie ihres Überflusses an Kräften sich entledigen, wie es eben in der Natur dieser Kräfte liegt. Schilt eine engbrüstige Zeit diese ihre Tugend als Laster, so ist das nur wieder eins dieser schönen Worte, um die sich ein gescheiter Mann nichts bekümmert. Wieland aber wird von Herkules das Urteil gesprochen: „Hättest du nicht so lang unter der Herrschaft deiner Sittenlehre geseufzt, es hätte noch was aus dir werden können; denn jetzt hängen dir immer noch die schalen Ideale an." Nun versichert allerdings Goethe in einem Brief an Lavater (20 V 74): „Herkules' Geschwätze ist wahrlich nicht mein Gefühl. Es ist nur, daß man die Hansen bei der Perücke zupft und Sachen sagt, die, wie du sprichst, niemand Wort haben will." Aber damit vergleiche man den sehr lehrreichen Brief an Sophie von La Roche, den

er im Juni 1774 (wahrscheinlich gerade mit Beziehung auf jene Farce) schrieb! „Ja, liebe Mama, es ist wahr; Feuer, das leuchtet und wärmt, nennt ihr Segen von Gott, das verzehrt — nennt ihr Fluch. Segen denn und Fluch! Bin ich euch mehr schuldig, als die Natur mir schuldig zu sein glaubt? Leuchtet's nicht mir, wärmt's nicht — und verzehrt auch? Nennen Sie mich bös und lieben Sie mich! Un livre croyez-moi n'est pas fort dangereux. Das Gute und das Böse rauscht vor den Ohren vorbei, die nicht hören. Und ist das Böse nicht gut? und das Gute nicht bös? Haß ich Wielanden? lieb ich ihn? Es ist wahrhaftig all eins — ich nehme Anteil an ihm —" Er lehnt die „sittliche" Beurteilung seines Tuns einfach ab, und will sich, ein Stück Natur, beurteilt und behandelt wissen, wie man die Natur beurteilt und behandelt. Denn diese liebt man, obgleich sie „böse" ist, und wehrt nur, wenn man kann, ihre „Bosheit" ab — wie Goethe es auch als selbstverständlich hinnahm, daß sich seiner zu erwehren suchte, wem er zunahe trat.

Doch scheint gegen die völlige Aufhebung des „sittlichen" Urteils zu sprechen, daß Goethe, wie wir sahen, scharf zwischen Menschen unterscheidet, die aus sich leben und ihrer Umgebung noch Leben spenden, und Menschen, die ihrer selbst nur auf Kosten anderer froh werden können. Aber auch das ist ihm ein Unterschied der Natur, nicht der freien Entschließung. Und wenn wir genauer zusehen, entdecken wir, daß er zusammenfällt mit dem Gegensatz des Starken und Schwachen. Wer kein „eigen Herz" hat, kann nur als sein fühlen, was er vor dem andern voraus hat, was also dem andern fehlt; so wird er eifersüchtig, schadenfroh, tückisch. Wer ein „eigen Herz" hat, braucht nicht den andern zur Folie seines Werts, um sich fühlen zu können. Der Starke ist „gut", der Schwache muß „böse" werden. Der Starke (wie z. B. der Einsiedler im „Satyros") kann insbesondere ruhig mit ansehen, daß jeder „nach seinem eigenen Trieb" lebt (wird's ihm zu viel, so wird er sich schon helfen); nur

der Schwache hat das Bedürfnis, den Unbequemen moralisch zu verurteilen, schlecht zu machen (wie er auch unbequemes Wetter u. dergl. „böse", „schlecht" nennt).

Direkt, ob auch nur beiläufig, hat Goethe seine Ansicht über „gut" und „böse" in der Rede zum Shakespearestag ausgesprochen und dabei zugleich angedeutet, worin der Widerstand gegen seine Meinung wurzelt. „Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare; das, was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so notwendig zu seiner Existenz und zum Ganzen gehört, als Zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte, unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen!" Und so schreien die verzärtelten, unerfahrenen Menschen noch mehr bei jeder fremden Heuschrecke im Theater der Wirklichkeit als in Shakespeares Theater.

Sich selbst sucht er diese Feigheit abzugewöhnen, indem er sich den Gedanken ohne Scheu verdeutlicht und mit aller Anstrengung einübt, daß man sich in die Wirklichkeit bloß zu finden hat. So schreibt er an Sophie von La Roche (16 VI 74): „In der Welt ist's wirklich nicht so schlimm; es ist nur anders, als wir's uns vorstellen." Wird's noch so schlimm, so ist doch nichts zu machen (an dieselbe, 15 IX 74): „Ja, liebe Mama, ich muß die Welt lassen, wie sie ist, und dem heiligen Sebastian gleich, an meinen Baum gebunden, die Pfeile in den Nerven, Gott loben und preisen. Hallelujah! Amen!" Nur das kann der Mensch *vielleicht* vermeiden, daß er die Last der Wirklichkeit nicht noch durch eingebildete Leiden vermehrt. „Ja, liebe Mama, was ist das Herz des Menschen? Sind der wirklichen Übel nicht genug? Muß man sich auch noch aus sich selbst phantastische schaffen? Doch, was klag ich? Die Unruhe und Ungewißheit sind unser Teil, und lassen Sie uns die tragen

mit Mut wie ein braver Sohn, der die Schulden seines Vaters übernommen hat" (28 VIII 74). In der Unruhe aber und Ungewißheit, die unser Teil ist, liegt auch eingeschlossen, daß die geschäftige Phantasie das Tatsächliche des Lebens erhöht und erweitert und so zu den wirklichen Leiden noch eingebildete hinzuschafft, z. B. das Leiden der Eifersucht, der Sorge, der Reue. Wer darauf angelegt ist, muß sich auch das gefallen lassen; so daß der Weisheit letzter Schluß durchaus bleibt: „Fiat voluntas! Dein Wille geschehe!" — Wie weit es Goethe in dieser mutigen Passivität gebracht hat, tritt mit großer Deutlichkeit in der Auseinandersetzung mit Lili zutage. Mitten in dem Strudel der Leidenschaft beobachtet er immer wieder als bloßer Zuschauer, wie sich die Fäden des Schicksals ver- und entwirren.

Die bloße Anerkennung der Natur, des Schicksals, des eigenen wunderlichen Wesens überschreitet er in der Beurteilung des eigenen Lebens durch den Glauben, daß alle seine Verworrenheiten dazu dienen müssen, ihn zu läutern und seine Schaffenskraft zu steigern und in Bewegung zu setzen; wie ja auch die dichterische Anlage, die ihm das Leben so sehr erschwert, ihm zugleich ein Mittel der Selbsterhaltung ist. Sein Schaffen aber ist ihm nicht private Vergnügung, sondern Arbeit für die Brüder, für das Ganze. Doch hat er diese Gedanken, die ihm (wie die Briefe an Auguste zu Stolberg zeigen) die höchste Not auspreßte, noch nicht für eine Theorie des Lebens verwertet*). Davon hielt ihn zweierlei ab; eine Ursache, die wir erschließen müssen, und ein Grund, den er selbst angibt.

Goethe wird in dieser Zeit von dem Strom des Lebens so rasch dahingetrieben, hat mit ihm noch so energisch zu kämpfen, daß er zwar, um aufzuatmen und sich über den Augenblick zu orientieren, immer wieder den Kopf aus den

*) Ebensowenig die Erfahrung, daß „das liebe Ding, das sie Gott heißen, oder wie's heißt," doch sehr für ihn sorge. Schon die Art, wie er sich ausdrückt, zeigt, daß er nicht beim Wort genommen sein will.

Wogen emporstreckt, aber nie in ruhiger, beschaulicher Stimmung über dem Leben schweben kann. Hebt er den Kopf empor, so sieht er sofort ungemein scharf und weit; es verbinden sich auch die einzelnen Wahrnehmungen, die er macht, zu einem ziemlich zusammenhängenden Gesamtbild; sie zu ruhigen, dauernden Gedanken über das Leben zu verarbeiten, ist er doch viel zu bewegt. Dazu kommt, daß er den Ozean des Lebens ohne Karte durchaus als Entdecker durchschwimmt, nicht etwa bloß ein überliefertes Weltbild (z. B. das christliche) durch die eigenen Erfahrungen berichtigt und ergänzt. So beschränkt sich das Lehrhafte, das wir bei ihm fanden, bei genauerem Zusehen auf die bloße Beschreibung der Art, wie er gelebt wird und sich im Leben behauptet. Er kann nicht systematisch denken; er ist von sich aus und für sich „subjektiver Denker" im Sinne Sören Kierkegaards.

Wenn er aber von außen angeregt wird, sich über das Leben seine Gedanken, ja eine Theorie zu bilden, so erkennt er sofort, daß das Ganze nun einmal nicht in seinen Kopf geht. Auch glaubt er nicht, sonst jemand zugestehen zu müssen, daß er mit einem Blick und Gedanken das Ganze umfasse und durchschaue. Noch niemand ist nach seiner Meinung darüber hinausgekommen, im einzelnen kräftig zu „sentieren". Ob es niemanden niemals möglich sein werde, das Ganze in seinen Kopf zu bekommen, hat Goethe damals nicht erwogen — oder das Resultat seiner Erwägung bloß nicht mitgeteilt. Darauf aber, durch Reflexion zu verbinden und in strengen Begriffen festzulegen, was man im einzelnen kräftig sentiert, hält er gar nichts. Philosophie und Theologie sind für Faust ein bloßes Kramen in Worten. An Alexander von Joch, der die Lehre von der moralischen Freiheit geradezu widerlegen und das Belohnen und Strafen unabhängig von ihr begründen will, rühmt er die gute Laune, das Originelle und Offenherzige seiner Erörterungen, wünscht ihm aber, „daß er seiner Meditation einen andern

Vorwurf gewählt hätte." Warum? „Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von sehr vielen Gelehrten, wenigstens Schriftstellern, für viel leichter gehalten wird, als sie ist. Man stellt sich meistens vor, daß ein flüchtiges Raisonnement die Sache ausmachte; aber in der Tat, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Wesen und die erste Springfeder der Tätigkeit erkennen. Wer wagt sich in diese Tiefe, wenn er sie kennt?" Der Rezensent selbst legt daher im weiteren nur dar, wo die Schwierigkeit nach seiner Meinung liege, wagt aber nicht, sie auflösen zu wollen. Und doch hat Goethe selbst für seine Welt schon damals eines „freien Willens" nicht bedurft.*)

Im zwanzigsten Buch von „Dichtung und Wahrheit" sagt der alte Goethe allerdings, daß er sich schon vor der Übersiedelung nach Weimar den Begriff des „Dämonischen" gebildet habe und dieses Dämonische im Egmont habe darstellen wollen. Doch kann ich nicht glauben, daß der junge Goethe, den wir nun kennen gelernt haben, sich das Dämonische bereits im einzelnen so gedacht habe, wie es am angegebenen Orte charakterisiert wird. Auch scheint mir dieser Begriff den Egmont Goethes so wenig zu erklären, daß die Vermutung nahe liegt, der Dichter habe das Dämonische erst nachträglich nur auch in Egmont entdeckt. Darum schreiben wir den Begriff des Dämonischen dem alten Goethe zu; als Ahnung tritt es freilich auch schon in der Zeit auf, in der wir stehen.

3.

Wir haben Goethes Ansicht vom Leben bis jetzt ganz aus ihm selbst sich entwickeln lassen. Dem scheint zu wider-

*) Man vergleiche auch das „Fatum congenitum", das in einem Brief an Herder vom Mai 1775 auftritt, und die „prätendierte Freiheit unseres Wollens" in der oben zitierten Stelle aus der Rede zum Shakespearestag.

sprechen, daß Goethe selbst teils in gleichzeitigen Briefen, teils in dem Bericht von „Dichtung und Wahrheit" den Einfluß verschiedener Denker erkennen läßt und erwähnt. Doch ist dieser Widerspruch nur Schein. Goethe hat von Rousseau und Spinoza (um diese zwei handelt sich's hauptsächlich) nichts gelernt, was er von ihnen erst hätte lernen müssen; und was er von Rousseau übernahm, hat er wesentlich verändert. Fremdes Denken hat ihm nur als Anregung für die eigene Entwicklung gedient, hat dieser nie eine andre Richtung gegeben.

Mit Rousseau wurde Goethe, wie erwähnt, schon in Leipzig bekannt. An die Folgen der naturgemäßen Lebensweise, zu der sich Goethe durch den Naturprediger bestimmen ließ, erinnern die „verfluchten Indigestionen", die sich Hermes (im „Satyros") von dem herrlichen Fraß roher Kastanien holt. Rousseausche Gedanken über Erziehung scheint Elmirens Mutter Olimpia zu haben, die die Melancholie ihrer Tochter (fälschlich) daraus ableitet, daß der Vater aus ihr ein kleines Meerwunder habe machen wollen. Dürfen die Kinder von Anfang ihres Lebens an nicht sein, was sie sind, nämlich Kinder, so müssen sie nach ihrer Meinung verdorben, unglücklich werden. Aber Olimpia schöpft ihre Ansicht aus der eigenen Erfahrung: daß sie ohne viel Erziehung mit ihrem gesunden Menschenverstand in Haus und Gesellschaft wohl zurechtgekommen sei. Wir haben also hinter ihr eher die Frau Rätin Goethe als Rousseau zu sehen. Anklänge an Rousseau finden sich auch sonst genug. Aber wir dürfen uns nicht verleiten lassen, daraus auf eine wirkliche Abhängigkeit zu schließen. Denn Goethe hat einen anderen Begriff von der Natur als Rousseau und sieht den Menschen in einem andern Verhältnis zur Natur. Für Goethe ist nicht die Natur gut, die Kultur böse, sondern die Natur gut und böse, also indifferent gegen diesen Unterschied, den nur die Menschen machen, und die Kultur ist ihm nicht sowohl ein Abfall von der Natur, als vielmehr

eine Notwehr gegen die Natur. Es ist auch nur eine scheinbare Übereinstimmung mit Rousseau, wenn Goethe zugibt, daß die Kultur den Menschen verweichliche; denn der Vorzug eines natürlicheren Zustandes ist nach Goethe, daß die Natur durch ihre Roheit den Menschen nötigt, seine Kräfte zu gebrauchen. Rousseau ist moralisierender, sentimentaler Naturschwärmer; Goethe schätzt die wilde Natur (auch im Menschen) ebenso hoch wie die gutartige. „Hatte einer Überfluß an Kräften, so prügelte er die andern aus." Diese Natürlichkeit der Halbgötter und Heroen kann wohl den jungen Goethe begeistern, ist aber wenig im Sinne Rousseaus; ebensowenig der aristokratische Stolz des Herkules: „Und versteht sich, ein echter Mann gibt sich nie mit geringern ab, nur mit seinesgleichen, auch mit größern wohl." Rousseau könnte nur die „guten" Schwachen beglückwünschen, daß die „bösen" Großen sich so mit ihnen nicht abgeben wollen.

Spinozas Werke hat Goethe im Frühjahr 1773 durch Merck von Professor Höpfner in Gießen entlehnt. Das Jahr darauf berichtet Lavater in dem Tagebuch seiner Reise an den Niederrhein, daß Goethe ihm viel von dem Leben Spinozas erzählt habe. Aber die gleichzeitigen Zeugnisse geben uns keine Auskunft darüber, was Goethe von Spinoza sich zugeeignet habe. Somit sind wir auf bloße Spuren von Spinozas Einfluß angewiesen und auf die Aussagen Goethes in „Dichtung und Wahrheit". Nun faßt Goethe, wie wir sahen, in Übereinstimmung mit Spinoza die Natur durchaus als Kraft, die das Leben so unmittelbar und notwendig aus sich auswirkt oder erzeugt, daß das „Gute" nicht mehr als das Sein-sollende, das „Böse" nicht mehr als das Nicht-sein-sollende gefaßt werden kann. Aber Goethes Rede zum Shakespearestag, worin der diese Auffassung des Guten und Bösen ausdrücklich vorträgt, ist älter als die direkte Beschäftigung mit Spinozas Werken. Anderseits hat sich Goethe Spinozas Terminologie (Substanz, Attribut, Modus) auch später nicht bedient und ebensowenig auf einzelne Theoreme des Philosophen angespielt. Ja, als Goethe Spinozas Schriften unter die Hände bekam, hatte er die oben benützten Sätze über Alexander von Jochs Widerlegung der sittlichen Freiheit schon geschrieben, hatte also Spinoza als beweisenden, dogmatischen Philosophen zum voraus abgelehnt. Er konnte Spinoza nicht mehr eine Lehre, nur noch eine Stimmung entnehmen; genauer: er konnte nur durch Spinozas verwandte Stimmung in einer eigenen, schon vorhandenen Stimmung bekräftigt werden. Damit stimmt durchaus Goethes Bericht in „Dichtung und Wahrheit" (14. Buch). „Nachdem ich mich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, geriet ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werk mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften; es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzutun." Der formale Gegensatz zwischen Spinozas und Goethes Art erhöhte naturgemäß nur den Eindruck von der Verwandtschaft, ja Gleichheit der Grundstimmung. „Die alles ausgleichende Ruhe Spinozas kontrastierte mit meinem alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit notwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zustande." Daß aber Spinozas „grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete", Goethe besonders fesseln mußte, verstehen wir leicht aus dem unangenehmen Eindruck, den ihm gewisse Eigenheiten

der pietistischen Frömmigkeit machten. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe," das mit allen Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen Folgen, die daraus entspringen, sein ganzes Nachdenken erfüllte: es stand in direktem Gegensatz zu der von dem Straßburger Studenten gerügten Unart der Frommen, die Sache ihrer Grillen und die Sache Gottes zu vermischen; zu dem bedenklichen Glauben eines Stilling, sich in allen Angelegenheiten auf eine spezielle Fürsorge Gottes verlassen zu dürfen. Auch in dieser Hinsicht wurde also Goethe von Spinoza nur in einer vorhandenen Stimmung bestärkt. Dazu kam dann noch, was Goethe wieder selbst hervorhebt, daß er es zum Wesen der Liebe überhaupt rechnete, auf Nutzen, auf Gegenliebe nicht zu warten.

Es ist kein übles Zeugnis für den einsamen Denker und den von Liebeswirren hin und her geworfenen Jüngling, daß sich in beiden dieselbe Grundstimmung des Lebens frei erzeugte. Und für Goethes Selbständigkeit ist es ein schöner Beweis, daß er sich durch die erbauliche Kraft von Spinozas Person und Lehre nicht bestimmen ließ, das Begriffssystem des Philosophen zu übernehmen.

4.

Formal betrachtet hat der junge Goethe von Straßburg an zum Christentum dieselbe Stellung wie später zu Spinoza. Er hält es überhaupt für unmöglich, über Gott und göttliche Dinge bestimmte Aussagen zu machen, weist darum jede Theologie als dogmatische Wissenschaft ab, erbaut sich aber gerne an der verwandten Stimmung. Nur legt ihm das Christentum hierin immer größere Schwierigkeiten in den Weg; — das Christentum nämlich, wie er es in seiner Umgebung bei lebenden Menschen traf; denn das Christentum als bloße Lehre und Vorschrift ist ihm gleichgültig. Wir haben nun noch im einzelnen nach-

zuweisen, was er mit steigender Energie an den Christen ablehnte, ohne sich darum zu bekümmern, ob er sich damit gerade von „dem" Christentum lossagte.

Noch im Jahr 1773 kann er als angeblicher Pastor, also als Vertreter des Christentums, Briefe an Amtsbrüder schreiben. Er wendet sich darin gegen die Orthodoxie, die die Heiden in die Hölle verweist; gegen die Eiferer aller Sekten, die mit Worten um sich werfen, die sie nicht verstehen; gegen die Philosophen, die unaufhörlich von Vernunft reden, mittlerweile sie allein nach Vorurteilen handeln. Er ist also überall gegen intolerante Streitsucht, nicht aber für die Indifferenz: ein Herz, das sich seiner Seligkeit versichern will, kann nicht von der Gleichgültigkeit Profession machen. Er selbst dankt Gott für nichts mehr als für die Gewißheit seines Glaubens: „darauf sterb ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgeteilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde; und so lieb ich Jesum Christum und so glaub ich an ihn und danke Gott, daß ich an ihn glaube." „Warum wir elend sind," meint er, „kann uns einerlei sein; wir sehnen uns nur nach einem Weg, auf dem uns geholfen werden könnte." Auf den einzigen Grund der Seligkeit weist er seine Gemeinde hin, so oft Gelegenheit dazu ist; Ungläubige überläßt er der ewigen, wiederbringenden Liebe. Zu Kontroversen hat er also keine Veranlassung. Dagegen hat er Meinungen, über die andere Christen leicht mit ihm Streit anfangen möchten. So will ihm nicht in den Kopf, daß der partikularste Bund Gottes (mit dem Volk Israel) auf Universalverbindlichkeiten (die bekannten zehn Gebote) gegründet worden sei. So unverfänglich aber dieser Gedanke scheint, so kann doch die Umkehrung desselben für die Kirche sehr bedenklich werden: daß nämlich dem Christentum als universaler Religion partikulare Verbindlichkeiten

nicht anstehen; denn als solche läßt sich ohne Mühe das ganze Dogma und der ganze Kultus darstellen. Ferner gibt er zwar zu: „Die Schwärmer und Inspiranten haben sich oft unglücklicherweise ihrer Erleuchtung überhoben," fährt aber fort: „Weh uns, daß unsre Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen!" Er hält also etwas auf die „fortlaufende Offenbarung", mit der die Kirche als Heilsanstalt nicht bestehen kann. Deshalb erklärt er auch: „Eine Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer echten Kirche" — und erklärt nur nicht, wie er sich eine Kirche ohne jede Art hierarchischer Gliederung denke. Übersehen wir nicht, was in diesen erbaulichen Briefen zwischen den Zeilen steht, so verwundern wir uns nicht, nebenher (durch Kestner) über den Autor zu erfahren: „Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner."

Ungefähr zur selben Zeit mögen einige Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen entstanden sein, die uns, weil nicht in geistlicher Maske vorgetragen, einen sichreren Einblick in Goethes Denkweise gewähren. Er wendet sich gegen den Aufklärer Bahrdt, der die lächerliche Anmaßung hat, die mathematische Linie zwischen nötigem und unnötigem Glauben vorzeichnen zu wollen, ja die „ekelhafte" Anmaßung, unterscheiden zu wollen, was die ewige Weisheit unter der Geschichte Edens, unter dem Bilde der Schlange gelehrt hat und nicht gelehrt hat; der mit „Dreistigkeit" die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit erklärt, „worunter gewiß die Opfer gehören und von deren Entstehung der scharfsichtigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er keine positiven Befehl Gottes annehmen will." Der Rezensent meint, wer Welterfahrung besitze, werde nicht einmal Terminologiepagoden gerne umstoßen (geschweige denn so gut biblische Begriffe wie den des Teufels), wenn er bedenke, „welche heilige, den Brüdern teure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden."

Derselbe Rezensent aber charakterisiert neuerschienene „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung" mit beißender Ironie folgendermaßen: „diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unseres Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anderes als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sei kein Ungeheuer, diese Welt sei in den Augen Gottes noch etwas mehr als ein Wartezimmer des künftigen Zustandes; und die sich vermessen gar zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort strafen." Unter den mißfälligen Behauptungen des Verfassers hebt er besonders hervor: daß das Laster des Stolzes der Seele eigen sei, nicht in den groben Elementen seinen Sitz habe, deshalb auch in die Ewigkeit übergehe; daß der Mensch mit der Quelle alles Übels, dem Eigenwillen, geboren werde; daß die besten Menschen in ihrem Herzen Räuber und Mörder seien. Er zieht dem Verfasser aus anderen Behauptungen die nach seiner Meinung lächerliche Konsequenz: „Also wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: Hasse deinen Bruder nicht, so würde mein Haß keine schädliche Folgen gehabt haben! Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben!" Zum Schluß gibt er allen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Seiten zu bedenken, „ob es dem höchsten Wesen anständig sei, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältnis zu ihm zur Sache Gottes zu machen und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei." Goethe also, der Bahrdts Angriff auf die Vorstellung des Teufels mißbilligt, verwirft nicht nur die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen, sondern lehnt auch die Erklärung der Sünde ab, daß sie ihre Wurzel im Eigenwillen, im Stolz des Menschen habe; ja er findet es lächerlich, daß erst Gottes Gebot das Gute zur Pflicht des Menschen

mache. Sind etwa diese Gedanken des anonymen Briefschreibers (Albrecht von Hallers) weniger gut biblisch als der Begriff des Teufels? Und ist das etwa biblisch, daß vor Gott selbst nicht gut und böse zu sein brauche, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will? Es erfordert sehr viel Mitgefühl mit den schwächeren Brüdern, daß man sich durch diese feine Unterscheidung erspare, die Terminologiepagoden umzustoßen, in deren Bildern von den Brüdern heilige, teure Begriffe umarmt werden! Wie lange wird dieses Mitgefühl in Goethe vorhalten?

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde es ihm durch Lavater erschwert, verleidet. Dieser nahm Goethes erbauliche Briefe als bare Münze (Fräulein von Klettenberg hatte, nach „Dichtung und Wahrheit", Goethe den Ausländer immer angemerkt, wenn er die Sprache Canaans sprach); er trug daher dem neuentdeckten, gefühlvollen, begeisterten, überzeugten Liebhaber und Jünger Jesu sofort seinen Herzenswunsch vor, ihm ein Bild des Heilands zu entwerfen. Indem aber Lavaters wirklicher Glaube an Jesus, seine wirkliche Liebe zu Jesus Goethes Christentum gegenübertritt, das mehr anempfundenes, dichterisch erhöhtes Gefühl ist als wirkliche Gesinnung: da sieht Goethe und sagt es auch: ich bin kein Christ. Und wie Lavater darüber staunt, weinen möchte; wie er Goethes Zweiheit, ja Zweiartigkeit seine Einfachheit gegenüberstellt und von sich bekennt: „Nimmermehr hätt' ich (so gern ich sonst mit Schwachen Mitleid habe) den Pastorbrief schreiben und deinen Glauben [soll wohl bedeuten: Unglauben] haben können"; wie er ferner bemerkt, er fürchtete sich bei Goethes Großmut gegen Schwache vor Unredlichkeit („so schwach bin ich noch"): da wird es Goethe bei seiner Brüderlichkeit doch etwas schwül. Trotzdem scheint mir, daß er in der resoluten Erklärung, womit er die religiöse Auseinandersetzung mit Lavater abbricht (vgl. oben S. 89), diesen noch einmal schont. Denn er erwähnt neben Spinoza und Macchiavell zwar Moses,

den Propheten, den Evangelisten, den Apostel als gleichartige und nur gleichwertige Organe der Offenbarung Gottes, nicht aber Jesus. Eine schärfere Sprache konnte der „Dechant" Herder ertragen; ihm schreibt er zum Dank für übersandte exegetische Schriften: „Ich habe deine Bücher kriegt und mich dran erlabt. Gott weiß, daß das eine gefühlte Welt ist! Ein belebter Kehrichthaufen! Und so Dank! Dank! — — — Ich müßt' all die Blätter voll Striche machen, um den Übergang zu bezeichnen, und doch — — Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein . . . ding wäre, das mich als Mensch, als eingeschränktes, bedürftiges Ding rasend macht, so wär mir auch das Objekt lieb." Der Brüder heilige, teure Begriffe von Christus sind ihm nun so zuwider geworden, daß sich sein Widerwille auf Jesus selbst überträgt.

Was Goethe an der Lehre von Christo so heftig abstößt, sagt er uns nicht; doch ist die Ursache seiner Abneigung leicht aus seinem Urteil über Lavater zu erschließen. Warum spricht man Lavater gleich Rätsel und Mysterien, wenn man aus dem in sich und durch sich lebenden und wirkenden Herzen redet? Warum bekennt Lavater so oft, daß er schwach sei, obgleich Goethe an niemand schönere Stärken gefunden hat als an ihm? Die Antwort ist leicht zu geben. Weil der Christ Lavater muß sagen können: „wenn ich schwach bin, so bin ich stark;" „so lebe nun nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir." Der rechte Christ darf kein eigen Herz haben, darf um der Ehre Christi willen nicht frei aus dem eigenen Herzen reden. Damit ist er aber für Goethe gerichtet. Und der Christus, zu dessen Gunsten der Christ auf den schönsten Besitz verzichten soll, kann Goethe natürlich auch keine Liebe einflößen.

Doch dürfen wir dieser Verschiebung in Goethes Stellung zu den Christen und vielleicht auch zu Christus (dem er in dem „ewigen Juden" noch tiefgefühlte Worte in den Mund legt) keine zu hohe Bedeutung beimessen. Der

Hauptstrom seiner Entwicklung wird fernerhin so wenig wie bisher in dem Bette einer Auseinandersetzung mit dem Christentum dahinfließen. Vielmehr muß es sich im Fortschritt von Goethes Leben und Denken vor allem entscheiden, ob er das durchführen kann, den Menschen und speziell sich selbst mit seinen dichterischen und sittlichen Anlagen als ein Stück Natur zu betrachten; ob er bei der Umwandlung, ja Aufhebung des sittlichen Urteils, die sich daraus ergibt, mit sich und andern wird leben können; oder wie das unendliche Herz sich mit der verhaßten Regel abfinden wird, die nun einmal in der bürgerlichen Gesellschaft eine Macht ist.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Frommanns Klassiker der Philosophie.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **Richard Falckenberg** in Erlangen.

Strassburger Post: Auch wir möchten diese Sammlung von Monographien dem deutschen Publikum aufs wärmste empfehlen, ja, wir nehmen keinen Anstand, diese klar geschriebenen Einführungen in das Reich der Denkerfürsten als den Grundstock jeder gediegenen Privatbibliothek zu bezeichnen. Dazu eignen sich die Monographien, nebenbei bemerkt, auch durch ihre vornehme Ausstattung.

I. G. Th. Fechner.

Von Prof. Dr. **K. Lasswitz** in Gotha.

Mit Fechners Bildnis. 2. Aufl. 214 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Leben und Wirken. — II. Das Weltbild. 1. Die Bewegung. 2. Das Bewusstsein.

II. Hobbes

Leben und Lehre.

Von Prof. Dr. **Ferd. Tönnies** in Kiel.

246 S. Brosch. M. 2.— Geb. M. 2.50.

I. Leben des Hobbes. — II. Lehre des Hobbes: Logik. Grund-Begriffe. Die mechanischen Grundsätze. Die Physik. Die Anthropologie. Das Naturrecht.

III. S. Kierkegaard

als Philosoph.

Von Prof. Dr. **H. Höffding** in Kopenhagen.

Mit Kierkegaards Bildnis. 2. Aufl. 167 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Die romantisch-spekulative Religionsphilosophie. II. K's. ältere Zeitgenossen in Dänemark. — III. K's. Persönlichkeit. — IV. K's. Philosophie.

IV. Rousseau

und seine Philosophie.

Von Prof. Dr. **H. Höffding** in Kopenhagen.

2. Aufl. 158 S. Brosch. M. 1.75. Geb. M. 2.25.

I. Rousseaus Erweckung und sein Problem. — II. R. und seine Bekenntnisse. — III. Leben, Charakter und Werke. IV. Die Philosophie Rousseaus.

V. Herbert Spencer.

Von Dr. **Otto Gaupp** in London.

Mit Spencers Bildnis. 2. verm. Aufl. 186 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Spencers Leben. — II. Spencers Werk. 1. Zur Entstehungsgeschichte der Entwicklungsphilosophie. 2. Die Prinzipienlehre. 3. Biologie und Psychologie. 4. Soziologie und Ethik.

VI. Fr. Nietzsche.

Der Künstler und der Denker.
Von Prof. Dr. **Alois Riehl** in Halle.

Mit Nietzsches Bildnis. 3. verm. Aufl. 176 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Die Schriften und die Persönlichkeit. — II. Der Künstler. — III. Der Denker.

VII. J. Kant.

Sein Leben und seine Lehre.
Von Prof. Dr. **Friedr. Paulsen** in Berlin.

Mit Kants Bildnis und Brieffaksimile aus 1792.
4. Aufl. 440 S. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

VIII. Aristoteles.

Von Prof. Dr. **Herm. Siebeck** in Giessen.

2. Aufl. 151 S. Brosch. M. 1.75. Geb. M. 2.25.

IX. Platon.

Von Prof. Dr. **Wilhelm Windelband** in Heidelberg.

Mit Platons Bildnis. 3. Aufl. 198 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

X. Schopenhauer.

Seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube.
Von Prof. Dr. **Johannes Volkelt** in Leipzig.

Mit Schopenhauers Bildnis. 408 S. Brosch. M. 4.—. Geb. Mk. 4.75.

XI. Thomas Carlyle.

Von Prof. Dr. **Paul Hensel** in Erlangen.

Mit Carlyles Bildnis. 2. Aufl. 218 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XII. Hermann Lotze.

Erster Teil: Leben und Schriften.
Von Prof. Dr. **Richard Falckenberg** in **Erlangen.**

Mit Lotzes Bildnis. 206 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XIII. W. Wundt.

Seine Philosophie und Psychologie.
Von Prof. Dr. **Edmund König** in **Sondershausen.**

Mit Wundts Bildnis. 2. Aufl. 229 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XIV. J. Stuart Mill.

Von Dr. **S. Saenger** in **Berlin.**

Mit Mills Bildnis. 212 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XV. Goethe als Denker.

Von Prof. Dr. **Herm. Siebeck** in **Giessen.**

244 S. Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.—.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

XVI. Die Stoa.

Von Prof. Dr. **Paul Barth** in **Leipzig.**
191 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XVII. Ludwig Feuerbach.

Von Prof. Dr. **Friedrich Jodl** in Wien.

Mit Feuerbachs Bildnis. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Geschichte der Philosophie im Umriss.

Ein Leitfaden zur Übersicht
von Dr. **Albert Schwegler.**

16. Aufl. nach der von Dr. Koeber bearbeiteten 15. Aufl. revidiert.
360 S. Originalausg. gr. Oktav. Brosch. M. 2.25. Geb. M. 3.—.

Das Schweglersche Werk behält in der philosophischen Geschichtsliteratur bleibenden Wert durch die lichtvolle Behandlung und leichte Bewältigung des spröden Stoffs bei gemeinfasslicher Darstellung, die sich mit wissenschaftlicher Gründlichkeit paart.

Spinoza

sein Leben und seine Lehre.
Von **J. Freudenthal**, Prof. der Philosophie an der Universität Breslau.

Erster Band: **Das Leben Spinozas.**
364 S. gr. 8°. Brosch. M. 6.80. Geb. M. 7.80.

Dieser Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. In allen gebildeten Kreisen wird das Werk eine warme Aufnahme finden.

Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft.

Von **Dr. Ludwig Dilles.**

I. Teil. **Subjekt und Aussenwelt. Ihr wahres Wesen und Verhältnis.**
284 S. Gr. Oktav. Brosch. M. 5.—.

Mythologie und Metaphysik.

Grundlinien einer Geschichte der Weltanschauungen
von Prof. Dr. **Wilhelm Bender** in Bonn.

I. Bd.: **Die Entstehung der Weltanschauungen im griechischen Altertum.**
296 S. Brosch. M. 4.—.

Geschichte der Philosophie im Islam.

Von **T. J. de Boer.**
191 S. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

John Locke,

ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert.
Von Dr. **Ed. Fechtner,** Bibliothekar d. techn. Hochschule Wien.
310 S. Brosch. M. 5.—.

Der Wille zum Glauben

und andere popularphilosophische Essays.
Von Prof. **William James.** Übersetzt von Dr. **Th. Lorenz**
216 S. Brosch. M. 3.—.

Der Kampf zweier Weltanschauungen.
Eine Kritik der alten und neuesten Philosophie mit Einschluss der christlichen Offenbarung.
Von Prof. Dr. **G. Spicker** in Münster.
310 S. Brosch. M. 5.—.

Versuch eines neuen Gottesbegriffs.
Von Prof. Dr. **G. Spicker** in Münster.
384 S. Brosch. M. 6.—.

Psychische Kraftübertragung.
Enthaltend unter anderem einen Beitrag zur Lehre von dem Unterschied der Stände.
Von **Exsul.**
23 S. Brosch. M. —.50.

Aus der indischen Kulturwelt.
Gesammelte Aufsätze von Dr. **Arthur Pfungst.**
202 S. Brosch. M. 2.60., Geb. M. 3.40.

Ein deutscher Buddhist.
Biographische Skizze von **Dr. Arthur Pfungst.**
Mit Schultzes Bildnis. 2. verm. Aufl. 52 S. 8°. Brosch. M. —.75.

Die Grundfrage der Religion.
Versuch einer auf den realen Wissenschaften ruhenden Gotteslehre
von Prof. **Dr. Julius Baumann** in Göttingen.
72 S. Brosch. M. 1.20.

Wie Christus urteilen und handeln würde,
wenn er heutzutage unter uns lebte.
Von Prof. **Dr. Julius Baumann** in Göttingen.
88 S. Brosch. M. 1.40.

Kierkegaard, S., Leben und Walten der Liebe.
Uebersetzt von **A. Dorner.**
534 S. Brosch. M. 5.—. Gebd. M. 6.—.

Kierkegaard, S., Angriff auf die Christenheit.
Uebersetzt von **A. Dorner** und **Chr. Schrempf.**
656 S. In 2 Teile brosch. M. 8.50. Geb. M. 10.—.

Daraus Sonderdruck:

Richtet selbst.
Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen.
Zweite Reihe. 112 S. M. 1.50.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Die Wahrheit.

Halbmonatschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens.
Herausgeber: **Chr. Schrempf.**
Bd. I—IV brosch. à M. 3.20, gebd. à M. 3.75., V—VIII brosch. à M. 3.60, gebd. à M. 4.15. Bei gleichzeitiger Abnahme von mindestens 4 Bänden jeder Band nur M. 2.— brosch., M. 2.50 gebd.

Die Zeitschrift, die seit Oktober 1897 nicht mehr erscheint, enthält eine Anzahl Aufsätze von bleibendem Werte aus der Feder der Professoren Fr. Paulsen, Max Weber, H. Herkner, Theobald Ziegler, Alois Riehl, von Pfarrer Fr. Naumann, Karl Jentsch, Chr. Schrempf und anderen hervorragenden Mitarbeitern.

Schriften von **Christoph Schrempf:**

Drei Religiöse Reden. 76 S. Brosch. M. 1.20.

Natürliches Christentum.
Vier neue religiöse Reden. 112 S. Brosch. M. 1.50.

Ueber die Verkündigung des Evangeliums an d. neue Zeit.
40 S. Brosch. M. —.60.

Zur Pfarrersfrage. 52 S. Brosch. M. —.80.

An die Studenten der Theologie zu Tübingen.
Noch ein Wort zur Pfarrersfrage.
30 S. Brosch. M. —.50.

Eine Nottaufe. 56 S. Brosch. M. —.75.

Toleranz.
Rede geh. in der Berl. Gesellschaft für Eth. Kultur.
32 S. Brosch. M. —.50.

Zur Theorie des Geisteskampfes.
56 S. Brosch. M. —.80.

Obige 8 Schriften Chr. Schrempfs kosten anstatt M. 6.65, wenn gleichzeitig bezogen, nur M. 3.—.

Menschenloos.
Hiob • Ödipus • Jesus • Homo sum.
2. verm. Aufl. 160 S. Brosch. M. 2.20. Geb. M. 3.20.

Martin Luther
aus dem Christlichen ins Menschliche übersetzt.
188 S. Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.50.

Goethes Lebensanschauung
in ihrer geschichtlichen Entwicklung.
I. Teil. **Der junge Goethe.**
200 S. Brosch. M. 2.50.

Ludwig Feuerbachs sämmtliche Werke

neu herausgegeben von

Wilhelm Bolin und **Friedrich Jodl.**

Säkular-Ausgabe in 10 Bänden gr. Oktav.
Subskriptionspreis für den Band: Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Bisher sind erschienen:

Band I. Gedanken über Tod und Unsterblichkeit. (392 S.)
Neu herausgegeben von **Friedrich Jodl.**

Band II. Philosophische Kritiken und Grundsätze. Neu herausgegeben von **Friedrich Jodl.**

Band VI. Das Wesen des Christenthums. (422 S.)
Neu herausgegeben von **Wilhelm Bolin.**

Band VII. Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. (533 S.)
Neu herausgegeben von **Wilhelm Bolin.**

Die weiteren Bände, welche in Vorbereitung sind und in möglichst kurzen Zwischenräumen folgen, werden enthalten:

„ **III. Geschichte der neueren Philosophie.**
„ **IV. Entwicklung und Darstellung der Philosophie Leibniz'.**
„ **V. Pierre Bayle.** (Mit einer Biographie Bayles vom Herausgeber.)
„ **VIII. Vorlesungen über das Wesen der Religion.**
„ **IX. Theogonie.** (Mit Nachträgen.)
„ **X. Schriften zur Ethik und nachgelassene Aphorismen.**

Einzelne Bände dieser **Gesammtausgabe** werden **nicht** abgegeben, dagegen erschien eine **Sonderausgabe** von Band VI:

Das Wesen des Christenthums

422 S. gr. 8°. Preis brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—

Sozialpädagogik.

Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft.
Von Prof. Dr. **P. Natorp** in Marburg.
2. verm. Aufl. 424 S. Brosch. M. 6.80; Geb. M. 7.80.

I. Grundlegung. II. Hauptbegriffe der Ethik und Sozialphilosophie. III. Organisation und Methode der Willenserziehung.

Herbart, Pestalozzi

und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre.
Von Prof. Dr. **P. Natorp** in Marburg.
157 S. Brosch. M. 1.80.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Gymnasium oder Realschule?

Eine Kulturfrage.
Von Prof. Dr. **Friedrich Schwend** in Stuttgart.
98 S. Brosch. M. 1.50.

Handbuch der natürlich-menschlichen

Sittenlehre

für Eltern und Erzieher.
Von Direktor Dr. **A. Döring.**
431 S. Brosch. M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

I. Der Stoff des ethischen Unterrichts. 1. Der Inhalt der sittlichen Forderung. 2. Das Zustandekommen des Sittlichen. II. Die dem ethischen Unterrichte vorangehende sittliche Erziehung.

Schiller in seinen Dramen.

Von **Carl Weitbrecht,** Prof. a. d. techn. Hochschule Stuttgart.
314 S. Brosch. M. 3.60. Eleg. geb. M. 4.50.

Diesseits von Weimar.

Auch ein Buch über Goethe.
Von **Carl Weitbrecht,** Prof. a. d. techn. Hochschule Stuttgart.
320 S. Brosch. M. 3.60. Eleg. geb. M. 4.50.

Das Frommannsche Haus und seine Freunde.

Von **F. J. Frommann.**
3. Ausgabe. 191 S. Brosch. M. 3.—.

Goethes Charakter.

Eine Seelenschilderung
von **Robert Saitschick.**
150 S. Brosch. M. 1.80. Eleg. geb. M. 2.50.

Goethe

von **Max Diez.**
180 S. Brosch. M. 2.—.

Meine Erinnerungen an Richard Wagner.

Von **Ludwig Schemann.**
88 S. 8°. Brosch. M. 1.50.

Gut und Geld.

Volkswirtschaftliche Studien eines Praktikers.
Von **Gustav Müller.** (New-York).
292 S. Brosch. M. 2.40. Eleg. geb. M. 3.20.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Politiker und Nationalökonomen.

Eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen
herausgegeben von
G. Schmoller und O. Hintze
Professoren an der Universität Berlin.

I. Machiavelli
von
Richard Fester
Professor der Geschichte an der Universität Erlangen.
214 S. Brosch. M. 2.50; Geb. M. 3.—.

II. Lassalle
von
Dr. **H. Oncken**
Dozent der Geschichte an der Universität Berlin.
458 S. Brosch. M. 5.—. Geb. M. 6.—.

P. J. Proudhon.
Leben und Werke.
Von Dr. **Arthur Mülberger.**
248 S. Brosch. M. 2.80. Eleg. geb. M. 3.60.

I. Der Kritiker. 1809—1848. II. Der Kämpfer. 1848—1852. III. Der Denker. 1852—1865.

Rodbertus.
Von **Karl Jentsch.**
259 S. Preis brosch. M. 3.—. Eleg. gebd. M. 3.80.

I. Lebensgeschichte. II. Die Lehre. 1. Antike Staatswirtschaft. 2. Die Volkswirtschaft der Gegenwart. 3. Die Staatswirtschaft der Zukunft. III. Die Bedeutung des Mannes.

Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen.
Vom **Grafen Gobineau.**
Deutsche Ausgabe von **Ludwig Schemann.**

I. Bd. 2. Aufl. 326 S. Brosch. M. 3.50. Geb. M. 4.50; **II. Bd.** 2. Aufl. 388 S. Brosch. M. 4.20. Geb. M. 5.20; **III. Bd.** 2. Aufl. 440 S. Brosch. M. 4.80. Geb. M. 5.80; **IV. Bd.** 2. Aufl. 422 S. Brosch. M. 4.50. Geb. M. 5.50.

Gobineau hat stolz und gross es ausgesprochen, er habe zuerst die wirkliche noch unerkannte Basis der Geschichte aufgedeckt. Schwerlich möchte er sich mit seinem Glauben überhoben haben! . . . Der „Nationalitäten"-, d. h. eben der Racen-Gedanke durchzieht das moderne Völkerleben heute mehr denn je, und keiner kann sich mehr der Empfindung erwehren, dass alle modernen Nationen vor eine Entscheidung, eine Prüfung gestellt sind, was sie als Nationen — d. h. eben nach ihrer Racen-Anlage, ihren Mischungsbestandteilen, dem Ergebnisse ihrer Racenmischungen — wert seien, inwieweit sie dunkel geahnten, vielleicht mit Vernichtung drohenden Stürmen der Zukunft gewachsen sein werden.

GF Sch72
1
Goethe

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
13234544
0113234544
OUTLIER STACKS

VOLUME: 2

Chr. Schrempf.

Goethes Lebensanschauung

GF Sch72 2

Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned on or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

JUL 30 1928
APR 16 1929
MAR 1 - 1930
MAR 26 1930
APR 12 1930
MAY 27 1932
14 Jan '38
6 Apr 38

Goethes Lebensanschauung

II.

Goethes Lebensanschauung

in

ihrer geschichtlichen Entwicklung

von

Christoph Schrempf

Zweiter Teil

Lehrjahre in Weimar

1775—86

Stuttgart
Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff)
1907

Alle Rechte vorbehalten

GF
Sch72
v. 2

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart

Vorwort.

Der vorliegende zweite Teil dieses Werks erscheint später, als der Verfasser geplant und versprochen hatte. Das ist auch in äußeren Verhältnissen begründet, auf die ich hier nicht einzugehen brauche. Dagegen möchte ich die innere Ursache der Verzögerung nicht bloß gestehen, sondern selbst hervorheben: daß ich bei der erneuten Beschäftigung mit den einschlägigen Briefen und Schriften Goethes in viel größerem Maße umlernen mußte, als ich mir in Rechnung genommen hatte. Umlernen aber kostet Zeit; hätte ich es solange fortsetzen wollen, bis ich auf jede beunruhigende Frage die sichere Antwort hätte, so könnte dieses Buch jetzt noch nicht erscheinen, so würde es überhaupt nie fertig werden.

Ich gebe es deshalb auch jetzt nur ungern aus der Hand. Andererseits ist mir unter der Arbeit die Zuversicht gewachsen, daß es den Leser nicht gereuen dürfte, mir in die oft gewundenen Gänge nachzufolgen, auf denen ich in einen Geist einzudringen versuchte, der mir bald so nah und vertraut, bald so unendlich fern und fremd erschien. Sollte ich in wichtigen Punkten fehlgegriffen haben (was mir selbst nicht unmöglich erscheint), so mag auch mein Irrtum dem selbständig suchenden Leser, für den ich schreibe, eine Beihilfe gewähren, Goethe besser zu verstehen, als es mir selbst gelungen ist.

Der erste Teil ist von der Kritik zum Teil sehr freundlich beurteilt worden. Ohne diese Aufmunterung hätte ich die Arbeit bei der wachsenden Schwierigkeit, zu einem mich befriedigenden Verständnis Goethes zu gelangen, vielleicht überhaupt aufgegeben. Mein Wunsch ist nun, und doch auch meine Hoffnung, daß dieser zweite Teil den Freunden, die mir der erste erworben, keine Enttäuschung bereiten möge. Den Schluß des ganzen Werks gedenke ich auf einmal herauszugeben. Versprechen aber will ich nichts, als daß ich der Fortsetzung dieser Arbeit, die mir auch durch ihre Schwierigkeit lieb geworden ist, meine beste Zeit und Kraft widmen will.

Stuttgart, im April 1907.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erstes Kapitel: Erlebnisse 3

1—4. Goethes Übersiedlung nach Weimar; Bedeutung dieses Schrittes für seine Entwicklung. — 5. Goethes Verhältnis zu Karl August. — 6. Goethes Verhältnis zu Frau von Stein. — 7. Goethes Verhältnis zu den Freunden (Merck, Jacobi, Lavater, Herder). — 8. Goethes Stimmung und Stellung in und zu dem Leben in Weimar bis 1785. — 9. Die Abreise nach Italien.

Zweites Kapitel: Die Dichtungen 153

1. Vorbemerkungen. — 2. Umwandlung des erotischen Empfindens. — 3. Umwandlung der dichterischen Stimmung. — 4. Umwandlung der religiösen Stimmung. — 5. Die politische Stimmung in den Dichtungen dieser Zeit. — 6. Faust (das Fragment) und anderes. — 7. Iphigenie. — 8. Tasso. — 9. Egmont.

Drittes Kapitel: Lehrhaftes 297

1. Vorbemerkungen. — 2. „Die Natur". — 3. Die „Studie nach Spinoza". — 4. Über die Erkenntnis Gottes und der Natur. — 5. Zusammenfassung.

Zweiter Teil.

Lehrjahre in Weimar.

1775—86.

Erstes Kapitel.

Erlebnisse.

1.

Die Übersiedlung nach Weimar hat sich in Goethes Erinnerung mit einem dämonischen Scheine bekleidet. Das hat seine äußere Ursache in den wunderlichen Verwicklungen, unter denen sie sich vollzog: er packte für Norden und zog nach Süden, und als er in Gedanken schon die Genüsse vorauskostete, die ihm Italien versprach, wurde er nach Frankfurt und Weimar zurückgerufen. Wichtiger ist aber doch gewiß die innere Ursache: daß er die über seine ganze Entwicklung entscheidenden Folgen dieses Schrittes nicht sich selbst als Verdienst oder Schuld zuschreiben konnte. Auch war es, trotz aller vorausgehenden Überlegung, in der Tat nicht die Ausführung eines klaren, reifen Entschlusses, daß er nach Weimar ging. Nach „Dichtung und Wahrheit“ will er sich von der Freundin, die ihn in Heidelberg zurückhalten wollte, mit den Worten seines Egmont losgerissen haben: „Kind, Kind, nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“ Das mag

zur Dichtung gehören, durch die er seine Erzählung belebte; daß ihn in jenen schicksalsschwangeren Tagen diese Stimmung wirklich beherrschte, bezeugen uns doch auch seine gleichzeitigen Briefe und Tagebuchblätter. So überwältigend aber auch das Gefühl in ihm sein mochte, daß er von geheimnisvollen Mächten in einer scharfen Wendung einer unbekannten Zukunft entgegengeführt werde, so hat er sich doch über diese gewisse, ob noch so unsichere Gedanken gemacht; und wir müssen, um die Entwicklung seines Lebens in Weimar zu verstehen, wenigstens annähernd zu bestimmen suchen, wie sich ihm seine Lage darstellte, als er endgültig beschloß, der Einladung Karl Augusts zu folgen.

So viel scheint Goethe deutlich geworden zu sein, daß seines Bleibens in Frankfurt nicht mehr war. Ihn drückte dort die Nähe Lilis, mit der er nicht leben, von der er auch nicht lassen konnte. Aber das war doch nicht das Einzige, was ihm die Vaterstadt unleidlich machte. Auf die Dauer war auch das Zusammenleben mit dem Vater nicht mehr auszuhalten. Dieser ließ ihm freilich für seine Liebhabereien den weitesten Spielraum; aber wenn er auch den Sohn mit bestimmten Vorschriften oder Zumutungen verschonte, so war es doch unverkennbar, daß ihm dessen ganze Art, das Leben auf- und anzufassen, durchaus nicht zusagte. Um so unangenehmer mußte dem Sohne die ökonomische Abhängigkeit von dem Vater sein, worin er verbleiben mußte, so lange er das Vaterhaus bewohnte. Endlich war ihm Frankfurt überhaupt zu eng. Was ihm in seinem dortigen Leben eigentlich fehlte, hat er freilich erst später erkannt, als er von Weimar auf Frankfurt zurückblickte; aber als Ahnung trug er diese Erkenntnis doch schon damals in sich, und so können wir schon jetzt für das Verständnis seiner Lage verwerten, was er darüber sechs Jahre später der Mutter schrieb. „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen zubrachte: unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zugrunde ge-

gangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich dort immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht notwendig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen als einen, der für mich etwas Unendliches hat.“ Goethe mußte, wie seine Mutter, wichtige und tüchtige Begebenheiten zu verdauen haben, wenn er sich gesund und wohl fühlen sollte. Die fand er im Vaterhause und unter Freunden und Freundinnen nicht, denen ihr alles war, sich gegenseitig zu fühlen und zu bewundern; und seine Herzensgeschichten, die ja für ihn wichtig und aufregend genug waren, mochten ihm diesen Mangel eher fühlbar machen als ersetzen. Eben weil er nichts Bedeutendes erlebte, konnte und mußte das Erotische dieses gefährliche und ihm selbst beschwerliche Übergewicht bekommen.

Er mußte also hinaus in eine größere, freiere Welt; die Frage war nur: wohin? Der Vater wollte, daß er eine Bildungsreise nach Italien mache. Es war gewiß ein richtiger Instinkt, der den Sohn für diesen so verlockenden Plan doch nie recht warm werden ließ. Ob es ihm jetzt, als die Aufregung seiner Liebeswirren noch so stark nachwirkte, gut bekommen wäre, für geraume Zeit ganz sich selbst überlassen zu bleiben, darf wohl bezweifelt werden;

und ebenso, ob er in dieser seelischen Verfassung von Natur, Leben und Kunst in Italien einen wirklichen Gewinn gehabt hätte. Eines hätte ihn vielleicht so fremd und kühl angemutet wie das andere. Daß er aber, von der Heimat losgelöst, irgendwo in Deutschland für die Feder und von der Feder gelebt hätte, das lag ganz außerhalb der Möglichkeiten, die für Goethe in Betracht kamen. Er hatte es ja nicht nötig, für den Verdienst zu schreiben; seine Art der Schriftstellerei war für den Erwerb so ungeeignet wie möglich; und in seinem Charakter lag nicht die Selbständigkeit und Tatkraft, die zur Begründung einer freien Existenz erforderlich gewesen wäre. So war er, unter den günstigsten Verhältnissen, in wirklicher Verlegenheit, was er mit sich machen sollte. Da bot sich ihm als bester Ausweg allerdings, das Leben an einem Hof zu versuchen, das sich ihm durch die Einladung des Herzogs von Weimar eröffnete.

Was daraus in der Folge werden sollte, konnte er freilich so wenig vorauswissen als sonst jemand. Daß er als Gast des Herzogs sich in Weimar wohl befinden werde, dafür bürgte ihm, was er und Karl August schon für einander fühlten. Als Freund des Herzogs durfte er auch auf eine gute Aufnahme in der Weimarer Gesellschaft rechnen. Der Zuneigung Knebels, der die Bekanntschaft mit dem Herzog vermittelt hatte, war er schon sicher; dem persönlichen Verkehr mit Frau von Stein, deren Silhouette einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, durfte er mit freudiger Spannung entgegensehen; das Verhältnis zu Wieland machte ihm keine Sorge, so übermütig er ihn angegriffen hatte. So hätte Goethe sich einen angenehmen Aufenthalt in Weimar versprechen können, auch wenn er von den bedenklichen Spannungen und Reibungen in der fürstlichen Familie und am Hofe unterrichtet gewesen wäre, und von der Sorge, mit der man dort der Regierung Karl Augusts entgegensah. Aber davon hatte er wohl keine Ahnung. Immerhin mußte ihm, wenn er weiter hinaus

dachte, die einfachste Überlegung sagen, daß aus einem achtzehnjährigen Fürsten, der den Besitz der souveränen Macht erst zu schmecken bekommt, alles werden kann, und gerade auch das Schlimmste, wenn er mit hohen Gaben ausgestattet ist. Sollte sich aber aus der Freundschaft mit Karl August ein dauerndes Verhältnis entwickeln, so fragte es sich gar sehr, ob das für Goethe tauge, der seine Talente und Kräfte bis dahin gar zu sehr für sich selbst gebraucht hatte, der von jeher gewohnt war, nach seinem Instinkt zu handeln. Hätte er selbst in der Aufregung der Entscheidung diese Bedenken übersehen, so stieß ihn doch der Vater darauf hin, der sich hartnäckig gegen die Reise nach Weimar erklärte. Allerdings konnte er ja jederzeit ins Vaterhaus zurückkehren, falls ihm die Verhältnisse in Weimar nicht gefielen. Wenn er aber bei der Unbestimmtheit der Zukunft sich je durch diese Möglichkeit beruhigte, so täuschte er doch sich selbst: denn nach Frankfurt *wollte* er offenbar so bald nicht wieder kommen.

Und so ließ er sich denn mehr nach Weimar ziehen und treiben, als daß er frei dahin gegangen wäre.

2.

In der Frühe des 7. November 1775 kam Goethe dort an. Nach den ersten Berichten an Freunde und Freundinnen findet er die Fürstenkinder edel, lieb und hold. Der Herzog insbesondere wird ihm täglich werter; sie werden einander täglich verbundener. Goethe kann von sich sagen, daß er Bruder und alles eines Fürsten sei. Auch mit der Herzogin Mutter hat er sehr gute Zeiten. Wieland ist gar lieb; sie stecken immer zusammen; Goethe ist gar zu gern unter seinen Kindern. Die Mädchen in Weimar sind gar hübsch und artig; er ist gut mit allen. An Frau von Stein ist er bald sozusagen geheftet und genistelt. Er lebt in einer höchst verwickelten, verbreiteten Wirtschaft; von mor-

gens bis zur Nacht wird er in Zerstreuung umgetrieben. Wie eine Schlittenfahrt geht sein Leben dahin, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab. Natürlich machts ein wunderlich Aufsehen, wie er mit dem Herzog lebt. Übrigens ist es ihm wohl in jeder Art; alles geht ihm nach seines Herzens Wunsch. So hat sein Leben einen neuen Schwung bekommen; er ist der Überzeugung, daß alles gut werden müsse.

Aber es ist nun nicht so ganz leicht, sich von dieser verbreiteten Wirtschaft, von dieser wünschenswertesten Lage, in der sich Goethe befand, eine deutliche Vorstellung zu machen. Die „lustige Zeit von Weimar", die mit Goethes Ankunft begann, ist bereits, als sie noch dauerte, zur Sage geworden, deren geschichtlicher Kern nicht mehr sicher zu bestimmen ist. Schon in den Briefen der Zeitgenossen, die eine unmittelbare Kenntnis haben konnten, ist schwer zu sagen, wo die Mitteilung des Geschehenen aufhört und der Klatsch beginnt. Oder ist der Berichterstatter (z. B. Wieland) so sichtlich von seiner Stimmung abhängig, daß man von seinem Urteil über Personen und Vorgänge im Guten wie im Bösen immer einen gewissen Abzug machen muß, dessen Größe natürlich nie ganz sicher zu bestimmen ist. Die wichtigste Quelle bleiben uns deshalb die Briefe und Tagebücher Goethes. Aber in dessen Briefen ist ungemein wenig Erzählung und Beschreibung; zumeist gibt er bloß der Stimmung Ausdruck, die das Geschehene ihm hinterließ; je und je legt sich uns auch die Vermutung nahe, daß er dem Adressaten (z. B. der Mutter) nicht sowohl seine Lage zeichnen als vielmehr eine gewisse Auffassung derselben insinuieren wollte. Das Bild, das wir daraus gewinnen, bleibt also ziemlich unbestimmt und mag auch in der Farbe nicht immer ganz getreu sein. In seinen Tagebüchern aber, die im März 1776 einsetzen, notiert sich Goethe gewöhnlich nur Stichworte, die der eigenen Erinnerung als Stütze dienen sollen. So bezeichnend diese oft

sind, und so lehrreich die eingestreuten Reflexionen, so erfahren wir daraus doch recht wenig über die wirklichen Vorgänge. Immerhin können wir zu einem ziemlich bestimmten Eindruck von dem damaligen Leben und Treiben am Hofe zu Weimar gelangen, wenn wir verbinden, wie Goethe sich früher und später und in sehr verschiedener Stimmung darüber geäußert hat; und wir haben auch hinlängliche Anhaltspunkte, um zu erkennen, welche Rolle Goethe eigentlich darin spielte — vielmehr (um das Resultat sofort vorweg zu nehmen): daß er nicht eben die Rolle gespielt hat, die ihm die Sage bald andichtete und bis heute zuweist.

Goethe hat sich über die Art, wie man in Weimar das Leben nahm, später ebenso erbittert ausgesprochen, wie sie ihn zuerst entzückte; und was ihn anfangs bezauberte, dann befremdete und wohl auch empörte, ist wesentlich ein und dasselbe: der Mangel an Ernst, der sich ihm erst als Leichtigkeit darstellen konnte, später als Ursache der Unruhe und des Mißmuts offenbarte, woran die Gesellschaft zu Weimar fortdauernd, nur bald mehr bald weniger litt. Die fürstliche Familie hatte ein viel stärkeres Bewußtsein von den Rechten und Freiheiten ihrer Stellung als von der Verantwortung des Regierens. Man tut dem Herzog Karl August schwerlich unrecht, wenn man sagt, daß er in den Jahren, die für uns jetzt in Frage kommen, an der Sorge für sein Land nicht sehr schwer trug. Goethe rühmt ihm hohe Geistesgaben nach, einen aufgeschlossenen, scharfen Sinn für Personen und Verhältnisse; auch könne er, im Unterschied von andern großen Herrn, jeden auf seine Weise das Gute tun lassen und doch daran teilnehmen. Aber das Wohlwollen, das ihm nicht abzusprechen ist, war gute Laune; der Ernst der Verantwortung für das leibliche und geistige Wohl seiner Untertanen, der das Wohlwollen zur stetigen und beherrschenden und produktiven Gesinnung hätte machen können, ging ihm ab. Das ist durch die Zeit zu

entschuldigen, in der die Fürsorge eines Fürsten für sein Land mehr als überraschende Gnade denn als selbstverständliche Pflicht beurteilt wurde. Es ist auch mit seiner großen Jugend zu entschuldigen: für seine Jahre hat er sogar eine sehr rühmliche Mäßigung bewiesen. Sodann ist ihm zu gute zu halten, daß die Aufgabe, die ihm gestellt war, für ihn in seinen Jahren und bei seiner Gemütsart nichts Begeisterndes hatte. Die Machtmittel des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach waren so gering, daß sie irgend welchen politischen Einfluß nicht begründen, irgend eine politische Mission nicht auferlegen konnten. Keine religiöse Idee bewegte die Zeit, die den jungen Fürsten hätte mitreißen können; denn die philanthropischen Ideen der Aufklärung waren zu weich und zu spießbürgerlich, um ihm das Bewußtsein einer hohen Aufgabe einzuflößen. Auch dazu war weder die Möglichkeit noch die Veranlassung vorhanden, daß man Kunst und Wissenschaft im großen Stil, mit dem Bewußtsein einer Mission, hätte pflegen können. So sah sich der Regent als ernsthaftes, etwa erreichbares Ziel nur das gesteckt, daß das arme Land allmählich zu einigem Wohlstand gelange; und die reellste Sorge der Regierung war, wie das Geld beschafft werden sollte, das der Staatshaushalt und der Hof brauchte. Es ist nicht zu verwundern, daß der „auf halbem Wege verunglückte Heros" Karl August darin eher den Ballast als den Inhalt seines Lebens sah. Auch ging ja die Staatsmaschine von selbst ihren leidlichen Gang weiter. Von entscheidender Bedeutung wurde des Herzogs Wille fast nur in Personalfragen, die denn auch für ihn und seine Umgebung die allerwichtigste Angelegenheit sind und viele Schwierigkeiten schaffen.

Im übrigen lag es für den Fürsten sehr nahe, seine bevorzugte Stellung als besonders günstige Gelegenheit aufzufassen, sich nach seinem Geschmack auszuleben. Anders hat denn auch Karl August das Leben eigentlich nicht

verstanden. Auch was uns von der Herzogin Luise erzählt wird, läßt vermuten, daß sie, bei der höchsten Wertung der fürstlichen Würde, doch nur bürgerliche, private Interessen hatte. Als Landesmutter fühlt sie sich so wenig wie ihr Gatte als Landesvater. Da die Herzogin Mutter Anna Amalia mit gutem Grund ihrem Sohne in das Geschäft des Regierens nicht dreinsprechen wollte, so war auch ihre Aufgabe fast nur, sich die Zeit gut zu vertreiben. Prinz Konstantin hatte vollends nichts zu tun, als zu leben und zu lieben. So waren die maßgebenden Persönlichkeiten zu Weimar im und zum Leben gestellt. Die übrige Gesellschaft der Stadt, soweit sie für uns in Betracht kommt, wußte von einer den Menschen zugleich beherrschenden und tragenden Lebens*aufgabe* so wenig als sie. Und so ist der gute Ton in Weimar ein Dilettantismus des Lebens, der den Schein gefälliger Lebenskunst annehmen kann, aber bald verrät, daß es ihm gleichermaßen an Gehalt wie an Halt, nämlich eben an Ernst fehlt.

Bedenken wir die Gefahr, die darin lag, und die Jugend der einflußreichsten Glieder dieses Lebenskreises (die Herzogin Mutter war damals erst 36 Jahre alt), so müssen wir noch recht günstig finden, was wir von dem Leben zu Weimar erfahren, obschon dieses wirklich mehr lustig als glücklich war und seine tiefen Schatten hatte. Wie an andern Höfen ging es auch in Weimar ohne Kabale nicht ab, und man war vor der bösen Zunge der besten Duzfreunde nicht ganz sicher; doch scheint die fürstliche Familie der Médisance unzugänglich gewesen zu sein. Das „Miseln" spielte eine sehr bedeutende Rolle; aber der Ton war doch im allgemeinen mehr ausgelassen als frivol, und man trieb das Spiel der Liebe zumeist nur gerade bis zur Grenze des Zulässigen. Sodann wußte man sich mit Geist zu amüsieren. Man tanzte sehr gern und veranstaltete anmutige und sinnreiche Maskenzüge; man machte auch Musik; man beverste und dramatisierte sich gegenseitig mit mehr oder weniger

Witz, Geschick und Laune; man spielte mit Leidenschaft Theater, in eigenen und fremden, ernsten und noch lieber ausgelassenen Stücken. (Das Hoftheater war 1774 abgebrannt, und so war bei Goethes Ankunft in Weimar keine Schauspielertruppe in Tätigkeit.) Die Veranstaltungen, die für solche Belustigungen nötig waren, wurden mit einem Eifer betrieben, der fast wie ernste Arbeit aussehen mochte. Auch beschäftigte man sich, je nach Veranlassung und Laune, mit Literatur und Kunst, mit Mineralogie und Botanik, mit anatomischen Demonstrationen und physikalischen Experimenten — und auch da mochte oft der Schein der Arbeit erreicht werden. Daß in diesem Bildungsstreben doch kein rechter Ernst war, beweist eben das Schicksal Goethes. Gerade als ihm der Ernst seines dichterischen Berufs lebhafter als je zum Bewußtsein kam, nahm in Weimar das Interesse für ihn sichtlich ab.

Der Herzog selbst beteiligte sich an diesen mannigfaltigen Interessen, ohne daß sie doch seinem Wesen ganz entsprochen hätten. Er war, wie Goethe sagt, ein Geist, dem es nicht an sinnlicher Beschäftigung fehlen durfte, wenn er nicht Unmut und Langeweile empfinden sollte. Auch zog er eine Geselligkeit vor, worin er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte; selbst in Gegenwart von Damen konnte er unfeine Späße nicht immer zurückhalten. Empfindsame Liebelei war nicht nach seinem Geschmack; er zog eine gröbere Kost vor. Darum hatte er seine Existenz nicht in dem Hofleben; noch viel weniger war er auf ein inniges Familienleben angelegt. Ihm war es, nachdem er Herr seiner selbst geworden war, am wohlsten, wenn er sich mit guten Gesellen in Wald und Feld umhertreiben konnte. Je toller und ausgelassener man sich gebarte, desto behaglicher wurde es ihm; auch erlaubte er sich und seinen Freunden gerne einen derben Spaß mit dem gemeinen Volk. Trotz seiner schwachen Gesundheit hatte er eine leidenschaftliche Vorliebe für Parforceritte und Hetzjagden.

In gewissem Sinne kam nun Goethe in Weimar wirklich in sein Element. Die Talente, die man am Hofe brauchte, um sich gut zu unterhalten, besaß er im reichsten Maße. Er war äußerst lebhaft, immer geistreich anregend und in keinem Falle ein Spielverderber, konnte die gewinnendste Liebenswürdigkeit entfalten und war seinerseits für Freundlichkeit sehr empfänglich. Von Musik verstand er zwar nicht viel; aber er konnte dichten und zeichnen und hatte einen erfinderischen Geist für alles, was der Belebung des gesellschaftlichen Verkehrs diente. In Weimar zeigte sich auch, daß er kein übles schauspielerisches Talent hatte. Er war mitteilsam mit seinen poetischen Produkten; er wußte für das, was ihn begeisterte, auch andere zu begeistern. Und so eignete er sich wirklich nicht schlecht zu einem maître de plaisir. Andrerseits mußte den Verehrer Rousseaus das höchst natürliche, abenteuerliche Leben in Feld und Wald, das der Herzog liebte, sofort anlocken. Daß er sich auch auf einen derben Spaß verstand, hatte er in seinem Götz und seinen Farcen bewiesen; und das hatte ihm gerade auch die Neigung des Herzogs gewonnen. Jetzt, nachdem er monatelang das Hangen und Bangen der Liebe durchgenossen und durchgelitten hatte, mußte ihn der ungebundene, freundschaftliche, aber doch nicht eben empfindsame Verkehr mit jungen Männern wie eine wahre Erlösung anmuten. Es ist also wohl zu begreifen, daß er mit größter Lebhaftigkeit auf Karl Augusts Art sich auszuleben einging. Und da er die produktive Phantasie mitbrachte, welche dem an sich oft rohen Vergnügen immer wieder Geist einzuhauchen vermochte, so hat er gewiß auch dazu beigetragen, daß sich Karl Augusts Liebe zu dem abenteuerlichen Leben höher steigerte und länger erhielt, als es ohne einen solchen Genossen der Fall gewesen wäre. So konnte Goethe wohl in den Verdacht kommen, daß er der eigentliche spiritus rector dieses ganzen Treibens sei, das bald in nah und fern Aufsehen, den einen Bewunderung, den andern Entrüstung erregte.

Wie weit die lustigen Gesellen die Grenze des Bekömmlichen und Zulässigen überschritten, muß dahingestellt bleiben, weil das Was und Wie im einzelnen naturgemäß nicht mehr festzustellen ist. Schlittenfahrten, Hetzjagden und Parforceritte waren an sich ganz unschuldige Vergnügungen, wenn nur nicht die Gesundheit des Herzogs je und je dadurch sichtlich gefährdet worden wäre. Daß man dabei auch tüchtig pokulierte, mochte ebenfalls hingehen, so lange es nicht zu einer wüsten Gewohnheit wurde und zu Exzessen führte. Wenn man sich gegenseitig zum besten hatte, so fragte sich nur, ob der übermütige Spaß auch richtig verstanden, ob die Empfindlichkeit nicht bloß unterdrückt wurde. Wir wissen jetzt, daß unter den Genossen dieses lustigen Lebens mehr geheime Spannung war, als Goethe damals wohl vermutete. Bedenklicher war es, wenn man Leute vom Volk in den Spaß einzog. Daß der Krämer Glaser zu Ilmenau, wie Goethe sagt, „sündlich geschunden" wurde, war auch dann nicht fein, wenn der Mann eine Ehre darin sehen mochte, daß der allergnädigste Herr und seine Genossen ihren Mutwillen mit ihm trieben. Und wenn man der Lust zu „miseln" in vergröberter Form mit Bauernmädchen genügte, so konnte das wenigstens auf den Herzog als jungen Ehemann ein sehr böses Licht werfen. Wir können freilich nicht mehr beurteilen, wie weit man dabei ein berechtigtes Gefühl anderer, noch weniger, ob man auch das eigene bessere Gefühl verletzte. Daß das wirklich vorkam, bezeugt uns Goethe selbst: es waren ihm später die lieblichsten, liebsten Orte des Thüringer Waldes durch schlimme Erinnerungen vergällt.

Wenn wir nun aber (was für uns die Hauptsache ist) Goethes Anteil an diesem Leben genauer bestimmen wollen, so müssen wir ein Mißverständnis ablehnen, das aus jener Zeit her bis in die Gegenwart noch nachwirkt: daß er den Ton angegeben, daß er Karl August mit sich gezogen habe. Das scheint uns freilich fast nicht anders zu denken; denn

Goethe war 26 Jahre alt und Goethe, Karl August zählte 18 Jahre und war nur — Karl August. Also sollte jener, meinen wir, das unbedingte Übergewicht gehabt haben. Aber das Verhältnis stand von Anfang an wesentlich anders. Der Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach fühlte sich trotz seiner Jugend und trotz der geistigen Überlegenheit Goethes (die er wohl fühlte und anerkannte) auch diesem gegenüber als Herzog; und Goethe selbst fand das natürlich. Eine Äußerlichkeit stellt dies, so gleichgültig sie an sich ist, in das hellste Licht: der Herzog beehrte Goethe mit einem gnädigen „Du", während dieser, so viel wir sehen, trotz aller Brüderlichkeit sich gegen seinen lieben gnädigen Herrn auch im intimsten Verkehr des geziemenden „Sie" bedient. (Nur in Versen macht er natürlich eine Ausnahme.) Darin stand also Goethe einem Knebel und anderen Freunden des Herzogs völlig gleich. Nun entsprach es freilich der Sitte der Zeit, daß sie so mit einander verkehrten. Aber dann ist eben das charakteristisch, daß Karl August, der sonst auf Form gar nicht viel hielt, sich in diesem Punkt über die Schranken der Sitte nicht hinwegsetzen wollte. Goethe hat offenbar auch in der ersten Brüderlichkeit nicht den Gedanken oder Wunsch gehabt, daß ihm billig sein dürfte, was der Bruder Herzog von sich aus für sich als recht erkannte und übte. Darum hat wohl die Weimarer Gesellschaft vermutet, daß Goethe durch den Herzog regiere; Goethe selbst hat das von Anfang an besser gewußt: wenn ihm je ein solches Gelüste gekommen wäre, so hätte die Freundschaft bald ein Ende gehabt. Überhaupt hatte Karl August seinen höchst eigenen, energischen Willen; Goethe aber zeichnet sich eher durch die Abneigung aus, andere zu bestimmen. Daß dies in ihrem lustigen Leben so gut zur Geltung kam wie überall sonst, bezeugt uns zum Überfluß Goethe selbst, indem er an Merck schreibt (3. März 1776): „Wir machen des Teufels Zeug, doch ich weniger als der Bursche, der uns ein herrliches Drama auf den Leib schreibt."

Das ist gewiß der wahre Sachverhalt: Karl August hat Goethe dieses zweideutige Drama auf den Leib geschrieben, und Goethe hatte freilich, mehr noch als Karl August selbst, den Leib, auf den sich ein solches Drama schreiben ließ.

3.

Es verstand sich ja zum voraus von selbst, daß Goethe die Gastfreundschaft des Herzogs nur für kürzere Zeit in Anspruch nehmen durfte. Dies brachte ihm der Vater auf die unangenehmste Weise in die Erinnerung, indem er sich weigerte, ihm Geld nachzusenden. Goethe mußte bei Merck ein Darlehen aufnehmen. Sodann machte ihm der Herzog ein Geschenk von 100 Louisdor; daß aber Goethe den unangenehmen Beigeschmack, den eine solche Freundlichkeit hatte, wohl fühlte, zeigt die Art, wie er im März an Johanna Fahlmer über eine Wiederholung derselben berichtet: „Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenkt. Gegeben. Wie ihr wollt . . .“ Also mußte er entweder gehen oder in eine Stellung eintreten, die ihn der Verlegenheit enthob, daß ihm solche Gnaden angeboten werden konnten.

Nun hatte ihn der Herzog schon Anfang Dezember 1775 abgehalten, den Grafen Stolberg nach Hamburg zu folgen, wo er Gustchens persönliche Bekanntschaft hätte machen können. Er mag also schon damals die Absicht kundgegeben haben, Goethe dauernd an sich zu binden. Goethe scheint jedoch seinem Wunsche nicht so schnell entgegengekommen zu sein, weniger wohl aus Rücksicht auf die Abneigung des Vaters gegen einen solchen Plan, als aus sachlichen Bedenken, die ihm nahe genug lagen. Aber diese mußten sich abschwächen, je vertrauter er mit dem Herzog wurde; und bald hatte er auch einen eigenen dringenden Grund zu bleiben. Denn wenn er (den 29. Januar 1776) an Frau von Stein schreibt, es gehe ihm verflucht durch

Kopf und Herz, ob er bleibe oder gehe, so war es gewiß eben die schnell aufgeschossene Leidenschaft für sie, die seinem Herzen den Gedanken wieder zu gehen unerträglich machte. Den Ausschlag möchte doch der Glaube gegeben haben, daß er wirklich dem Herzog und seinem Lande nützliche Dienste leisten werde. Wir können sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit die Veranlassung feststellen, die diese Hoffnung in ihm erweckte.

Der Herzog brauchte einen Generalsuperintendenten und Hofprediger. Von den einheimischen Geistlichen scheint ihm keiner genehm gewesen zu sein; im übrigen lag ihm an der Sache wohl wenig genug, nur wünschte er „absolut keine Pfaffentrakasserien über Orthodoxie und den Teufel“. Wieland kam auf Herder, der sich von Bückeburg wegsehnte; Goethe griff diesen Gedanken auf; der Herzog ließ sichs gefallen und beauftragte Goethe, die Sache einzuleiten. Dieser richtet an Herder den 12. Dezember 1775 eine vorläufige Anfrage, ob er geneigt wäre, den Ruf anzunehmen; den 2. Januar 1776 kann er ihm schon Hoffnung geben. Dabei läßt er die bezeichnenden Äußerungen fallen: „Ich hoffe, du sollst's allein durch mich und aus freier Wahl des Herzogs haben . . . Ich wünsche dich meinem Herzog und ihn dir. Es wird euch beiden wohl tun, und — ja, lieber Bruder, ich mußte das stiften, eh' ich scheide.“ Daß die Sache bei dem Konsistorium auf einen zähen Widerstand stieß, mochte Goethe reizen, es auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen, konnte ihm aber auch zum Bewußtsein bringen, daß er, trotz des anderen Scheins, die bessere Sache habe. Aus einigen Äußerungen gegen Merck möchte man sogar schließen, daß ihm die Wahrnehmung, er könne wohl auch etwas machen, ziemlich zu Kopfe gestiegen sei. „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragieren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage“ (5. Januar 1776). „Ich bin nun ganz in alle Hof- und politische Händel verwickelt

und werde fast nicht wieder wegkommen. Meine Lage ist vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde . . . Ich habe einen Streich gemacht, der hoffentlich durchgeht, und dir hoher Spaß sein wird" (22. Januar 1776). Was ihn in diese Ekstase brachte, erfahren wir aus einem gleichzeitigen Brief an Herder, worin er ihm mitteilt, daß er die zuvor gewünschten Zeugnisse seiner Rechtgläubigkeit nicht brauche: er habe „mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls (im Konsistorium) zusammengetrieben", und es könne nicht mehr lange stocken, so habe Herder den Ruf.

Doch hat ihm der Taumel, in den ihn dieser Kampf versetzte, nicht alle Besinnung genommen. Es ist wiederum Merck, dem er derb genug versicherte, daß er mehr als jemals am Platz sei, „das durchaus Sch . . . ige dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen." Er übereile sich darum nicht; Freiheit und Genüge sollen die Hauptkonditionen seiner neuen Einrichtung sein. Darüber scheint er sich mit dem Herzog leicht verständigt zu haben. In welchem Sinne er nach längerem Schwanken die Entscheidung vollzog, können wir der Mitteilung entnehmen, die er darüber an Johanna Fahlmer sandte, obgleich er seine Lage darin mit unverkennbarer Absicht so darstellt, daß sie auch den Eltern in einem günstigen Licht erscheine. „Ich werd' auch wohl dableiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann, und so lang, als mir und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist's doch immer besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogtümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land nur kennen zu lernen; das macht mir schon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit; und weil ich ihn ganz kenne, bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig." (14. Febr. 1776.)

Um dieselbe Zeit, da Goethe dies schrieb, teilte der Herzog seinem Minister Fritsch mit, daß er unter andern Personalveränderungen beabsichtige, dem sich jetzt in Weimar aufhaltenden Dr. Goethe mit dem Charakter eines geheimen Assistenzrates die vierte und letzte Stelle im Conseil zu übertragen.

Aber der Eintritt in eine geordnete bürgerliche Existenz sollte Goethe nicht so leicht werden. Es kostete einen schweren Kampf, der ihm den Ernst dieses Schrittes eindringlich vor Augen führen mußte. Und damit stießen ganz zufällig und doch so bedeutsam andere Widerwärtigkeiten zusammen, die ihn zu einem ebenso peinlichen, wie fruchtbaren Nachdenken über seine bisherige Methode zu leben nötigten. Die „wünschenswerteste Existenz" zeigte nun ihre sehr unerwünschte Kehrseite!

Der Minister Fritsch war mit Goethes Anstellung durchaus nicht einverstanden. Er glaubte nicht bloß einwenden zu müssen, daß dadurch eine Menge rechtschaffener, langgedienter Diener zurückgesetzt werde, die auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten; er sprach Goethe auch einfach und offen die Tauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten ab. Als ihm der Herzog einen Monat später erklärte, daß er bei seiner Absicht beharre (nur wollte er Goethe jetzt den Titel eines Geheimen Legationsrats geben), erwiderte ihm der Minister unverhohlen: die Anstellung Goethes würde ihm von aller Welt verdacht werden; wenn Goethe wahre Liebe zu ihm hätte, würde er sich die zugedachte Gnade verbitten; er selbst könne nicht länger in einem Kollegium sitzen, dem Goethe angehöre, da er darin nicht mehr mit Nutzen für den Herzog und Ehre für sich dienen könnte, wolle deshalb um gnädigste Entlassung aus seinen Diensten gebeten haben. Zugleich glaubte er dem Herzog die bisherige Verschleppung der wichtigsten Angelegenheiten zur Last legen und vorhalten zu dürfen, — an der doch wohl hauptsächlich Goethe schuldig sein sollte.

Darauf gab ihm der Herzog Anfang Mai eine ebenso bestimmte wie besonnene Antwort: Goethe sei rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; auf das Urteil der Welt komme es nicht an, übrigens wünschen ihm einsichtsvolle Männer Glück, einen Mann von solchem Genie zu besitzen; es hieße Goethes außerordentliche Talente mißbrauchen, wenn man ihm zumuten würde, von unten auf zu dienen; einen Platz, der in so genauer Verbindung mit ihm, dem Wohl und Wehe seiner Untertanen stehe, werde er nie nach dem Dienstalter, nur nach seinem Vertrauen vergeben; des Ministers Urteil über Goethe beleidige diesen und ihn selbst, der in Goethe seinen Freund sehe; der Minister möge sich anders besinnen. Doch Fritsch blieb auf seinem Kopfe, bis auch die Herzogin Mutter Amalie für Goethe eintrat. Da erklärte er den 15. Mai, ihr gegenüber bleibe ihm nur der Entschluß der Ergebung und Unterwerfung; nur verlange er, daß diejenigen Personen entschädigt würden, die durch die neuen Einrichtungen benachteiligt werden. Den 11. Juni wurde Goethes Ernennung vollzogen („wegen seiner uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu uns und seines daher fließenden Zutrauens"); den 25. Juni wurde er im Conseil eingeführt.

Es ist dem achtzehnjährigen Herzog gewiß zur hohen Ehre anzurechnen, wie er diese heikle Sache behandelte; und gewiß war es Goethe, der ihn bestimmte, bis an die äußerste Grenze des Entgegenkommens zu gehen. Wie hat es aber dieser über sich gewinnen können, mit einem Manne zusammen zu arbeiten, der ihm ausdrücklich die Tauglichkeit für sein Amt abgesprochen, der dieses Urteil nicht ebenso ausdrücklich zurückgenommen hatte? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Goethe hat sich eingestanden, daß der Minister eigentlich nicht unrecht habe. Was hatte er denn bis dahin geleistet, das ihn als den rechten Mann für ein Verwaltungsamt erwiesen hätte? Er hatte die Rechtsgelehrsamkeit mit wenig Eifer und mäßigem Erfolg studiert und einige Jahre mit noch weniger Interesse als Advokat praktiziert. Sodann hatte er einige Dichtungen veröffentlicht, die von dem jungen Deutschland in den Himmel erhoben wurden, die aber durch ihren Gehalt wirklich nicht bloß dem verholzten Philister Bedenken erregen konnten. Im Götz von Berlichingen hatte er der Verachtung für die Institution des Rechts einen unverhohlenen Ausdruck gegeben; mit der bloßen Biederkeit aber, die er in Götz verherrlichte, wird kein Staat regiert. Er hatte in „Werthers Leiden" für eine problematische Natur, die sich mit ihrem empfindsamen Herzen in die bürgerliche Gesellschaft nicht finden kann, eine sehr bedenkliche Sympathie gezeigt und erweckt; er hatte soeben in der Stella (sie war im Januar 1776 veröffentlicht worden) einen Liebeskonflikt durch eine Doppelehe zu lösen gewagt! Dann hatte er sich die Zuneigung des Herzogs erworben — auch durch die Teilnahme an einem Leben, das zu sehr gegründeten Bedenken Veranlassung gab; wenn er nicht geradezu als dessen intellektueller Urheber zu betrachten war. Endlich hatte er die Berufung Herders durchgesetzt, der den neumodischen Schriftstellern für ein großes Genie galt, aber schon in manchen unangenehmen Händeln eine bedenkliche Rolle gespielt hatte. Goethe mußte sich selbst gestehen, daß man durch solche Proben des Genies sich einem ernsthaften Beamten nicht als Kollegen empfiehlt. Kam ihm noch ins Gedächtnis, daß er die Berufung Herders gegen Merck als einen „Streich" bezeichnet hatte, der diesem „hoher Spaß" sein werde; daß er demselben bramarbasierend geschrieben hatte, die Herzogtümer Weimar und Eisenach seien immer ein Schauplatz, um zu ersehen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde: so durfte er wohl Gott danken, daß Fritsch davon nichts wissen konnte. In der Tat hatte Goethe trotz seines guten Herzens und des wahren Attachements an den Herzog die Tauglichkeit für die angetragene Stel-

lung erst zu erweisen. Und wenn er dies sich selbst eingestand, so mußte er auch seine Ehre darein setzen, diesen notwendigen Erweis gerade dem Manne zu liefern, der ihn aus guten Gründen als Kollegen abgelehnt hatte.

Während die Verhandlungen mit Fritsch schwebten, wurde Goethe die Verantwortlichkeit seiner noch unverantwortlichen Stellung von einem Manne, den er bis dahin hoch verehrt hatte, aufs empfindlichste zum Bewußtsein gebracht. Durch Mittelspersonen, von denen Goethe sichs schwerlich vermutete (sein und des Herzogs Freund Seckendorf scheint eine sehr bedenkliche Rolle gespielt zu haben; auch Frau von Stein war nicht ganz unbeteiligt), waren über das neue Leben und Treiben in Weimar Berichte nach auswärts gelangt, die einen sehr üblen Eindruck machen mußten; der fortschreitende Klatsch hatte daraus höchst bösartige Dinge gemacht. Da handelte sichs nicht mehr bloß darum, daß Goethe beim Essen fluche und der Herzog Papier zerkrümle und andern im Wein zu trinken gebe; man erzählte sich auch, daß dieser sich täglich in Branntwein betrinke, um sich abzuhärten, und mit Goethe brüderlich ein Mädchen genieße. Und solche Dinge wurden geglaubt; denn es war Goethe (wie wir aus Mercks Briefen an Nicolai wissen) schon in Frankfurt so viel Törichtes und Böses nachgesagt worden, daß es ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei hätte machen müssen. Auch dem Schlimmsten wagt Christian zu Stolberg, der intime Freund Goethes, nicht die kategorische Erklärung entgegenzusetzen, daß das nur bösartige Verleumdung sein könne; er bemerkt darauf schwächlich: „der Herzog und er eine gemeinschaftliche Maitresse, das wäre abominabel, das hab' ich Mühe zu glauben; aber beide sind unbändig, und beiden ist der Umgang miteinander höchst gefährlich." Da ist es nicht zu verwundern, daß auch Klopstock Nachrichten Glauben schenkte, die so bestimmt auftraten. Er fühlte sich verpflichtet, Goethe, so schwer es ihm wurde, einen Beweis

seiner Freundschaft zu geben, indem er ihn warnte. In der Tat hat der Brief, den er an Goethe schrieb (vom 8. Mai 1776), nur das eine Unfreundschaftliche, daß er die Zuverlässigkeit der ihm zugekommenen Nachrichten nicht doch in Frage stellt. Klopstock beginnt mit der Versicherung, daß er es glaubwürdig wisse; denn ohne Glaubwürdigkeit würde er schweigen. Übrigens kennt er die schlimmsten Nachreden noch nicht oder übergeht er sie nur; er beschränkt sich darauf, daß der Herzog bald erliegen müsse, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinke. Goethe wird zu bedenken gegeben, daß gerade der Herzog von Weimar, der als Freund der Gelehrten eine rühmliche Ausnahme unter den deutschen Fürsten mache, solches Ärgernis nicht geben sollte. Sodann wird ihm vorgestellt, wie sehr die Herzogin unter diesem Treiben leiden müsse: „Louisens Gram! Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben wie ich!" Fritz von Stolberg, der die Stellung eines Kammerherrn in Weimar angenommen hatte, könne und dürfe nicht an einem solchen Leben teilnehmen. Goethe möge den Brief, wenn er wolle, dem Herzog zeigen: „denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag." Goethe nimmt sich zur Antwort 14 Tage Zeit; dann erwidert er: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nicht antworten kann. Entweder ich muß als Schulknabe ein pater peccavi anstimmen oder mich sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus; und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf alle solche Briefe, auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog tat es einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und

ehrt Sie; von mir wissen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, wills Gott, besser als er uns selbst gesehen hat." Eine kurze Absage Klopstocks schließt den merkwürdigen Briefwechsel: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt als er groß war, groß besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was andere tun. Und da Sie gar unter ‚all' solche Briefe und ‚all solche Anmahnungen' (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht wert sind, daß ich ihn gegeben habe. Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört." Stolberg kam in der Tat nicht, ohne auch nur mitzuteilen, daß er seine gegebene Zusage zurückziehe; Klopstock aber sorgte dafür, daß sein Bruch mit Goethe in Karlsruhe und an andern befreundeten Höfen bekannt werde.

Goethe hat diese Sache nicht so leicht genommen, als seine Antwort an Klopstock glauben machen könnte. Zur selben Zeit beschreibt er Gustchen in dem ersten und einzigen ausführlichen Brief, den er ihr von Weimar aus sendet, acht Tage seines Lebens und bezeugt ausdrücklich die Treue seines Berichtes. Da er wissen mußte, daß dieser Brief auch von Gustchens Brüdern und insbesondere von Klopstock gelesen werden würde, hat er diesem indirekt die Rechtfertigung zukommen lassen, die er ihm direkt freilich nicht gewähren konnte. Darin finden wir nun auch die Andeutung, daß seine Lage, so glücklich sie sei, doch ihre zwei Seiten habe. Dem Herzog wird bezeugt: „es ist ein trefflicher Junge und wird, wills Gott, auch ausgären." Sein gegenwärtiges Leben bezeichnet Goethe als eine neue Schule für ihn, durch die ihn das Schicksal führen wolle; sie solle ihn wohl mit den andern, die er schon durchlaufen, dahin stellen, wo ihn die gewöhnlichen Qualen der Menschen gar nicht mehr anfechten müssen. Er schließt: „Gestern ist mir

wieder wunderbars Wesen um den Kopf gezogen. Was wird werden? Ich hab eben noch viel auszustehen. Das ist's, was ich in allen Drangsalen meiner Jugend fühlte; aber gestählt bin ich auch und will ausdauern bis ans Ende. Adieu. Nun hörst Du wieder eine Weile nichts von mir. Schreib mir aber, wenn Dich's freut. Fritz soll kommen, wenn er gerne mag. Der Herzog hat ihn lieb, wünscht ihn je eher je lieber, will ihn aber nicht engen. Adieu. Ich bin immer derselbe." Aber er scheint mit diesem Brief nicht den gewünschten Eindruck gemacht zu haben. Denn am 30. August schreibt er der Freundin: „Es geht mir wie Dir, Gustchen, ich hab auch was auf dem Herzen, also heraus damit. Von Fritz hab ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber Gustchen — er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Name, er bittet sich noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu sein, man läßt ihm alles, und nun kommt er nicht. Ich weiß auch, daß Dinge ein Geheimnis bleiben müssen. — Aber — Gustchen, ich habe noch was auf dem Herzen, das ich nicht sagen kann — — —. Und die, die man so behandelt, ist Karl August, Herzog zu Sachsen, und Dein Goethe, Gustchen. Laß mich das jetzt begraben, wir wollen dran wegstreichen." — Man sieht, die Kränkung tat weh, und nicht nur für einen Augenblick.

Empfindlicher war aber doch, daß Klopstock zum Teil nur gesagt hatte, was Goethe leider selbst schon wußte; und dabei war es ein schlechter Trost für diesen, daß der Mahner seine Stellung zu dem Herzog verkannte. Mit Luisens Gram hatte es seine Richtigkeit. Das war für Goethe schmerzlich genug, der auch für Luisen „fühlte".

Und es konnte Goethe auch nicht verborgen bleiben, daß Luise selbst ihn für das mit verantwortlich machte, was ihr an ihrem Gatten mißfiel. Aber er hatte bereits erkannt, daß das Mißverhältnis zwischen dem herzoglichen Ehepaar, weil es in einer Dissonanz der Naturen wurzelte, durch kein wohlgemeintes Zureden zu beseitigen war. Damit konnte er sich freilich vor Klopstock nicht rechtfertigen, und ebensowenig konnte er diesem sagen, daß er seinen Einfluß auf den Herzog bei weitem überschätze. Goethe hatte schon zu erfahren bekommen, daß Karl August fähig sei, gegen seinen besten, gegründetsten Rat eine richtige Tollheit zu machen. Und dann sollte er, Goethe, auch für das haftbar sein, was er nur nicht hatte verhindern können! Eine solche Stellung konnte freilich zu einer Schule der Selbstlosigkeit werden, von der sich die Freunde nicht träumen ließen. Goethe aber hatte, wie wir sahen, wenigstens eine Ahnung davon, daß ihm noch mehr solcher geheimen, unsagbaren Leiden bevorstehen möchten.

Wenn aber diese Dinge hinter den Kulissen spielten, war es für Goethe eine sehr zweifelhafte Freude, daß von April bis November 1776 Freund Lenz auf Kosten des Herzogs in Weimar und Umgebung sein Wesen hatte und alle Tage regulièrement seinen dummen Streich lieferte, bis er sich endlich durch eine Eselei, die Goethe nahe gegangen sein muß, unmöglich machte; daß im Juni auch Freund Klinger sich einstellte, gegen Goethes Rat dablieb, sich mit dem Prinzen Konstantin anfreundete und es bis in den Oktober hinein nur wilder, aber nicht klüger als Lenz trieb. Einem Wieland freilich gaben sie die Veranlassung, die Besonnenheit zu bewundern, die Goethe im Gegensatz zu ihnen bewies. Den Gegnern aber waren sie eben Goethes Spießgesellen; und er selbst konnte sich kaum verhehlen, daß sie richtige Karikaturen seiner selbst waren. Insofern konnten sie ihm wirklich ganz nützliche Dienste leisten. Eine Karikatur, die einem unbehaglich ist, weil man ihr eine gewisse

Ähnlichkeit nicht absprechen kann, ist ein ganz vortreffliches Hilfsmittel der Selbsterkenntnis.

4.

So war nun Goethe an Weimar gebunden, wenn er sich auch seine Freiheit vorbehalten hatte; er hatte dort seinen bürgerlichen Beruf und Charakter; und da ihm der Herzog einen Garten geschenkt hatte, so war er dort auch sozusagen bodenständig geworden. Damit traten ganz neue Faktoren in seine Entwicklung ein. Ihre Wirkung ist darum nicht geringer zu schätzen, weil sie sich der Natur der Sache nach nicht in hervorstechenden Begebenheiten äußert. Da wir also keine besondere Veranlassung haben werden, auf sie hinzuweisen, so bestimmen wir zum voraus im allgemeinen, von welchem Einfluß diese Wendung in Goethes Leben sein mußte.

Bis dahin hatte Goethe eigentlich nur zu seinen Eltern ein festes, gegebenes Verhältnis gehabt, in dem er sich doch äußerst frei bewegen konnte. Mit seinen vielen Freunden und Freundinnen dagegen konnte er ganz nach Laune den Verkehr aufs eifrigste pflegen und wieder saumselig dahinschleppen und endlich ganz einschlafen lassen; und er war bei guter Laune begeisterten Entgegenkommens sicher und hatte bei schlechter Laune nur sehr zahme Vorwürfe zu gewärtigen, wenn der leidende Freund nicht vorzog zu schweigen. Sogar die förmliche Verlobung mit Lili scheint ohne eine förmliche Erklärung wieder auseinandergegangen zu sein. So bequem sollte Goethe es ferner nicht haben. Den abwesenden Freunden gegenüber konnte er sich wohl noch der Freiheit bedienen, ihre Briefe nicht zu beantworten, wenn er keine Lust hatte aus sich herauszugehen (und er hat sich, wie wir sehen werden, wirklich in dieser Weise gegen sie geholfen). Mit der Gesellschaft zu Weimar dagegen mußte er leben, so oder so, so lange er nicht seinen förmlichen

Abschied nehmen wollte. Man konnte sich bei augenblicklicher Verstimmung vorübergehend aus dem Wege gehen; aber man lebte doch so enge auf einander, daß man sich schließlich irgendwie vertragen mußte. Wollte das gar nicht gehen, so war das eine böse Sache — auch für Goethe. Denn nun bekam er mit Leuten zu tun, die nicht gewillt waren, ihn zu genießen, so lange es ging, und sich schweigend zurückzuziehen, wenn es nicht mehr ging. Das war etwa die Art Wielands. Herder dagegen fühlte sich auch als Potentaten des Geistes und konnte sehr unangenehm werden, wenn ihm Goethes Art nicht paßte. Die Hofgesellschaft aber hatte der Überlegenheit seines Genies den Vorzug der Geburt entgegenzusetzen; und ob Goethe bald noch so gering von ihr denken mochte, so konnte sie ihm doch das Leben sauer machen. Ja, es erwies sich, daß nicht einmal das Verhältnis zu dem Herzog auf der bloßen Herzlichkeit sicher ruhte. Also mußte Goethe erkennen, daß es eine Kunst sei, mit den Menschen zu leben; er mußte sich entschließen, diese Kunst förmlich zu lernen, zu üben. Er hat es darin mit den Jahren so weit gebracht, daß man mit Bedauern an die frische, ob auch unbeständige Laune zurückdenkt, die Goethe früher in dem Verkehr mit Menschen walten ließ.

Ferner hatte Goethe nun als Beamter wirklich zu arbeiten; erst weniger, später zu Zeiten sehr viel, ja fast über die Kraft. Das war für ihn wieder etwas ganz neues. Er war ja immer tätig gewesen, aber doch nur nach Laune, in freier Gefälligkeit gegen andere oder einem dichterischen Drang folgend. Jetzt hatte er gewisse Leistungen auf sich genommen, von denen der Gang eines größeren Ganzen abhängig war. Ob er nun mehr oder weniger an Geschäften hatte: die erzieherische Bedeutung dieser Verpflichtung darf nicht übersehen werden. Goethe selbst hat ihren Segen nachdrücklich und dankbar gerühmt. „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn

sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel.“ Goethe war denn auch kaum der Versuchung ausgesetzt, die übernommene Verpflichtung leicht zu nehmen. Insbesondere hat er sich's nicht einfallen lassen, daß er Mängel in seiner Amtsführung durch Gaben seines Genies aufwiegen könnte. Gerade weil er seine „unverdient“ hohe Stellung der Gunst des Herzogs verdankte, mußte er sein Amt so führen, daß er keiner Nachsicht bedurfte; und weil er den Herzog wirklich zuerst als Originalgenie angezogen hatte, das im Dichten und Leben gleich außerordentlich war, mußte er zeigen, daß er in Geschäften keine Deckung hinter seiner Genialität zu suchen brauchte. Als er im Juni 1782 unter dem Murren einer einflußreichen Partei in Weimar sich die Geschäfte des Kammerpräsidenten übertragen ließ (ohne den Titel und ohne Erhöhung der Besoldung), um die unter seinem untauglichen, gewissenlosen Vorgänger verlotterten Finanzen des Landes in bessere Ordnung zu bringen, verstärkte sich das Gewicht dieser Motive. „Nun hab' ich zwei volle Jahre aufzuopfern (schreibt er da), bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links.“ Und dabei ist er geblieben, so oft er später auch unter der Last der Geschäfte seufzte. Er hat es lange Jahre über sich gewonnen, nebenher Dichter zu sein und im Hauptberuf Geschäftsmann; und das, als ihm die herrlichsten Werke im Sinne lagen.

Als Beamter war er ferner mitverantwortlich dafür, daß ein bestehender Staatshaushalt ersprießlich geregelt werde, so daß eine bestimmte Anzahl konkreter Menschen sich darin wohl oder doch leidlich befänden. Mit allgemeinen, hochfliegenden Ideen über die Beglückung der Menschen war da nichts anzufangen; auch ein bloßes unbestimmtes Wohlmeinen genügte nicht. Man mußte die

Verhältnisse und Personen nehmen, wie sie waren, die Bedingungen und Bedürfnisse des Lebens scharf erfassen, das Notwendige im Auge behalten, mit dem Möglichen rechnen. Dabei zeigte sich zum Beispiel, daß geordnete Finanzen für einen Staat wichtiger sind, als die Pflege der Kunst. Denn die Verhältnisse in dem Herzogtum waren durchaus nicht glänzend; Goethe hatte als Verwalter der Finanzen manche schwere Stunde. Unter solchen Sorgen mußte Goethes Teilnahme am Menschenleben immer praktischer und nüchterner werden; es offenbart sich ihm die fundamentale Bedeutung richtigen Wirtschaftens für den ersprießlichen Betrieb und wirklichen Genuß des Lebens. Doch leidet darunter die Innigkeit seines Mitgefühls mit Wohl und Wehe der Menschen keineswegs not. Im Gegenteil, wenn er nun bekennt, daß er das Land und die Leute liebe, in deren Dienst er steht, deren Not er kennt, so hat das mehr Wert, als die dichterische Verherrlichung der Liebe auch zum gemeinen Volk in Werther und Götz. Es ist nicht zufällig, daß Goethe gerade in diesen Jahren mehrfach eine dauernde Fürsorge für andere auf sich nahm, die auch größere Opfer an Bequemlichkeit und Geld erforderte. Wie er seinen geheimnisvollen Schützling „Kraft" behandelte, ist geradezu musterhaft. Den Aufwand, den er für ihn machen muß, bespricht er mit ihm in einem geschäftlich nüchternen Tone, der doch den Verdacht glücklich vermeidet, als ob ihm irgend etwas Notwendiges zu viel werden könnte; Krafts Empfindlichkeit tritt er ebenso bestimmt wie zart entgegen.

So mußte ein abstraktes Sehnen nach Glück, ein abstraktes seliges oder schmerzliches Gefühl der Fülle und Leere des Daseins mehr und mehr zurücktreten hinter den Sinn für die konkreten Bedingungen des Menschenlebens und die einzelnen konkreten Freuden und Leiden, die unter ihnen zu erreichen und zu vermeiden waren. Diese Entwicklung wurde gefördert durch das „Hausvatern" im

eigenen Besitz, dem sich Goethe sofort mit großem Eifer und tiefer Innigkeit ergab. Im eigenen Häuschen sich einzurichten, von den eigenen Produkten zu genießen, die eigenen Produkte zu verschenken, bekommt einen ganz intimen Reiz für ihn. Das Verhältnis zur Natur wird traulicher, herzlicher, wenn er ihr Weben und Leben im eigenen Gärtchen beobachtet, die vernachlässigten Plätzchen desselben mit Händen der Liebe polstert und putzt und mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben, immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergibt. Sein Garten ist der eine der zwei Fäden, die ihn an Weimar zu einer Zeit binden, da er sich oft weit fort wünschte; das Wachstum seiner lieben Bäume ist ihm ein Symbol der eigenen Entwicklung. Bald stellt sich auch die Lust ein, zu sammeln, was in Natur und Kunst sein Interesse erregt, sein Gemüt angesprochen hat. Und dadurch eröffnet sich ihm immer mehr ein freundliches Verständnis für die Liebe, womit der Mensch überhaupt an allem Eigenen haftet, für den natürlichen Wunsch jedes einzelnen, daß er das Seine mit den Seinigen in seiner Weise genießen dürfe.

Dies alles drängte mehr und mehr darauf hin, daß das bloße Glück, vom Freund oder der Freundin geliebt, verstanden zu werden, von Goethe immer deutlicher nach seinem wirklichen relativen Wert geschätzt wurde. An die realen Bedingungen des Lebens gebunden, kann der Mensch nicht allein von der Liebe leben. Gefühl ist nicht alles. Aber liebend und geliebt das reale Leben zusammen erleben: das freilich gibt allein wahre Befriedigung. So ist es mit der Freundschaft zwischen Goethe und seinem Herzog nicht getan, wenn sie nicht in Einem Sinn miteinander wirken können. Daß Goethe Frau von Stein liebt und von ihr geliebt wird, ist an sich noch kein Glück, wenn sich nicht ein modus vivendi finden läßt, der ihnen ermöglicht, das Leben zu teilen. Freundschaft und Liebe,

die sich nicht betätigen läßt, deren Realität also fast ausschließlich in dem eigenen Gefühl und Glauben an das Gefühl des andern liegt, verliert für Goethe mehr und mehr an Bedeutung. Er wird „kälter". Doch ist das nur Schein: die Wahrheit ist, daß sich sein Gemütsleben konsolidiert. Ein Gefühl, das mehr Erregung der Phantasie als des Herzens ist, verliert sich allerdings nach und nach; auch macht sich in steigendem Grade die Abneigung bemerklich, wirkliche Werte des eigenen Lebens den eitlen Wünschen anderer zu opfern. Aber der ernste Anteil an fremdem Leben und Ergehen steigert sich eher. Mit einem Wort: Goethe reift unter der erweiterten, vertieften und verschärften Erfahrung, die ihm das Leben in Weimar bringt.

Diesen Prozeß der Reife habe ich nun — hätte ich nun in seinem genaueren Verlaufe darzustellen. Denn bei einem Leben, in dem so viel Schicksal und so wenig Plan ist, wie in dem Goethes, ist das keine leichte Sache. Der Strom seines Lebens hat in diesen Jahren den seltsamsten, regellosesten Lauf. Immer fließt er zugleich unterirdisch und oberirdisch dahin, aber ohne festes Verhältnis der beiderseitigen Geschwindigkeit, Fülle und Richtung. Bald verzweigt er sich in mehrere Arme, bald überschwemmt er seine flachen Ufer, bald scheint er sich zum See aufzustauen. Und doch steht er niemals still; und wenn wir längere Zeiträume überblicken, glauben wir ein festes Gesetz seines Fortschreitens zu bemerken. Ich hoffe die Bewegung in Goethes Leben noch am ehesten zur Anschauung zu bringen, indem ich zuerst die Geschichte der persönlichen Beziehungen erzähle, die den größten Einfluß auf ihn hatten: zu Karl August, zu Frau von Stein, zu den wichtigsten der Freunde. Sodann kann ich einen summarischen Bericht über Inhalt und Stimmung seines Lebens bis Herbst 1785 geben. Daran schließt sich von selbst die Untersuchung der Ursachen, die ihn zur Flucht nach Italien trieben.

5.

Auf das ursprüngliche Verhältnis Goethes zu Karl August paßt uneingeschränkt, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit" über seine Verbindung mit den Stolberg und andern sagt: „Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegeneinander aufknöpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Inneres hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegeneinander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung. Ich betrog mich darin so gut wie andere und habe davon viele Jahre auf mehr als eine Weise gelitten." Goethe hätte diese Charakteristik jener Art von Freundschaft z. B. seinem ersten Brief an Karl August entnehmen können (23.—26. Dezember 1775), dem bedeutendsten unmittelbaren Zeugnis für den Ton ihres Verkehrs in der ersten Zeit. Darin versichert Goethe zuerst, er vermisse seinen lieben, gnädigen Herrn wahrlich schon, obgleich sie nicht zwölf Stunden auseinander seien; dann vertraut er ihm an, daß das Gefühl seiner Vergangenheit, seines Schicksals, seiner Liebe über ihn gekommen sei, und flicht einen Vers an Lili ein; dann erlaubt er sich, ihn vor den Gesichtern zu warnen, die ihn umschwänzen und umkredenzen, und ruft ihm zu:

Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen grad und treu wie du; —

dann schreibt er ihm (vielleicht nicht ohne Absichtlichkeit) einige Verse aus dem Propheten Jesaias ab, worin über die Verwüstung des Landes geklagt wird; dann erzählt er, daß er über die vergessenen Schlittschuhe geschimpft und geflucht habe, und daß er und die Genossen ihre Imagination spazieren geritten haben, wie's sein möchte, wenn sie Spitzbuben und Vagabunden wären, und um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt haben. Solche formlose Vertraulichkeit wurde also unter ihnen als Beweis der Liebe gegeben und genommen. Aber das Verhältnis Goethes und

Karl Augusts war so angelegt, daß dieser Selbstbetrug sich nicht lange ungestört erhalten konnte. Denn Karl August war, wie wir sahen, von Anfang an für Goethe nicht bloß der Freund, sondern auch der liebe, gnädige Herr, also doch eben der Herr. Indem ferner die Umgebung den Freund des Herzogs als Favoriten betrachtete und auch beneidete und haßte, machte sie diesem das Zweideutige in seiner Stellung zu dem herzoglichen Freund empfindlich. Endlich aber war das talentvolle, aber ungebildete Innere, das sie sich aufknöpfen konnten, nicht so gleichartig, daß es ihnen immer ein Genuß hätte sein können, sich einander zu eröffnen. Ihre Freundschaft mußte sich also über kurz oder lang aus einem scheinbaren Besitz in eine wirkliche Aufgabe verwandeln; und zwar fiel dann naturgemäß Goethe als dem Älteren und Abhängigen die Arbeit zu, ihr den Gehalt zu schaffen, durch den sie erst sichern Bestand gewinnen konnte.

Wir finden denn auch Goethe, während das lustige und wilde Leben noch seinen flottesten Gang ging, offenbar bemüht, auch den Ernst zur Geltung zu bringen, der ihm doch immer im Sinn lag. Dahin dürfen wir wohl rechnen, daß sie sich tales of the times of old erzählen. Das verstand sich ja unter guten Freunden von selbst und war eine angenehme Unterhaltung. Aber Goethe hatte zugleich die Neigung und die Fähigkeit, das Erlebte zur Erfahrung zu erheben. Übrigens macht auch der Herzog bei seiner guten Beobachtungsgabe und seinem scharfen Verstand köstliche Anmerkungen, von denen Goethe lernen kann. Sie tummeln sich dann auch gern auf dem „moralischen Pferde", besprechen den Wert und den Unwert der menschlichen Taten und haben so manche lange, gute, innige, klare, kräftige Unterhaltung, durch die man sich „unendlich" aufklärt. Auch bleiben sie durchaus nicht im Abstrakten stecken; sie machen die Anwendung auf sich, ihre Lage und Umgebung. So bemerken sie mit Befriedigung, daß sie, obwohl von Ostentation gegen sich selbst und andere nicht frei, doch gegen-

einander sich ihrer nie schuldig gemacht haben. Es wird von ihnen auch untersucht, warum dem Herzog dies und das so schwer werde: nach einem Conseil, worin der Herzog zu viel spricht, gibt Goethe einige Erklärungen über: „zu viel reden, fallen lassen, sich vergeben, Ausdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden sollten." Goethes Liebe zu Frau von Stein und noch mehr des Herzogs Ehe führen das Gespräch auf das Verhältnis zu den Frauen: ein für beide Freunde gleich wichtiges und schwieriges Thema. Später gaben auch die heranwachsenden Kinder Karl Augusts zu fruchtbarem Gedankenaustausch Veranlassung. Und so wurde gewiß noch vieles Persönliche zwischen ihnen verhandelt, das Goethe zufällig weder in seinen Tagebüchern, noch in seinen Briefen erwähnt.

Insbesondere aber hat Goethe mit dem Herzog oft ein „weitläufig politisch Lied" gesungen. Einzelne Regierungsmaßregeln wie allgemeine Regierungsgrundsätze werden eifrig von ihnen besprochen. Zumeist handelt es sich um die Verwaltung des Landes; der bayrische Erbfolgekrieg (1778) lenkt die Blicke auch nach außen. Die Freunde studieren miteinander die Institutionen; andrerseits wird die allgemeine Bedeutung von Ordnung, Polizei und Gesetzen erörtert. Natürlich gab es dabei auch Differenzen. Daß sie das gute Einvernehmen nicht störten, dürfen wir gewiß Goethe als Verdienst zurechnen. Indem er in seinem Tagebuch notiert, daß sie über Ordnung, Polizei und Gesetze gesprochen, fügt er bei: „Verschiedene Vorstellung; meine darf sich nicht in Worten ausdrücken, sie wäre leicht mißverstanden und gefährlich." Er war sich also klar über die Grenzen des Einflusses, den er sich überhaupt wünschen konnte; und so war er nicht versucht, der Selbständigkeit des Herzogs zu nahe zu treten.

In der Tat befestigte sich in den ersten Jahren die Verbindung der beiden Freunde, indem ihnen der Ernst der ge-

meinsamen Arbeit immer stärker zum Bewußtsein kam. „Der Herzog wird mir immer näher und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen," bemerkt Goethe den 8. Oktober 1777 in seinem Tagebuch, und fügt zur Erklärung das eine schwere Wort bei: „Regieren!!" Darum ist er auch in dieser Zeit im allgemeinen auf des Herzogs Seite gegen die Vorwürfe seiner Umgebung. „Der Herzog [ist] sich immer entwickelnd; und wenn sichs bei ihm merklich aufschließt, krachts, und das nehmen die Leute übel auf" (29. Dezember 1778). „Außer dem Herzog ist niemand im Wachsen; die andern sind wie Dresselpuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt" (13. Juli 1779). Die höchste Intimität ihres Einvernehmens zeigt sich darin, daß der Herzog im August 1779 Goethes Plan einer Reise in die Heimat sich zueignet und erweitert und den Freund, um ihm eine würdige Stellung auf der gemeinsamen Reise zu geben, zum Geheimrat ernennt. Die Reise in die Schweiz verläuft denn auch zu beiderseitiger vollster Befriedigung. Und doch ist sie auch ein Glied in der inneren Auseinandersetzung Goethes mit dem Herzog, die schon lange zuvor begonnen hatte.

Ein erstes Anzeichen, daß Goethe eine wesentliche Verschiedenheit zwischen dem Herzog und sich wahrnimmt, begegnet uns in seinen Briefen an Frau von Stein im Dezember 1777. Auf seiner einsamen Reise in den Harz bemerkt Goethe, daß ihm „alle Prosa zur Poesie und alle Poesie zur Prosa wird." Er erkennt daraus, „wie doch nichts abenteuerlich ist, als das Natürliche und nichts groß als das Natürliche u. s. f." Und nun wünscht er auch dem Herzog den Mitgenuß eines solchen Lebens; aber er muß hinzufügen: „den rechten Geschmack davon kann er noch nicht haben; er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu was Abenteuerlichem zu machen, statt daß es einem erst wohl tut, wenn das Abenteuerliche natürlich wird." Goethe war also von dem Herzog durch dieselbe „ungeheure Differenz" geschieden wie von den Gebrüdern Stolberg, über die ihm Merck zwei Jahre zuvor gesagt hatte: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug." Die Reise in die Schweiz sollte nun wohl auch dem Zweck dienen, den falschen Geschmack des Herzogs auf homöopathische Weise, aber durch eine allopathisch bemessene Dosis der Arznei radikal zu kurieren. Darum ließ sich Goethe sogar auf den Wunsch des Herzogs ein, im November von Chamounix ins Wallis und von da über die Furka auf den St. Gotthardt vorzudringen. Das Abenteuer war offenbar gefährlich; aber eben deshalb fiel die Versuchung weg, die Gefahr mutwillig zu suchen; es richtete sich vielmehr der Sinn naturgemäß darauf, die vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden. So sollte der Herzog von seiner „bösen Art" geheilt werden (die eben auf dieser Reise sehr unangenehm geworden war), „den Speck zu spicken": daß er nämlich, wenn man auf dem Gipfel des Berges mit Müh und Gefahr war, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Not mit Müh und Gefahr suchte. Aber die Kur hat nicht auf die Dauer geholfen. Goethe hat später noch öfter die Gelegenheit gehabt, sich über Karl Augusts zwecklose Waghalsigkeit zu beklagen. „Es ist eine kuriose Empfindung," bemerkt er einmal verdrießlich, „seines nächsten Freundes und Schicksalsverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden." Freilich mochte es auch seine höchst natürliche Ursache haben, daß Goethe dieser Liebhaberei des Herzogs immer weniger Geschmack abgewinnen konnte: der Unterschied des Alters machte sich im Lauf der Jahre stärker geltend.

Aber noch in einem andern, wichtigeren Punkte hat sich Goethe von Karl Augusts Geschmack für das Leben mehr und mehr abgewendet. Die Selbstherrlichkeit, mit der sich

dieser über die durch die Sitte geprägte und im gesellschaftlichen Verkehr gültige Form des Lebens wegsetzte, mochte ihn anfangs ansprechen, ja begeistern; und des Herzogs Zuneigung hatte er wohl hauptsächlich dadurch gewonnen, daß er dem ungebundenen Leben einen poetischen Reiz zu verleihen vermochte. Als aber des Herzogs burschikose, um nicht zu sagen rohe Art das Verhältnis zu seiner Gemahlin erschwerte, die die feine Form eher überschätzte, fand Goethe schon sehr bald, daß sie eben immer beide Unrecht haben; noch weniger mochte er gleichgültig zusehen, wenn Luisens Glück durch eine abirrende Leidenschaft des Herzogs gefährdet wurde. Dadurch wurde ihm eine Aufgabe gestellt, die er sich gewiß nicht hatte träumen lassen, als er nach Weimar kam, und für die er sich, wie man es nimmt, besonders gut oder besonders schlecht eignete. Den 10. Januar 1779 notiert er sich in sein Tagebuch: „Abends nach dem Konzert eine radikale Erklärung mit dem Herzog über Kronen [Corona Schröter]. Meine Vermutungen von bisher teils bestätigt, teils vernichtet. Endets gut für uns alle, ihr, die ihr uns am Gängelbande führt." Er fürchtete also, daß des Herzogs Schwärmerei für die schöne Sängerin (die er selbst teilte) in eine verderbliche Leidenschaft ausarte; und er wollte dieser Gefahr beizeiten zuvorkommen. Daß in den Plan der Schweizerreise auch ein längerer Aufenthalt bei Lavater aufgenommen wurde, sollte wohl auch dem Zwecke dienen, daß dem Herzog durch den Einblick in Lavaters musterhaft schönes Familienleben der Sinn für ein Glück dieser Art geöffnet werde. Aber diese Erwartung wurde nicht erfüllt; ebensowenig später die Hoffnung Goethes, daß die Neigung zu der schönen Gräfin Werthern-Neuenheiligen, die ein Muster feinen Betragens war, einen günstigen Einfluß auf ihn ausübe. Goethe scheint dieses Verhältnis nicht ungern gesehen zu haben. Doch hielt er es für nötig, der Gräfin aufzupassen, wie sie die Sache nehme; und auch mit dem Herzog hatte er im

März 1780 „eine sehr schöne Erklärung" über die Sache. Aber ein Jahr darauf muß er erkennen, daß sie ihn schöner liebe als er sie; und er deutet auch den bösen Grund davon an: es fehlte der Liebe des Herzogs „die innere Güte". Der Kontrast zwischen ihr und ihm entlockt ihm eine Äußerung von solcher Bitterkeit, daß sie sich kaum mehr mit der Freundschaft verträgt. „Mich wundert nun gar nicht mehr (schreibt er an Frau von Stein), daß Fürsten meist so toll, dumm und albern sind. Nicht leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen um sich als er, und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke . . . Das größte Übel hab' ich auch bemerkt. So passioniert er für's Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darinne wohl als im Unschicklichen. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel er kennt; und doch, wenn er sich etwas zu gute tun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslichter zerknaupeln wäre. Leider sieht man daran, daß es in der tiefsten Natur steckt und daß der Frosch für's Wasser gemacht ist, wenn er gleich eine Zeit lang sich auf der Erde befinden kann" (10. März 1781). Und diesen Vorwurf wiederholt Goethe, wenn auch nicht so heftig, wieder und wieder. „Der Herzog ist wacker, und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte" (27. August 1782). Ebenso berichtet er im August 1786 von Karlsbad an Frau von Stein, daß der Herzog lustig sei und der Gesellschaft wohl tue: „wäre er nicht manchmal roh gegen die Frauen, er wäre ganz unbezahlbar."

Wenn Goethe ferner gehofft hatte, daß der Herzog, der gerade ihn in seine nächste Nähe gezogen, auch für seine besonderen Interessen und Werke ein selbständiges, tiefes und freies Verständnis haben werde, so mußte er auch darin eine schwere Enttäuschung erleben. Zwar versichert

er nach des Herzogs Tod, daß dieser mit ihm ganze Abende in tiefsten Gesprächen über Gegenstände der Kunst und Natur gesessen sei: aber seine gleichzeitigen Aufzeichnungen lassen kaum Spuren davon erkennen. Karl August genoß mit, was Goethe an alten und neuen Dichtungen freigebig darbot. Es machte ihm auch Vergnügen, die Rolle des Pylades in der „Iphigenie" zu übernehmen. Aber irgend welche bedeutende Äußerungen über Werke Goethes sind uns aus seinem Munde nicht erhalten. Stärker tritt sein Interesse für bildende Kunst hervor. Schon im April 1776 bekommt er große Lust zu den Kupferstichen des Snyders; später hatte er eine besondere Vorliebe für Dürer und sammelte mit Hilfe Mercks und Lavaters so viel und mehr, als seine Mittel erlaubten. Goethe rühmt öfters des Herzogs gutes Urteil und stachelte seine Leidenschaft lange geflissentlich an, auch damit sie gegen andere fürstliche Liebhabereien ein Gegengewicht bilde. Aber sein Eifer ließ von 1781 an nach; und Goethe hatte nun Gründe, ihn nicht mehr zu schüren. Auch für dessen wissenschaftliche Bestrebungen hatte er nur ein laues Interesse. Wenn Goethe an allen Felsen klopfte, blieb er „ziemlich passiv": eine Gewehrfabrik reizte ihn mehr als das Steinreich. Im Jahr 1782 lehnt Goethe ein physikalisches Kabinett, das ihm Merck zum Kaufe angeboten, mit der Begründung ab: „Der Herzog hat doch keine Existenz in diesen Sachen, obgleich viel Liebhaberei dazu." Das ist diesem nicht eben übel zu nehmen. Aber für Goethe hatte es eine doppelte unangenehme Folge, daß er für seine höchsten Bestrebungen weder bei ihm, noch sonst am Hofe ein ernstes Verständnis fand: man wußte das beste, das er leistete, nicht zu schätzen, und man machte Ansprüche an ihn, denen er, wenn er sich selbst treu bleiben wollte, nicht genügen durfte. So hatte er im August 1779 „eine starke Erklärung" mit der Herzogin Mutter, „die auf das Alte hinauslief": daß er nämlich seine Zeit zu Besserem brauche, als den maître de

plaisir zu spielen. Im April 1781 bittet er Frau von Stein, daß sie mit dem Herzog unterhandle: „Reden Sie mit ihm und schonen Sie ihn nicht. Ich will nichts als Ruhe, und daß er auch weiß, woran er ist. Sie können ihm auch sagen, daß ich Ihnen erklärt hätte, keine Reise mehr mit ihm zu tun." Im Dezember desselben Jahres hat er sich über eine Gleichgültigkeit gegen ihn zu beklagen, die auch im Publikum Sensation mache; und er freut sich deshalb der Gunst, die man ihm in Gotha erweist. Dem Prinzen August zu Gotha rühmt er ein Jahr später nach: „Er hat die Kenntnisse und das Interesse, das unsern fürstlichen Personen fehlt, um das in Bewegung zu setzen und zu erhalten, was so reichlich bei uns vorrätig ist und was außerdem jeder für sich behält" (an Frau von Stein, 23. September 1782). Goethe entschließt sich mehr und mehr, sein Bestes dem engsten Kreise vorzubehalten. Den 13. August 1784 versichert er Frau von Stein, daß er außer ihr, Herder und Knebel jetzt gar kein Publikum habe. Die ganze herzogliche Familie ist also aus dem Kreise, von dem er Verständnis hofft, ausgeschieden.

Das schlimmste aber war, daß Karl August sich nicht zu einem Fürsten nach Goethes Sinn entwickelte. Es fehlte ihm auch dazu die „innere Güte". In den ersten Jahren ist Goethe geneigt, an dem jungen Freunde alles zum besten zu kehren oder doch zu entschuldigen. Vom Jahre 1780 an wird sein Urteil härter. Jetzt verwundert ihn, daß bei des Herzogs vielem Verstand hier und da so vorsätzliche Dunkelheiten und Verworrenheiten vorhanden sind (8. September 1780). Er glaubt ihm nun, trotz der Vielseitigkeit seiner Interessen, eine enge Vorstellungsart zuschreiben zu müssen. Auch die Art, wie der Herzog das Gute zu wirken sucht, wird von Goethe beanstandet. Denn Karl August handelt nach ihm doch nur im Taumel, ohne Folge der Ideen und wahre Standhaftigkeit (12. November 1781). Er möchte, wenn er etwas gepflanzt hat, auch sofort sehen,

daß es gewachsen sei, und reißt wieder aus, was nicht schnell genug gedeihen will (21. November 1782; 21. April 1783). Zur ernsthaften, treuen, stetigen Arbeit bekommt er keine Lust; an den Geschäften nimmt er zwar willigen und leidlichen Teil, aber seine Existenz hat er im Hetzen und Jagen (21. November 1782). Die größte Sorge aber machten Goethe des Herzogs „allzukostspielige Ausschweifungen". Den 11. Januar 1782 notiert er in seinem Tagebuch: „Wieder einmal eine radikale Erklärung gehabt"; — sie betraf wohl den Aufwand bei einer vorangegangenen Jagd. Sodann den 17. Januar: „Sehr ernstlich und stark über Ökonomie geredet und wider eine Anzahl falscher Ideen, die ihm nicht aus dem Kopfe wollen." Vom 26. Dezember 1784 haben wir einen Brief Goethes an Karl August, worin er ihm ebenso liebenswürdige und feine wie dringende Vorstellungen wegen des Schadens macht, den die von ihm gehegten Wildschweine am Ettersberg anrichten. Auch die vielen und kostspieligen Reisen, die der Herzog machte, waren seinem Finanzminister ein böser Dorn im Auge. In den Bemühungen des Herzogs um das Zustandekommen des Fürstenbundes, der die kleineren Staaten Deutschlands gegen Übergriffe Österreichs sicherstellen sollte, sah Goethe vielleicht nur einen Vorwand für die Befriedigung seiner Reiselust; und jedenfalls hielt er es für besser angebracht, daß der Herzog den Wohlstand seines armen Landes zu heben suchte, als daß er in große Politik mache, in der er bei seinen geringen Machtmitteln doch keine entscheidende Rolle spielen konnte. Deshalb waren ihm auch die „militärischen Makkaronis" des Herzogs äußerst zuwider, und er konnte sich gegen Knebel höchst gereizt und despektierlich darüber auslassen: „die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguiert mich wie ein böser Traum" (2. April 1785). Ob Goethe seinem Herrn in diesen Stücken völlig gerecht geworden ist, darf billig bezweifelt werden. Er war eben, wie er selbst sagt, ganz

zum Privatmann erschaffen, faßte das bürgerliche Gemeinwesen nur als erweiterten Haushalt auf und hatte für „große" Politik durchaus keinen Sinn. Ihm lag an der Existenz des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach weniger als an dem Wohlbefinden seiner Bewohner. Nach seiner Meinung hätte der Herzog am besten getan, in seinem Lande im großen so zu „hausvatern", wie Goethe es im kleinen in seinem Garten tat. Der Bergbau in Ilmenau, die Bewässerung der Wiesen, das Feuerlöschwesen, die Güterzerstückelung u. drgl. hätten ihn interessieren sollen, und dann, soweit die Mittel reichten, Kunst und Wissenschaft. Aber diese Auffassung des Fürstenberufs war Karl August offenbar zu bürgerlich. Goethe hat das geahnt, wenn er gelegentlich äußert, daß das Land für den Tatendrang des Herzogs zu klein sei. Aber da er keinen Zweck der politischen Leidenschaft des Fürsten absehen konnte, überwog mehr und mehr die Verstimmung. Er hatte vor Augen, wie das Geld aufgebracht werden mußte, das der Herzog mit seinen fürstlichen Liebhabereien oder Verpflichtungen verbrauchte, und das verdarb ihm zu Zeiten allen Geschmack daran. So konnte er den 2. April 1782 der Geliebten von Eisenach aus bitter genug schreiben: „Es ist hier unter den Menschen ein mehr genießender Geist als bei uns; die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen."

Von dem, was Goethe mit Karl August erlebte und litt, gibt das Gedicht „Ilmenau" (auf dessen 26. Geburtstag, den 3. September 1783) einen sehr gemilderten Nachklang. Wenn es einer erneuten und vertieften Verständigung mit dem Freunde dienen sollte, von dem sich Goethe doch weit entfernt hatte, so wurde diese Absicht damals nicht erreicht. Wie sich ihr Verhältnis in den Jahren 1785 und 1786 wieder besserte, haben wir später darzulegen.

6.

Die Liebessorgen, die Goethe in den letzten Monaten zu Frankfurt durchlitten hatte, machten ihn geneigt, auf das wilde Leben einzugehen, das nach Karl Augusts Sinn war; aber das Nachgefühl derselben machte ihn auch für weibliche Freundschaft empfänglich. Und sein Herz fand in Weimar Beschäftigung genug, wie ihm auch Herzen genug entgegenkamen, die sich gerne durch ihn beschäftigen ließen. Die Erbschaft der niedlichen Blondine traten die schönen „Misels" oder „Grasaffen" an, die am Hofe waren, nur daß sie sich zugleich und nacheinander in die Verliebtheit teilen mußten, die Lili zuletzt auf sich vereinigt hatte. Mit ihnen hatte Goethe eine so verbreitete Wirtschaft, daß er sich später als den „Großmeister aller Affen" bezeichnen konnte. Gustchens Stelle und Rolle in seinem Herzen und Leben wurde aber durch Charlotte von Stein besetzt. Da ihre seelische Einwirkung durch die sinnliche Gegenwart unterstützt wurde, gewann sie bald eine weit höhere Bedeutung als jene nie gesehene Freundin. Sie vermochte Goethe auch von allen Miseleien wegzudrängen und setzte sich also in den Alleinbesitz seines Herzens. Die inneren Erlebnisse, unter denen sich dies vollzog, sind für Goethes Entwicklung von so großer Bedeutung geworden, daß wir sie eingehend darstellen müssen.

Goethe hatte die Silhouette der Frau Charlotte von Stein schon im Sommer 1775 durch Zimmermann erhalten. Er schrieb unter sie: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." In einer Charakteristik für Lavaters Physiognomik rühmt er ihr noch Behagen in sich selbst, nachgiebige Festigkeit und Treue nach und bemerkt von ihr: „siegt mit Netzen" (im Gegensatz zu der Marquise Branconi, die mit Pfeilen

siege). Zimmermann hatte auch Charlotte auf Goethe aufmerksam gemacht und vor ihm gewarnt, als vor einem Manne, der den Frauen gefährlich sei. Wann die beiden sich zuerst persönlich begegnet sind, wissen wir nicht genau; vermutlich wenige Tage nach Goethes Eintreffen in Weimar. Die ersten Billette Goethes, die erhalten sind (sie setzen um Neujahr 1776 ein), lassen in der Aufregung und Verworrenheit der Stimmung doch schon alle Motive der Liebes- und Leidensgeschichte erkennen, zu der sich das Verhältnis mit der Zeit entwickelte. Darum schreiben wir das Bezeichnendste daraus ab.

„Ich habe liebe Briefe kriegt, die mich aber peinigen, weil sie lieb sind. Und alles Liebe peinigt mich auch hier, außer Sie, liebe Frau, so lieb Sie auch sind." „Geduld, liebe Frau, ach und ein bißchen Wärme, wenn Sie an Ihren Gustel denken. Es verschlägt Sie ja nichts. Doch ich habe mich nicht zu beklagen; Sie sind so lieb, als Sie sein dürfen, um mich nicht zu plagen." „Ich bitte nur um ein Wort, Besänftigerin!" „Liebe Frau, ich war heut' Nacht von einem Teufels Humor zu Anfange. Es drückte mich . . ., daß Sie fehlten . . . Endlich fing ich an zu miseln, da ging es besser. Die Liebelei ist doch das probateste Palliativ in solchen Umständen. Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vorteil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte!" „Liebe Frau, leide, daß ich dich so lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich dir's sagen; will dich ungeplagt lassen. Adieu Gold. Du begreifst nicht, wie ich dich lieb habe." „Vielleicht mach ich mir auch weis, daß ich sehe, wenn's Tag ist, daß ich mich wärme an der Hitze und friere am Frost. Es kann all Grille sein — genug, vor der Hand ist mir so; wenn mir's anders wird, wird sich's zeigen . . . Sollst mich auch ein bißchen lieb haben. Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe! Und mich verdrießt doch

auch, daß ich dich so lieb habe und just dich!" „Wie ruhig und leicht ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne gegrüßt habe, das erstemal seit 14 Tagen, mit freiem Herzen, und wie voll Danks gegen dich, Engel des Himmels, dem ich das schuldig bin. Ich muß dir's sagen, der einzigen unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gibt, die mich glücklich macht. Nicht eher als auf der Redoute sehe ich dich wieder! Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte. — Nein, ich will brav sein. — Ich liege zu deinen Füßen, ich küsse deine Hände." „All mein Vertrauen hast du und sollst, so Gott will, nach und nach all meine Vertraulichkeit haben. O hätte meine Schwester einen Bruder irgend, wie ich an dir eine Schwester habe. Denk' an mich und drücke deine Hand an die Lippen, denn du wirst Gusteln seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen; die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grabe enden. Gute Nacht. Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur deine Augen gesehen — und da ist mir die Mücke ums Licht eingefallen." „Du einziges Weibliches, das ich noch in der Gegend habe; und du einziges, das mir Glück wünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als dich. Wie glücklich müßte ich da sein! oder wie unglücklich!" „Lassen Sie's gut sein; weil ich nun doch einmal die Schwachheit für die Weiber haben muß, will ich sie lieber für Sie haben, als für eine andere." „Ich bin ruhig, denke an dich, und von dir aus an alles, was ich lieb habe." „Die Schröter ist ein Engel. — Wenn mir doch Gott solch ein Weib bescheren wollte, daß ich euch könnt' in Frieden lassen — Doch sie sieht dir nicht ähnlich genug." „Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte, Ihrer Seele, an die Tausende glauben sollten, um selig zu werden." Zu diesen Expektorationen aus den ersten drei Monaten des Jahres 1776 nehme man noch, was Goethe den 2. Februar an Bürger schreibt:

„Da ich jetzt in einer Lage bin, da ich mich immer von Tag zu Tag aufzubieten habe, tausend Großem und Kleinem, Liebe und Haß, Hundsfötterei und Kraft meinen Kopf und Brust entgegensetzen muß, ist mir wohl . . . Hätt' ich ein Weib und Kind für das alles, was dünkt ich mir zu sein" — und man sieht handgreiflich nahe vor Augen, daß Goethe in einem Zustande der höchsten erotischen Spannung, um nicht zu sagen Überspannung, sich befand.

Wie hat nun aber Frau von Stein die Huldigungen und Werbungen dieses exaltierten Verehrers hingenommen? Da wir ihre Briefe nicht kennen, sind wir darauf angewiesen, ihr Verhalten gegen Goethe aus dessen Verhalten gegen sie zu erschließen. Daraus aber ergibt sich deutlich, daß Goethe keine Zurück- und Zurechtweisung erfahren hat, die ihm unzweideutig gezeigt hätte, seine „Unarten" seien der verehrten Frau wirklich zur Last. Also war es Charlotten nicht unerwünscht, Gegenstand für Goethes Leidenschaft zu sein; nur sollte ihr diese nicht unbequem werden. Wie sich das ihr vermittelte und verband, ist deshalb schwer oder gar nicht zu sagen, weil sich die verschiedenen möglichen, zusammenwirkenden Motive in ihrem Bewußtsein gewiß noch nicht gesondert hatten. Daß der berühmte Goethe, der dem Reiz des Weiblichen so sehr zugänglich war und dem das Weibliche auch sehr bereitwillig entgegenkam, ihr, der sieben Jahre älteren Frau, diese besondere Verehrung widmete, konnte und mußte ihrem Selbstgefühl schmeicheln. Aber auch ihrem Herzen waren diese Versicherungen einer verzehrenden Sehnsucht gewiß eine willkommene Nahrung; denn ihr gutmütiger, aber offenbar höchst nüchterner Gatte hatte sie in dieser Hinsicht sicher nicht verwöhnt und nicht gesättigt. Ferner mußte das Kindliche in Goethes Ergebenheit ihr Gemüt ansprechen: das herzliche Vertrauen, das er ihr entgegenbrachte, konnte sie doch nicht einfach zurückstoßen! Es reizte sie eher, ihn

zu bemuttern; und dessen war er offenbar auch sehr bedürftig. So kam sie nicht dazu, ihn mit sicherem, entschiedenem Ernst abzuweisen. Aber in seiner kindlichen Art konnte er sie jeden Augenblick vor der Gesellschaft kompromittieren, die gerade dann, wenn sie das Spiel der Galanterie liebt, über die Ausbrüche der Leidenschaft, die das Spiel verderben, sehr hart urteilen kann und den Ernst der Leidenschaft überhaupt lächerlich findet. Außerdem mochte sie bald die Furcht beschleichen, daß sie Goethes leidenschaftlichem Sehnen gegenüber nicht die erwünschte innere Freiheit werde behaupten können, in der sie seine Werbungen zugleich sich gefallen und an sich abgleiten lassen könnte; daß also ihre Sympathie mit dem ungestümen Verehrer selbst zu einer übermächtigen Leidenschaft werden möchte. Das war aber für sie als Gattin und Mutter eine sehr bedenkliche Aussicht. Und wenn sie nun selbst sich in einer unfreien Leidenschaft gefangen hätte, so drohte die Sorge, daß Goethes Feuer einmal abgebrannt sein könnte, daß sie also lieben müßte, ohne ferner so geliebt zu werden, wie sie dann liebte. So wenig zuverlässige Kunde sie auch von Goethes bisherigem Liebesleben haben mochte, so war doch seine Beständigkeit gegründetem Zweifel ausgesetzt. Daß seine Leidenschaft für sie so rasch aufgelodert war, konnte so wie so kein Vertrauen in ihre Dauer erwecken. Zudem konnte er ja schon jetzt, da er sie der völligsten Ergebenheit versicherte, sich nicht nur mit mancherlei Miseleien zerstreuen, sondern auch der Herzogin Luise eine Verehrung widmen, die von der gleichen Art schien, wie die Liebe zu ihr. Er hätte sich dem Engel zu Füßen werfen mögen, berichtete er arglos an Charlotte. Diese war also schon jetzt seiner nicht sicher: wie konnte sie ihre Zukunft auf seine Liebe bauen?

In solchen widerstreitenden Stimmungen scheint sie ihm den sehr verständigen Gedanken suggeriert zu haben, daß er seine Liebe einer Frau zuwenden sollte, die er auch

besitzen könnte. Aber deshalb brauchte sie ihm, sollte er ihr doch nicht verloren sein: sie konnte ihm dann als Schwester unbefangen und in reichstem Maße gewähren, was sie ihm als Gattin eines andern überhaupt mit gutem Gewissen sein durfte. Ob das ihr ernster Wunsch war: wer sollte darüber entscheiden? Immerhin läßt sich, ohne ihr zu nahe zu treten, vermuten, daß es auch ihr eine empfindliche Enttäuschung gebracht hätte, wenn der bisherige Liebhaber als Gatte einer andern ihr nur noch brüderliche Liebe gezeigt hätte. Aber diese Probe wurde ihr jetzt erspart, da Goethe die Leidenschaft eben nicht willkürlich von ihr auf eine andere Frau übertragen konnte.

Wie dieser Gedanke Charlottens auf ihn wirkte, läßt sich aus einem Gedicht erkennen, das er den 14. April 1776 an sie richtete.*) Goethe erlaubt sich darin, auch Charlotten „Liebe" zuzuschreiben. Und nun empfinden es die Liebenden als eine Qual, daß sie sich dem Zuge des Herzens nicht rein gefühlsmäßig hingeben dürfen, sondern sich ihres wirklichen Verhältnisses bewußt werden müssen. Goethe verdeutlicht sich dieses, indem er es in abgelebte Zeiten zurückprojiziert, worin es frei von dem Druck der gegenwärtigen Lage sich in seiner eigentümlichen Art entfalten durfte. Da war Charlotte seine Schwester oder seine Frau. Doch, wenn er sich ihr Füreinandersein ausdenkt, so nimmt es einen ausgesprochen erotischen Charakter an. Goethe kann sich also ein wirklich und bloß geschwisterliches Verhältnis zwischen ihnen gar nicht denken. Daß sie sich aber nicht als Liebende ganz angehören können, das ist ihm doch nur eine zufällige Ungunst des Schicksals; über ihr wahres, inneres Verhältnis hat dieses keine Macht.

Bei diesem Sachverhalt ist es nicht zu verwundern, daß es Goethe in Charlottens Nähe wohl und wehe ist. Da sich auch die Welt mit ihnen beschäftigt, so sucht Char-

*) „Warum gabst du uns die tiefen Blicke . . ."

lotte ihn möglichst von sich fern zu halten. Er kann es aber nicht zufrieden sein, daß sie ihn so zum Heiligen machen will. Ihm genügt es nicht, daß er sie aus der Ferne lieben darf, daß sie aus der Ferne ihn liebt — wenn sie ihn anders wirklich liebt: denn der Wert ihrer Liebe für ihn hängt an ihrer wirksamen Gegenwart. „Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, hindert alles, kräftigt alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist." Wieviel sich Goethe darunter denkt, mit ihr zu leben, ist natürlich schwer zu sagen. Aber er konnte der entscheidenden Frage nicht aus dem Wege gehen; und so rühmt er auch als Wirkung eines zugleich erquickenden und bedrückenden Zusammenseins, daß ihm „ein Verhältnis, über das man so gerne wegschlüpft, über das man sich so gerne verblendet," viel klarer und tiefer zum Bewußtsein gekommen sei: Charlottens Ehe. Er läßt sich also immer wieder recht sein, was sie tut; denn er muß ja wohl, aus äußeren und inneren Gründen. Nur ist freilich ihre eigene Haltung nicht sicher, weil ihr die Liebe Goethes eine Befriedigung gewährte, die ihr in der Ehe versagt blieb. So kündigt sie ihm nach mehrwöchentlicher Abwesenheit in Pyrmont ihren Besuch an; sie gönnt ihm den Genuß, daß einen ganzen Tag sein Auge nicht aus dem ihrigen kommt; und sie richtet dadurch alles wieder zugrunde, was er getan hat, von ihr loszukommen. Ganz können sie sich freilich auch in diesen gefährlichen Stunden nicht vergessen; und so fühlt Goethe eben unter ihrer Nachwirkung, wie heilig sonderbar ihr Verhältnis ist: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden; Menschen können es nicht sehen. Aber mit dieser religiösen Wendung war die moralische Schwierigkeit nicht gehoben. Frau von Stein mußte sie deutlicher und lebhafter ins Bewußtsein treten. Sie klagt und betet:

„Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen,
Vernicht es, Himmel, du, wenn mich's je könnt anklagen."

Doch ist auch Goethe von Skrupeln nicht ganz frei:

Ach, wenn du da bist,
Fühl ich, ich soll dich nicht lieben;
Ach, wenn du fern bist,
Fühl ich, ich lieb dich so sehr.

Die entgegengesetzte Tendenz der Liebenden, daß Goethe Charlotten immer näher kommen, diese ihn lieber ferne halten möchte, wirkt in den nächsten Jahren fortdauernd nach. Zugleich aber verschiebt sich ihr Verhältnis; im einzelnen fast unmerklich, aber doch unverkennbar, wenn wir größere Zeiträume überblicken. Während Goethe Charlotten, oft gegen den Augenschein, zugesteht, daß sie sich immer gleich sei, immer dieselbe Liebe und Güte, muß er viel über ihren Unglauben gegen ihn klagen. Sie wirft ihm vor, daß er ab- und zunehme in der Liebe. Aber das läßt er nicht gelten: auch er sei sich gleich, wie der Mond in seinen Veränderungen; und überhaupt sei sein Herz nicht so unzuverlässig, wie sie denke. Das war auch gegen den Augenschein; darum versichert er, daß seine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Miseleien sich nur so an dem Faden der Liebe zu ihr anhängen. An der Wirtschaft mit den übrigen Frauen spürt er, daß er sie doch ganz allein lieb hat*). Ja, er könnte sich anmaßen, daß seine Liebe

*) Wie tief ihm diese „übrigen kleinen Leidenschaften" gegangen sind, ist natürlich nicht mehr zu entscheiden. Ich wage auch kein Urteil darüber, ob die Leidenschaft für Corona Schröter sich wirklich immer nur so an den Faden der Liebe zu Frau von Stein angehängt hat. Doch mag ich nicht denken, daß Goethe Charlottens Eifersucht mit halbwahren, verschleiernden Redensarten beschwichtigt habe. Und mir scheint auch die Psychologie am besten dabei zu fahren, daß man ihm aufs Wort glaubt, was er sagt. Danach verdiente bloß sein Gefühl für Charlotte den Namen „Liebe".

wahrer sei als die ihrige; denn ihre Liebe wächst mit dem Absein, er hat sie als gegenwärtig lieber. Sodann aber gewinnt ihr Verhältnis sichtlich an Gehalt. Während früher der Hauptinhalt seiner Briefe eben seine Liebe ist und Reflexionen über andere Erlebnisse die Ausnahme bilden, treten diese vom Sommer 1777 an so stark in den Vordergrund, daß sie oft durchaus überwiegen. So sind insbesondere die Berichte über einige größere Reisen (in den Harz Dezember 1777; nach Berlin Mai 1778; in die Schweiz September 1779 bis Januar 1780) merkwürdig objektiv gehalten. Zum Teil hat das seinen Grund darin, daß Goethe schon beginnt, sich der Gesellschaft von Weimar zu entfremden; sein Vertrauen konzentriert sich also mehr und mehr auf Frau von Stein, und er hat auch mehr Veranlassung, es zu benützen. Daß er aber weniger von seiner Liebe zu sprechen brauchte, hat gewiß auch den inneren Grund, daß das Verhältnis sich beruhigt und befestigt hat. Vom Februar 1778 an schickt sie häufiger ihren damals 6jährigen Fritz zu Goethe, der sich in der Folge des Knaben wie eines eigenen Kindes annimmt. Und während er zuvor sich oft gegen ihren Willen eines Andenkens bemächtigte, das ihm ihre Gegenwart wie ein Talisman ersetzen sollte, schenkte sie ihm im Jahre 1779 aus eigenem Antrieb solche Liebeszeichen. Andererseits bemerkt Goethe, daß ihm das Wiedersehen mit Friederike und Lili die angenehmste Empfindung erregt habe, da er nun die Schicksale der Menschen zu überschauen vermöge, „ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft". Auch seine Liebe zu Charlotte empfindet er also nicht mehr als eine beschränkte Leidenschaft. In der Tat läßt er sich den Genuß seiner Reise durch kein weichliches Heimweh beeinträchtigen.

Im Sommer 1780 muß eine erneute, heftige Krise dazu dienen, daß sie sich des Fortschritts in ihrer Liebe bewußt werden und ihn durch Erklärungen besiegeln. Indem Goethe in Weimar mehr und mehr vereinsamt, wird ihm

Charlottens Liebe immer unentbehrlicher. „Hätte ich Sie nicht, ich würde zu Stein." „Eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist mir zur Gewohnheit worden. Seit Sie weg sind, habe ich kein Wort gesagt, was mir aus dem Innersten gegangen wäre." Ja, er muß bitten: „Verlieren Sie den Glauben nicht, daß ich Sie liebe, sonst muß ich einen großen Bankrott machen." In dreifachem Feuer möchte er geläutert werden, um ihrer Liebe wert zu sein; andererseits kann er mit hohem Selbstgefühl versichern: „es kann sie ein bessrer nicht besser lieben." Er hat fast aller Miselei entsagt; es will ihm auch gar nicht schmecken — und so tauschen sie sogar die Rolle, indem er es von Charlotte nicht ganz hübsch findet, daß sie sich vom Herrn Vetter den Hof machen läßt. Da vernehmen wir plötzlich, daß Charlotte in schwerer Verstimmung Goethe Vorwürfe macht, die ihn tief schmerzen. Die Veranlassung können wir nur vermuten. Da Goethe in der Auseinandersetzung erklärt, Linchen solle keine Verse mehr von ihm kriegen, noch mehr Freundlichkeit, als die allgemeine Höflichkeit erlaube, so muß Charlotte wohl darüber empfindlich geworden sein, daß Goethe dem Weimarer Klatsch Veranlassung gab, ihm eine Leidenschaft für Karoline von Ilten, des Prinzen Konstantin unglückliche Flamme, anzudichten. Aber diesmal bittet er doch nicht bloß um Verzeihung für seinen Mangel an Vorsicht, sondern wagt es auch, Charlotten ins Gewissen zu reden: „Ich werde mich nicht zufrieden geben (schreibt er), bis Sie mir eine wörtliche Rechnung des Vergangenen [Vorgegangenen?] vorgelegt haben und für die Zukunft einen so schwesterlichen Sinn zu überreden bemühen, der auch von so etwas gar nicht getroffen werden kann. Ich müßte Sie sonst in den Momenten meiden, wo ich Sie am nötigsten habe." „Ich denke, der Baum unserer Verwandt- und Freundschaft ist lange genug gepflanzt und fest genug gewurzelt, daß er von den Unbilden der Jahreszeit und der Witterung nichts mehr zu besorgen hat." Es kam zu einer

offenen Aussprache, die ihm freilich „einen bösen Vorhang herunterwarf", die aber doch ein so befriedigendes Resultat hatte, daß Goethe den Zwischenfall mit den Worten beschließen konnte: „Ihrer Liebe wieder ganz gewiß, ist mir ganz anders; es muß mit uns wie mit dem Rheinwein alle Jahre besser werden."

Aber noch war das Verhältnis nicht in einen Zustand des stabilen Gleichgewichts eingetreten; denn es fehlte ihm noch die volle Gegenseitigkeit. Goethe hatte zugestanden, daß ihm die Liebe Charlottens zur Notdurft geworden sei; Charlotte hatte ihr Herz bis jetzt noch weislich geschont und ihm das entsprechende Geständnis nicht gemacht. Das scheint Goethe immer empfindlicher geworden zu sein; im Frühjahr 1781 ist er entschlossen, Charlotten ein Geständnis der Liebe abzuringen, das einer völligen Hingabe gleichkäme. Bei der entscheidenden Wendung, die dadurch herbeigeführt wurde, müssen wir länger verweilen; denn an ihrem Verständnis entscheidet sich auch die ganze Auffassung dieser merkwürdigen Liebesgeschichte.

Goethe ging mit Karl August auf einige Tage nach Neuenheiligen zu dessen Freundin, der Gräfin Werthern. Charlotte hatte ihn freundlich verabschiedet und ihm als Talisman ein Band mitgegeben. Auf dem langen Wege dachte Goethe ihrer Geschichte nach und fand sie sonderbar genug. „Ich habe mein Herz einem Raubschloß verglichen (schreibt er ihr, das liebe Band um die Hand gebunden), das Sie nun in Besitz genommen haben; das Gesindel ist daraus vertrieben, nun halten Sie es auch der Wache wert; nur durch Eifersucht auf den Besitz erhält man die Besitztümer. Machen Sie's gut mit mir und schaffen Sie gottselig den Grimmenstein in Friedenstein um. Sie haben es weder durch Gewalt noch List; mit dem freiwillig sich übergebenden muß man aufs edelste handeln und sein Zutrauen belohnen. Setzen Sie ihr gutes Werk fort und lassen Sie mich jedes Band der Liebe, Freundschaft und Gewohnheit

täglich fester an Sie binden. Wir sind in der Tat unzertrennlich; lassen Sie es uns auch immer glauben und immer sagen." Er läßt es an dem letzteren nicht fehlen, dagegen offenbar sie; denn er schreibt: „Ich sehne mich nach Ihren lieben Augen, die mir gegenwärtiger sind als irgend etwas Sicht- oder Unsichtbares. Noch nie habe ich Sie so lieb gehabt, und noch nie bin ich so nah gewesen, Ihrer Liebe wert zu sein." Seine schöne Wirtin erinnert ihn durch ihr ganzes Wesen an die Geliebte: sie ist liebenswürdig, einfach, klug, gut, verständig, artig u. s. f., sie hat in der Kunst des Lebens, was in jeder Kunst das Genie ist; es ist in ihr eine Richtigkeit der Beurteilung, ein unzerstörliches Leben und eine Güte, die ihn täglich voll Bewunderung und Freude macht. Dem Herzog ist sie sehr nützlich; aber sie liebt ihn schöner als er sie. „In diesem Spiegel hab ich mich beschaut und erkannt, daß auch Sie mich schöner lieben als wir gewöhnlich können. Doch ich geb es nicht auf; ich fühle mich zum Streit aufgefordert, und ich bitte die Grazien, daß sie meiner Leidenschaft die innere Güte geben und erhalten mögen, aus der allein die Schönheit entspringt." Durch diese Erwägungen steigert sich Goethe in eine richtige Ekstase hinein: „Meine Seele ist fest an die deine angewachsen; ich mag keine Worte machen; du weißt, daß ich von dir unzertrennlich bin und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte: wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte." Aber er kann noch nicht von ihr loskommen; und so benützt er den Rest des Blattes, auf das er schreibt, noch zu einer Mitteilung über seine „Reiseandacht" und wiederholt dabei mit den dringendsten Worten den Wunsch, der ihm die ganze Seele erfüllt: „Die Juden haben Schnüre, mit

denen sie die Arme beim Gebet umwickeln; so wickle ich dein holdes Band um den Arm, wenn ich an dich mein Gebet richte und deiner Güte, Weisheit, Mäßigung und Geduld teilhaft zu werden wünsche. Ich bitte dich fußfällig, vollende dein Werk, mache mich recht gut! Du kannst's, nicht nur, wenn du mich liebst, sondern deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn du glaubst, daß ich dich liebe."

Was hat ihm Charlotte darauf geantwortet? Was hat ihm das Wiedersehen mit der Geliebten gebracht? Wir haben keinen Bericht darüber, aber doch einen deutlichen Nachklang der formellen Verständigung über gegenseitige gleichartige Liebe, die nun eingetreten sein muß. Ein halbes Jahr nachher ruft Goethe der Geliebten zu:

Den einzigen, Lotte, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht;
Auch ist er einzig dein . . . .

Sie hat ihm also zugestanden, er sei der einzige, den sie lieben könne; er gesteht ihr zu, daß sie ihn mit Recht auch ganz für sich fordern dürfe: diese eingestandene Gegenseitigkeit und beiderseitige Ausschließlichkeit des Verhältnisses ist das Neue, das nun eintritt. Und das ist aber auch das Ganze, das Goethe erreichen *wollte* und *konnte*. Andere meinen, daß die Liebenden um diese Zeit im Überschwang des Empfindens auch die äußere Zurückhaltung aufgegeben haben, die ihnen durch Charlottens Ehe auferlegt war: daß also ihr Liebesbund jetzt zu einem ehebrecherischen Verhältnis geworden sei. Da wir hierüber weder durch ein direktes Geständnis noch durch eine direkte Rechtfertigung der Beteiligten sichere Kunde haben, ist und bleibt es Sache des Geschmacks, wie man ihr ferneres Verhältnis auffassen will. Doch kann man auch für ein Geschmacksurteil seine Gründe haben, durch die man wenigstens selbst von dessen Richtigkeit überzeugt wird. Für meine Auffassung, daß es nur zu einer Liebes*erklärung* Charlottens gekommen sei, die eine völlige Hingabe *bedeutete*, spricht mir folgendes.

Der ganze Zusammenhang der Entwicklung, wie wir ihn nun verfolgt, schließt den Gedanken aus, daß Goethe von Charlotten mehr gewünscht und erwartet habe, als ein rückhaltloses Geständnis der Liebe. Wer hinter seine Worte als Triebfeder ein sinnliches Begehren stellte, das er sich selbst ein- und zugestanden hätte, der verwandelte einen Schwärmer in einen Verführer, der rücksichtslos mit den allergemeinsten und verächtlichsten Mitteln arbeitet. Freilich bewegt sich Goethe auf einem höchst gefährlichen Boden. Seine mystische Verzücktheit ist von grober Sinnlichkeit durch einen unendlichen Abstand geschieden: aber auf diesem Gebiete gilt, wenn irgendwo, daß die Extreme sich unmittelbar berühren. Goethe könnte also weiter getrieben worden sein, als er selbst wollte; und das wäre sogar weniger zu verwundern, als daß er wirklich *auf* der Grenze, die er erreicht, stehen blieb.

Aber wir können doch aus der vorausgehenden und nachfolgenden Entwicklung wahrscheinlich machen, daß er sich dessen klar bewußt war und blieb, was er wollen konnte und nicht wollen konnte. Zwar nahm man es in Weimar sehr leicht damit, daß A mit der B verheiratet war und die C liebte und vice versa. Doch hatte gerade Goethe die Gefahr dieser Doppelverhältnisse erkannt. Wenn er durch des Herzogs Passion für eine schöne Freundin dessen Ehe bedroht glaubte, suchte er, wie wir sahen, sofort eine radikale Erklärung herbeizuführen. Und eben das Verhältnis des Herzogs zur Gräfin Werthern benützte er ja als Spiegel für sich und erkannte darin, daß auch er von Charlotten schöner geliebt werde, als „wir" gewöhnlich können. Er hatte also die Augen offen. Wenn wir in ihm nicht einen richtigen Heuchler sehen wollen, müssen wir auch annehmen, daß er in der Geliebten die Gattin eines andern nie verkannt hat. Denn als im Jahre 1783 „schändliche Nachrichten" von den „garstigen Liebesaffairen" des Prinzen Konstantin einliefen, berichtet er Charlotten

darüber mit einer Unbefangenheit, die mehr als seltsam wäre, wenn er mit dieser ein Liebesverhältnis gleicher Art gehabt hätte. Unmittelbar, nachdem er bemerkt, daß die Verworrenheit des Prinzen mit Geduld gelöst werden müsse, sagt er der Geliebten: „wenn es dich freut, jemand ganz zu besitzen, so darfst du dich recht freuen." Die Art, wie sie sich ganz gehören, darf sie also auch angesichts dieser garstigen Liebesgeschichten freuen.

Ferner darf doch nicht völlig übersehen werden, daß Goethe sozusagen auch der Freund des Herrn von Stein war. Nun bereitete es diesem offenbar keinen Kummer, daß Goethe das Herz seiner Frau mehr und mehr beschäftigte und an sich fesselte; ob er es ebenso gleichmütig ertragen hätte, daß seine Frau im Ehebruch mit dem gemeinsamen Freund lebte, ist sehr zu bezweifeln. Und wenn nun Goethe durch die Geliebte deren Gatten grüßen läßt; wenn er der Geliebten berichtet, daß Stein gar gut gegen ihn sei, daß es ihm recht natürlich werde, Stein gefällig zu sein und ihm leben zu helfen: so ist das schön oder widerlich, je nachdem wir uns Goethes Verhältnis zu Charlotten denken. Das ist nun freilich wieder ein Geschmacksurteil, aber wir glauben, daß unser Urteil auch nach Goethes damaligem Geschmack ist. Er hat gerade um jene Zeit mit größtem Nachdruck von sich gesagt, daß er das Unreine fliehe, daß er die Idee der Reinheit ausdehnen möchte bis auf den Bissen, den er in den Mund steckt: da wird er sich doch schwerlich zugleich auf ein Verhältnis zu Charlottens Gatten eingelassen haben, das er selbst nicht hätte als sauber bezeichnen können. Daß Goethe und Charlotte sich liebten, war für Stein und ganz Weimar ein offenes Geheimnis. Daß sie miteinander im Ehebruch gelebt hätten, durfte auch damals in Weimar nicht offenes Geheimnis werden, konnte also auch von Stein nicht ignoriert werden; und wenn Goethe mit diesem Geheimnis im Hintergrund ihm hätte helfen wollen zu leben, so

entspräche das keinem überhaupt möglichen Begriff von Reinheit.

Endlich ist aber die weitere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Goethe und Charlotte nur verständlich unter der Voraussetzung seines fortdauernd „platonischen" Charakters; und es ist unter dieser Voraussetzung auch wirklich zu verstehen, wenn wir nur richtig bedenken und würdigen, daß Charlotte von Goethe zu einem Geständnis der Liebe gedrängt wurde, das für ihr Bewußtsein und Empfinden einer völligen Hingabe gleichkam.

Eine geraume Zeit erfreuen sich nun die Liebenden eines fast ungetrübten Glückes. Ein idealischer Wunsch, wie er geliebt sein möchte, ist Goethe in unverlierbarer Weise erfüllt, nachdem er dessen Erfüllung so lange immer im Traume des Wahns vergebens gesucht hatte. Es ist ihm in Charlottens Liebe, als wenn er nicht mehr in Zelten und Hütten wohnte; als wenn er ein wohlgegründetes Haus zum Geschenk erhalten hätte, darinnen zu leben und zu sterben und alle seine Besitztümer drinnen zu bewahren — für sie natürlich, durch die er im Leben erst heimisch geworden ist. Selbst wenn er einen guten Namen nach außen schätzt, ist es um ihretwillen: daß er ihr keine Schande mache. Auch alles, was Charlotte erlebt, für sich selbst und als Hausfrau und Mutter, ist zugleich seine Sache. „Wir sind wohl verheiratet," kann er sagen, „das heißt: durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht." So besitzen sie mit und in einander Schätze, daß sie Könige auskaufen könnten. Er kann's nicht sagen, darf's nicht begreifen, was ihre Liebe für ein Umkehrens in seinem Innersten wirkt. Denn durch sie hat er einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch ihre Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. So lernt er durch sie ein neues Betragen gegen die Menschen, mit dem er sich auf dem besten, auf dem einzig richtigen Weg

zu befinden glaubt. Daß ihm das Verhältnis zu den Menschen leichter wird, hat freilich auch den Grund, daß er an sie Gemütsansprüche nicht mehr stellt, die ihm eben nur die Geliebte befriedigen kann. Auch wenn er mit vernünftigen Menschen redet, fehlen gar viele Mitteltöne, die bei ihr alle anschlagen. Darum ist es natürlich nicht zu verwundern, daß er am liebsten allein ist, wenn er sie entbehren muß. Andererseits glaubt er gerade jetzt sich befähigt, Welt und Leben mit Nutzen zu studieren; so kommt ihm auch der Wunsch, einmal durch fremde Luft zu gehen — nur kann er sich von ihr nicht getrennt denken. Auf den Reisen, die er machen muß, kämpft die Lust zu beobachten mit der Sehnsucht nach der Geliebten; bei allem, was ihn interessiert, freut ihn das zumeist, daß er ihr davon erzählen kann.

Wenn wir Goethe immer beim Wort nehmen dürfen, so war das Verhältnis der Liebenden für die Welt unter dem Monde eigentlich zu schön. Man möchte ihnen wünschen, daß ein plötzlicher Tod sie zusammen hätte wegraffen mögen — wenn eben das Leben darin gipfelte, das Glück einer solchen Vereinigung zu genießen. Vielleicht hat Goethe selbst eine ähnliche Empfindung gehabt. Als seine Liebe in der herrlichsten Blüte stand, veranlaßt ihn der Tod Cooks zu der Bemerkung, es sei schön, daß er so umgekommen sei: „Ein Mensch, der vergöttert wird, kann nicht länger leben, und soll nicht, um seinet- und anderer willen.“ Kamen ihm dabei nicht die „Gebete“ in den Sinn, die er an die Geliebte gerichtet hatte? noch richtete? Doch sie, die er vergötterte, durfte nicht sterben; es war ihr das härtere Schicksal beschieden, daß sie Stufe um Stufe ihre Entgötterung erleben mußte.

Aber dürfen wir Goethe überhaupt streng beim Wort nehmen, wenn er, rühmend und klagend, seiner Liebe diese unendliche Bedeutung zuschreibt? Eine bedenkliche Frage, deren Sinn wir, um weder die Wahrheit noch die Billig-

keit zu gefährden, erst genauer bestimmen müssen. Derartige Gefühlsergüsse sind freilich nur dann streng wahr, wenn sie ohne bewußte Absicht, ohne den Gedanken an eine Wirkung, die sie erreichen wollten, aus dem Herzen hervorstürzen; wenn darin einfach der Mund des übergeht, wes das Herz voll ist. Dann sind sie so wahr, als der Mensch überhaupt sein kann: d. h. der unmittelbare Ausdruck seines derzeitigen Gemütszustandes. Was Goethe in den Krisen seiner Liebesgeschichte aus seiner Liebe heraus über seine Liebe gesagt hat, und namentlich auf dem Kulminationspunkte, den sie im Frühjahr 1781 durchlaufen, trägt den Stempel einer Unmittelbarkeit, die uns an der völligen subjektiven Wahrhaftigkeit auch der exaltiertesten Äußerungen nicht zweifeln läßt. Aber jeder Flut der Leidenschaft folgt ihre Ebbe („Gott hat sie so gemacht,“ sagt der Dichter); und wenn nun der Liebende zur Zeit der Ebbe sich über seine Liebe aussprechen soll, weil eben der Gegenpart darauf wartet, so glaubt er aus der Erinnerung an die früher so oft durchlebten Hochgefühle heraus sagen zu dürfen, was einmal Inspiration des Moments war, jetzt aber sich nicht mit ursprünglicher Gewalt und Frische von selbst einstellen will. Er sagt dann nicht, was er muß (augenblicklich steht er überhaupt nicht unter dem Zwang der Expektoration), doch was er kann. Das scheint ihm unbedenklich, da er ja nie bloß eine momentane, da er immer im Moment zugleich seine allgemeine Empfindung für den Gegenstand seiner Liebe zum Ausdruck bringen will. Er glaubt sich also, was er sagt; und wenn er Dichter ist, kann er auch sich selbst und seinem Partner den Schein unmittelbarer Erregung suggerieren, ohne den Trug selbst zu merken. Denn das ist eben die Stärke und die Schwäche des Dichters, daß die bloße Erregung der Phantasie für ihn selbst mit der wirklichen Erregung des Gemüts ununterscheidbar zusammenfließt. Je stärker aber der Liebende unter dem Druck der

Erwartung steht, daß er gesteigerte Liebesgefühle äußere, und je schwächer er gegen diesen Wunsch des Gegenparts ist, desto leichter erliegt er der Versuchung, die momentane Ermattung des Gefühls aus der Erinnerung zu ersetzen und der Erinnerung durch Autosuggestion den Schein der gegenwärtigen Erregung zu geben. In nichtsittlichen Liebesverhältnissen steigert sich diese Gefahr ins Unendliche. Denn die Liebenden, die nicht auf dem Boden der Sitte stehen, können ihres Rechts nur durch ein hochgesteigertes Bewußtsein der Realität ihres Füreinanderseins gewiß werden. Die natürlichen Schwankungen des Gefühls werden sich also sehr bemerkbar machen und umso empfindlicher, da ihnen zugleich die Möglichkeit benommen ist, sich in einem stetigen, natürlichen Verkehr auszugleichen. Die Unglücklichen können sich nie einfach gehen lassen; und so nötigen sie sich schließlich gegenseitig eine Rolle auf. So gehen denn auch an dieser Gefahr die nichtsittlichen Liebesverhältnisse (die der Natur der Sache nach in der Regel die gehaltvolleren sind) gerne zu Grunde. Über Goethes Liebe zu Frau von Stein schwebt sie von Anfang an, und manche scheinbar unbedeutenden Äußerungen künden doch wie ein fernes Wetterleuchten an, daß etwas Böses in der Luft liegt. Es ist so natürlich, daß Goethe die Liebe der Geliebten *sehen* will; und es ist nicht minder natürlich (für Goethe wenigstens), aber auch ebenso unvorsichtig, daß er seinen Wunsch der Geliebten in der direkten Bitte kund tut, ihn ihre Liebe sehen zu lassen. Nicht bloß lieben soll ihn Charlotte, sondern ihm ihre Liebe auch zeigen (30. Mai 1779). „Liebe mich und zeige mir's" (4. August 1783). „Liebe mich und sage es mir" (7. Dezember 1783). „Ich bitte dich, liebe mich nicht nur, sondern werde auch nicht müde, es mich fühlen zu lassen" (Mitte September 1785). So Goethe. Frau von Stein aber, der es anfangs peinlich war, wie ungeniert Goethe seine Liebe zeigte, hat gewiß denselben Wunsch oft genug ausgesprochen, nachdem sie

selbst zugestanden, daß Goethe der einzige sei, den sie lieben könne. Oder: hat sie ihr Verlangen nach Liebes*äußerungen* Goethes vielleicht nicht so offen kundgetan, so hat sie es ihn doch deutlich genug fühlen lassen; denn der Unermüdlichkeit, mit der Goethe das Thema seiner Liebe variiert, entspricht ganz gewiß eine Unersättlichkeit ihrerseits, in immer neuer Form und mit immer gesteigertem Ausdruck zu hören, daß und wie und warum er sie liebe und lieben müsse und immer lieben werde u. s. f. In dieser Beziehung blieben die beiden Liebenden immer sehr, sehr jung und behielten auch darin den schlechten Geschmack der Jugend, daß sie die willkürlichen Zeichen der Liebe höher schätzten als die unwillkürlichen, daß also jedes die Liebe des andern lieber sehen als erraten wollte. Wie sehr sie sich aber dadurch gegenseitig die Natürlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks der Liebe erschwerten, das haben sie wohl erst bemerkt, als es zu spät war.

Wir stoßen denn auch bald genug auf Anzeichen, daß der Boden unter dem angeblich jetzt so fest gegründeten Haus ihrer Liebe zu schwanken beginnt. Der Merkwürdigkeit wegen sei ein Traum Goethes erwähnt, den er (man kann sich fast darüber wundern) Charlotten erzählen zu sollen glaubt. „Daß mein Geist dich nicht verlassen hat, kannst du wohl denken; ich habe die ganze Nacht von dir geträumt. Unter anderem hattest du mich an ein artiges Misel verheiratet und wolltest, es sollte mir wohl gehen. Nachher war ich auf einmal, ohne zu wissen wie, wieder von ihr geschieden." Ob Goethe davon nicht auch manchmal wach geträumt hat?

Sodann zeigt sich, daß der Unglaube in Charlotten nicht gestorben, sondern nur zurückgedrängt ist. Goethe muß den Verdacht abwehren, daß die Entfernung seine Sehnsucht mindern könnte. Sehr bedenklich ist die zarte Vorsicht, mit der Goethe der Möglichkeit vorbeugt, daß Charlotte eifersüchtig werde. In dem Gedicht „Auf Mie-

dings Tod“ widmet er auch Corona Schröter zwölf Verse; er kündigt sie Charlotten mit der Bemerkung an, daß sie sie hoffentlich schön finden und in allem Sinn damit zufrieden sein werde. Über ein Zusammentreffen mit der schönen Marchesa von Branconi berichtet er mit den Worten: „sie wußte nicht, woran sie mit mir war, und gern hätte ich ihr gesagt: ich liebe, ich werde geliebt, und habe auch nicht einmal Freundschaft zu vergeben übrig.“ In Eisenach ist er bei einer befreundeten Familie zu Tisch und ganz vergnügt. Das meldet er mit dem Zusatz: „Du kannst meine treue Seele auch daran erkennen, daß ich auch meiner hiesigen Inklination treu bin. Da Viktorchen nicht kokett ist und doch artig, unterhaltend und nicht zärtlich, so erlaubst du mir ja wohl, daß ich ihr freundlich bin.“

Charlotte fühlte sich also nicht sicher; und Goethe, so oft er das Gegenteil versichert, auch nicht so recht. „Dem Himmel sei Dank (schreibt er einmal), daß diese Empfindung [in dir] vorübergehend und deine Liebe bleibend ist.“ Es ängstigen ihn Vorstellungen, die aus seiner Liebe aufsteigen, Gespenster, die ihm furchtbar sind, und die nur sie zerstreuen kann. Eine rasch vorübergehende, aber schwere Krise lassen uns einige Billette vom 19.—25. Juli 1782 ahnen. Er findet Charlotte in einem seltsamen Zustand, unbegreiflich verschlossen. Auf seine Frage erwidert sie ihm, daß es ihr nicht mehr wohl mit ihm werden könne. Goethe ist ganz betäubt davon; „es war wie der Tod; man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas.“ Die Sache klärt sich als ein Mißverständnis auf. Aber wenn Goethe daran zurück denkt, so grauſt's ihm wieder, und er kann nicht eher ruhig werden, als bis er für die Zukunft sicher ist.

Im Jahre 1784 wird Goethes Stimmung so schwül, so unheimlich, daß es eine Qual ist, sie nur nachzuempfinden. Auch was er zum Preise seiner Liebe sagt, wird ihm, ohne daß er es weiß oder will, zur Anklage gegen sie. Die

Veränderung kündigt sich mit einer tückischen Freundlichkeit an: „Es dringt etwas ganz Neues durch mein Wesen und eine angenehme Unruhe zieht mich zu dir“ (29. April). Aber diese angenehme Unruhe flößt ihm wenige Tage nachher die befremdlichen Worte ein: „Recht feierlich, liebe Lotte, möcht' ich dich bitten, vermehre nicht durch dein süßes Betragen täglich die Liebe zu dir. Ach, meine Beste, warum muß ich dir das sagen! Du weißt doch wohl, wie voll Danks mein Herz für dich ist.“ Eine sehr zweideutige Illustration der Größe seiner Liebe ist es, wenn er den 17. Juni bekennt: „Ich kann mir nun nicht helfen, daß ich dich lieber habe, als mir gut ist.“ Den 24. Juni erfaßt ihn ein so unüberwindliches Bedürfnis, sie zu sehen, daß ihm für seinen Kopf bange wird: „Ich weiß nicht (fährt er fort), was aus mir werden soll. Gute Nacht. Wie sehr fühle ich die Glückseligkeit des Schlafs.“ Charlotte steigert trotzdem durch ein neues Zeichen ihrer Liebe seine Sehnsucht; und trotzdem ist sein Dank dafür (wie natürlich!) über allen Ausdruck (27. Juni). Tags darauf gibt er ihr eine ergreifende Beschreibung seiner Liebe, die uns leider indirekt bestätigt, daß sie die Grundlagen seiner Existenz unterwühlt. „Ja, liebe Lotte, jetzt wird es mir erst deutlich, wie du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen. Alle meine Schwächen habe ich an dich angelehnt, meine weichen Seiten durch dich beschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam. Auf einer Seite bin ich gewaffnet und gestählt, auf der andern wie ein rohes Ei, weil ich da versäumt habe, mich zu harnischen, wo du mein Schild und Schirm bist. Wie freue ich mich, dir ganz anzugehören.“ Daraus folgt die Klage, die Goethe freilich nicht als solche ausspricht: „Tu m'as isolé dans le monde; je n'ai absolument rien à dire à qui que ce soit; je parle pour ne pas me taire, . . c'est tout“ (22. August). Süße Ausdrücke ihres Gefühls

beleben ihn wieder; denn seine Existenz droht nach und nach gänzlich zu vereisen (28. August). Aber er registriert auch mit unheimlicher Wahrheit (gewiß ohne zu wissen, wie viel er sagt) die zweideutige Wirkung dieser Wohltat: „mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie — une maladie qui m'est plus chère que la santé la plus parfaite et dont je ne veux pas guérir.“ Ob nicht dieses Gefühl auch der tiefere, Goethe selbst verborgene Grund davon ist, daß er mit niemand, auch nicht mit Fritz Jacobi, über Charlotte und das Glück seiner Liebe reden kann? so daß er sich des Verrats an der Freundschaft anklagen muß, weil er sogar einem solchen Freunde verbirgt, was der teuerste Inhalt seiner Seele, seines Lebens ist! Übrigens bringt die Rückkehr nach Weimar naturgemäß eine gewisse Ernüchterung: er ist unzufrieden mit sich und mit ihr, daß sie so raisonnable sind (20. September). Ist sie aber weniger „vernünftig“, so ist es doch auch nicht gut: „wenn eine Bitte bei dir stattfindet, so wecke den Amor nicht, wenn der unruhige Knabe ein Kissen gefunden hat und schlummert“ (22. November).

Es ist kaum zufällig, daß Goethe in dieser fatalen Stimmung beginnt, mit der Geliebten Spinoza zu lesen (19. November). In der folgenden Zeit (über die wir nur dürftig unterrichtet sind, da keine längere Abwesenheit die Veranlassung gab, daß Goethe ausführlichere Briefe geschrieben hätte) treten die Expektorationen der Leidenschaft hinter objektive Interessen zurück, in die Goethe die Geliebte hineinzieht. Auch das möchte nicht ohne Bedeutung sein, daß Herders gewissermaßen in den geistigen Haushalt der Liebenden mit aufgenommen werden, obgleich Charlottens Liebe natürlich ihr einzigartiger Wert gewahrt bleibt. Endlich aber brachte ihnen der Sommer 1785 ein Glück, das wohl die Zersetzung ihres Verhältnisses in einer Weise förderte, die sie beide nicht geahnt hatten. Sie durften miteinander fast einen Monat in Karlsbad zubringen. Auch

Herders waren dort und Knebel; man machte auch neue interessante Bekanntschaften. Wie sich der Verkehr der Liebenden dort gestaltete, wissen wir aus unmittelbaren Nachrichten nicht; und Goethe hat sich auch nachträglich darüber nicht besonders ausgesprochen. Dagegen meldet er gegen den Schluß seines Aufenthalts an Karl August, daß ihm die Notwendigkeit, unter Menschen zu sein, wohl getan habe. Noch nachdrücklicher bekennt er später Knebel, er sei dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig. Es ist wohl zu begreifen, daß ihm die heitere, geistreiche Geselligkeit, die er hier fand, in mehrfacher Hinsicht wohl tat: im Gegensatz zu den Geschäften, der „Hofnot“ und den Verdrießlichkeiten zu Weimar; im Gegensatz aber auch zu der schwülen Temperatur und nervösen Spannung seiner Liebe zu Charlotten. Da mochte ihm die Krankheit seiner Liebe in eine Beleuchtung treten, daß ihm wohl auch der Wunsch kam, von ihr geheilt zu werden. Und wenn er die Geliebte öfter in Gesellschaft sah, und in einer Gesellschaft, die ihn geistig beschäftigte und ansprach: so mußte auch der Glaube an ihre Einzigartigkeit ins Wanken kommen. Charlotte scheint das gefühlt zu haben. Den 3. September dankt ihr Goethe für ein „liebes Briefchen“ mit „gelinden Vorwürfen“ und beruhigt sie mit folgenden Worten: „Du süße! laß' dich nicht irre machen, denn ich bin doch dein. Alles befestigt mich nur mehr an dich.“ Und hier ist nun freilich zwar nicht an der Aufrichtigkeit von Goethes Meinung zu zweifeln, wohl aber an der Echtheit seiner Stimmung. Auch das Feuer der Liebeserklärungen, die in seinen Briefen aus der nächsten Zeit nicht so selten sind, vermag diesen Verdacht nicht mehr zu zerstreuen. „Liebe mich, du bestes aller weiblichen Wesen, das ich je kennen gelernt; behalte mich recht, recht einzig lieb und glaube, daß ich dein bin und dein bleiben will und muß.“ „Wüßtest du, liebste Seele, wie sehr du mir fehlst, . . . du würdest jede Stunde wünschen, zu mir herüberzufliegen und ein Leben mit mir zu teilen,

das mir ohne dich ganz und gar abgeschmackt und unerträglich wird" u. s. f. u. s. f. Was konnte Goethe der Geliebten Schöneres, Besseres sagen? Aber es ist nicht mehr die Sprache der frischen, selbstgewissen Leidenschaft. Der Paroxysmus ist im Fallen.

Wir brechen hier die Geschichte der Liebenden ab. Was in Goethe vorging, als nicht sowohl seine Liebe, aber deren frühere Art, sich zu äußern, mehr und mehr zur Rolle wurde, die er spielen sollte, haben wir später in einem andern, größern Zusammenhang zu erörtern.

7.

Als Goethe nach Weimar kam, schloß er sich mit großer Lebhaftigkeit an Wieland an, der seinerseits ganz bezaubert von ihm war. Die früheren Reibungen waren sofort vergessen, oder wirkten nur als Sporn, sich um so vertraulicher gegen einander zu zeigen. Die schnell geschlossene Freundschaft hat auch Bestand gehabt, aber sie hat nie tieferen Gehalt gewonnen. Wieland fügte sich in die fragelose Überlegenheit des jüngeren Rivalen mit so neidloser Willigkeit, daß ein Verhältnis der Wechselwirkung nicht eintreten konnte. Auch wenn der 16 Jahre ältere Biedermann unter der übermütigen Laune des jungen Freundes zu leiden hatte, maulte er wohl etwas, z. B. in Briefen an Merck, ließ sich aber in seiner guten Meinung von Goethe auf die Dauer nicht irre machen und vergab und vergaß, ohne es auf eine ernsthafte Auseinandersetzung ankommen zu lassen. Auch darin dürfen wir nicht eine Wirkung Wielands auf Goethe erkennen, daß dieser die dichterische Art des Freundes, als „Oberon" erschien, viel freundlicher würdigen konnte als z. B. Lavater. Das ist vielmehr nur Symptom einer Veränderung in Goethes ästhetischem Empfinden, die sich aus innern Gründen von selbst in ihm vollzog. Auch Knebel, mit dem Goethe eine un-

gestörte Freundschaft von stets wachsender Vertraulichkeit verband, war zu weich, als daß er einen bestimmenden Einfluß auf Goethe hätte ausüben können. Gerade weil es zu einer stärkeren Reibung zwischen beiden nicht kommen konnte, war das Verhältnis zu diesem Freunde für Goethe mehr Erholung und Genuß, als daß es ihm viel Stoff und Gelegenheit zur Bereicherung und Vertiefung seines Geistes gegeben hätte. Nur eines konnte er an Knebel mit besonderer Klarheit beobachten, was ihm auch für das Verständnis seiner selbst und des Lebens überhaupt von großem Wert werden konnte: wie unbehaglich es ist, wenn ein Mann nur um seiner persönlichen Tugenden willen geschätzt wird und sich nicht durch berechenbare Leistungen eine Stellung in der menschlichen Gesellschaft erwirbt. Denn das war das Unglück des trefflichen Knebel und die Hauptquelle seiner Hypochondrie. Es war ja groß und schön von Karl August, daß er ihn in seinen Diensten festhielt, obgleich er keinen Dienst für ihn hatte; aber es war kein Glück für Knebel, so von der Freundschaft zu leben. Auch Goethe mußte den Freund manchmal beruhigen, wenn diesen sein Verhältnis zum Hofe von Weimar drückte. Und so mochte die Verbindung mit Knebel indirekt zur Abklärung und Abkühlung des Enthusiasmus der Freundschaft beitragen, dem er einst huldigte. Wichtigeres aber als mit den neuen Freunden hat Goethe mit den älteren erlebt, als er in fortschreitender Ernüchterung Verbindungen pflegen sollte, die er im Taumel des Gefühls geschlossen hatte; als er darum Erwartungen befriedigen sollte, zu denen er freilich die Freunde berechtigt hatte und denen er doch weder genügen konnte, noch durfte, weil sie gegen seine Natur gingen; als er so vor die leicht zu entscheidende und doch so schmerzliche Wahl gestellt wurde zwischen dem Schein der Treue gegen andere und der wirklichen Treue gegen sich selbst.

„In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernte Freunde in Nebel," schreibt Goethe den 8. Januar 1777

an Lavater. Damit hat er einen herben Vorgang, bei dem er selbst nicht das beste Gewissen hatte, nur sehr zart angedeutet. Die rohe Wahrheit war, daß er den Verkehr mit früheren, und auch sehr nahen Freunden und Freundinnen in einer Weise vernachlässigte, die diese als Kränkung empfinden mußten. Schon im Februar 1776 gesteht er Johanna Fahlmer: „Fritz [Jacobi] und alle meine Freunde klagen über mich." Er bittet zugleich die „Tante": „ich dächte, Sie schrieben mir manchmal aus Ihrem Herzen, daß ich nicht so ganz fremd würde mit euch." Er entschuldigt sich seinerseits: „Ich wollt, ich könnt Ihnen so vom Innersten schreiben. Das geht aber nicht. Es laufen so viel Fäden durcheinander, so viel Zweige aus dem Stamme, die sich kreuzen, daß ohne Diarium, das ich doch nicht geschrieben habe, nichts Anschauliches zu sagen ist." Aber das Bedauern, daß er den Freunden so fremd wird, hat keine praktische Wirkung. Es brachte ihn nicht auf den doch sehr naheliegenden Gedanken, daß ein kurzes herzliches Briefchen immer noch besser sei als gar nichts. Nein, er verstummte völlig und ließ es geschehen, daß die Freunde an ihm irre wurden und sich verstimmt von ihm abwandten. So ging es der „Mama" La Roche, dem Herzensfreund Fritz Jacobi, dem Schwager Schlosser. Auch gegen die „Tante" Fahlmer schwieg er sich aus, als er sie nicht mehr zur Vermittlung des Verkehrs mit den Eltern brauchte. Der Briefwechsel mit dem angebeteten Gustchen schleppt sich mühsam noch ein paar Jahre fort und schläft dann ebenfalls ein. Schlosser und dessen zweiter Gattin Johanna Fahlmer ist Goethe später wieder näher getreten; spärliche Briefe wurden fernerhin auch mit Kestner und Lotte ausgetauscht; mit Jacobi hat Goethe nach einer scharfen Auseinandersetzung sogar wieder einen lebhafteren Verkehr aufgenommen; in einer stetigen Verbindung ist er über diese Jahre nur mit Merck und Lavater geblieben.

Ein Grund von Goethes „Untreue" ist gewiß, daß für

diesen ganz sinnlichen Menschen die Gegenwart (wie er so oft an Frau von Stein schreibt) alles war. Goethe fühlte die Verbindung mit dem abwesenden Freunde so lange mit der größten Lebhaftigkeit, als er in sinnlich wahrnehmbarer Nähe niemand fand, mit dem er in einen wirklichen Austausch des Lebens und Denkens eintreten konnte. Hatte er aber einen gegenwärtigen wirklichen Freund, so beschäftigte ihn dieser so stark, daß der abwesende, ob auch wirkliche Freund, ganz von selbst in den Nebel wich. Natürlich vergaß Goethe um so leichter, wenn ihn mit dem Freund oder der Freundin bloß eine gefühlsmäßige Neigung, kein sachliches Interesse verbunden hatte. Darum hat sich die Verbindung mit Merck und Lavater behauptet, als manche andre sich löste. Aber damit ist Goethes Verhalten gegen seine Freunde noch nicht ganz erklärt. Er wußte ja doch, wie sehr sie sein Schweigen verletzte; und wenn er, der doch „ein guter Junge" war, dem sich das Wort sonst mit großer Leichtigkeit von der Zunge löste, sich zu keinem Brief aufraffen konnte, so mußte das seinen positiven Grund haben. Das war aber kein anderer, als daß er nicht wußte, was er schreiben sollte, oder daß er nicht schreiben wollte, was er hätte schreiben müssen. War es denn wirklich so schwer, ja so ganz unmöglich, von seinem Leben in Weimar etwas Anschauliches mitzuteilen? Ich glaube doch nicht. Aber was Goethe hätte Anschauliches schreiben können (auch ohne Diarium), das hätte den Freunden mehr Besorgnisse eingeflößt als Freude gemacht. Aus lauter Freundschaft hätten sie ihn um Erklärungen gebeten, die er nicht hätte geben können, oder die die Sache nur verschlimmert hätten. Denn ihm war selbst durchaus nicht immer klar, wo das alles hinaus wolle. Und wenn er die guten Gedanken, die er sich dabei machte, mitteilen wollte, so mußte er den Herzog hereinziehen, mußte verraten, was er für ihn wünschte, hoffte und auch fürchtete. Das wäre freilich „ein Fraß für ein gutes Volk" gewesen: für diese wohlmeinende, korrespon-

denzlustige, indiskrete Herzlichkeit, die aus lauter Zartgefühl auch sehr vorschnell aburteilen konnte. Wie dankbar wären diese guten Freunde und Freundinnen gewesen, wenn Goethe z. B. über Louisens Gram hätte detaillierte Mitteilungen machen wollen! Welch interessanten Stoff hätte das für die Briefe gegeben, die man hin und her schrieb! Welch rührsame Betrachtungen hätte man daran knüpfen können! Es ist Goethe gewiß nicht zu verargen, daß er solche Freundschaftsdienste nicht leisten wollte. Also entschuldigte er sich, daß er von seiner verbreiteten Wirtschaft nicht leicht ein anschauliches Bild geben könne; und weil diese Ausrede auf die Dauer nicht genügte, so schwieg er ohne Entschuldigung, ohne Erklärung. Eine poetische Beichte in dem Gedicht „Seefahrt" konnte den beruhigen, der zwischen den Zeilen zu lesen verstand und zur Freundschaft rechnete, daß man an den Freund glaube. Uns bezeugt sie zugleich, daß Goethe in seiner scheinbaren Untreue gegen die Freunde, die er so oft seiner herzlichsten, dauernden Neigung versicherte, sich mit Bewußtsein von einer sentimentalen Weichlichkeit abwandte, die er als weibisch erkannte:

„Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern."

Von dieser Auseinandersetzung mit den älteren Freunden blieb, wie gesagt, das Verhältnis zu Merck unberührt; ja es hat für Goethe in der ersten Zeit zu Weimar sichtlich an Bedeutung gewonnen. An Merck hat sich Goethe in seinen Geldverlegenheiten gewendet, als ihm der Vater nicht unter die Arme greifen wollte. Merck war also in das Verhältnis Goethes zu seinen Eltern eingeweiht; und dieser konnte ihn bitten: „verlaß meine Alten nicht!" Gegen Merck hat sich Goethe in jener Zeit am offensten über seine

Lage in Weimar ausgesprochen. Und Merck hat dieses Vertrauen gelohnt, indem er Goethe gegen die tollen Gerüchte, die über ihn in Umlauf kamen, in Schutz nahm, als die nächsten Freunde an ihm irre wurden. So war also das Verhältnis zwischen den beiden Freunden das allerbeste; und es wurde auch in den folgenden Jahren durch keinen ernstlichen Zwist gestört. Aber es zeigt zum Schlusse dieses Zeitraumes doch einen so ganz anderen Charakter als am Anfang desselben, daß anzunehmen ist, Goethe habe mit Bewußtsein und Absicht seine Stellung zu Merck geändert. Und so gewinnen auch die Spuren gewisser Spannungen, die zwischen ihnen eingetreten sind, erhöhte Bedeutung.

Im September 1777 lebten die beiden Freunde eine Woche auf der Wartburg zusammen. Dabei scheint sich Mercks günstiger Eindruck von Goethes Verhältnis zu dem Herzog bestätigt und verstärkt zu haben; auch trat Merck nun in eine freundschaftliche Korrespondenz mit Karl August ein. Goethe aber notiert in sein Tagebuch: „Unbehaglichkeit und Ärger, vermehrt durch Mercks Gegenwart;" und anderseits: „ich fühlte den Abschied, als wir zum Burgtor hinaustraten." Ihm hatte also sein Besuch keine ungemischte Freude bereitet. Trotzdem verwundern wir uns, wenn Goethe im Januar 1778 dem Freunde mit auffälliger Kürze und Kühle schreibt: „Der Herzog hatte etlichemal große Lust, dich als Kammerrat nach Eisenach zu haben; aber ich sagte ihm, alte Bäume verpflanzen sich nicht gut!" Merck hatte erst 37 Jahre und wünschte sich, wie Goethe wußte, von Darmstadt weg! Also wollte ihn Goethe nicht dauernd in der Nähe haben; und der Grund kann nur sein, daß er nicht glaubte, Merck werde sich mit ihm und dem Herzog bei regelmäßigem und amtlichem Verkehr wohl vertragen und in seinem neuen Beruf heimischer finden, als in dem alten. Das war nicht ohne Ursache; denn der Beruf war für Merck eingestandenermaßen immer Nebensache ge-

wesen; seine ästhetischen und wissenschaftlichen Liebhabereien gingen ihm weit vor. Wie er Goethes befremdliche Mitteilung aufgenommen, wissen wir nicht. Soweit wir aus Goethes Briefen schließen können, hat er sich keine Verstimmung merken lassen. Auch ist es an sich nicht auffallend, daß Goethe in der folgenden Zeit weniger von sich und seiner Lage in Weimar spricht und dafür ausführliche Mitteilungen über seine künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen macht. Im Sommer 1779 scheint das Verhältnis der Freunde noch die alte Herzlichkeit gehabt zu haben. Merck machte einen längeren Besuch in Weimar. Goethe notiert darüber: „Gute Wirkung auf mich von Mercks Gegenwart; sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt. Durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich tu' und wie ichs tu', und es doch wieder anders sieht als ich, von anderem Standort, so gibt das schöne Gewißheit." Weniger erfreulich lautet, was Goethe im folgenden Jahr über eine Zusammenkunft in Mühlhausen an Frau von Stein schreibt: „Mit Merck hab' ich einen sehr guten Tag und ein paar Nächte verlebt. Doch macht mir der Drache immer bös Blut; es geht mir wie Psychen, da sie ihre Schwestern wiedersah .... Die Zusammenkunft mit Merck hat mir geschadet und genützt; das läßt sich in dieser Welt nicht trennen!" Woher das „böse Blut" kam, sagt uns wohl ein Brief an die Mutter vom August des nächsten Jahres, worin er schreibt: „Merck und mehrere beurteilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe." Merck hatte also wohl dem sich vergessenden Dichter das Gewissen schärfen wollen; nicht unwahrscheinlich ist, daß der Drache auch das Verhältnis zu Frau von Stein in seiner Weise beleuchtet hat. Vielleicht war Goethe so unvorsichtig, sich gegen ihn merken zu lassen, daß sie ihn hauptsächlich an Weimar binde. Wie dem nun sei: von da an tritt in Goethes Briefen an Merck das subjektiv Vertrauliche immer mehr gegen das objektiv Wissenschaftliche zurück, bis es von 1783 an so gut wie völlig verschwindet. Und das hat seinen Grund nicht darin, daß in Goethe das Bedürfnis versiegt wäre, sich gegen einen Freund darüber auszusprechen, wie er sein Leben zur Zeit durchlebt. Denn Goethe befriedigt es nun in den Briefen an Knebel, die zu gleicher Zeit an Wärme und Gehalt gewinnen.

Einen dramatisch bewegten Verlauf hatte das Verhältnis Goethes zu Fritz Jacobi. Als Goethe nach Weimar übergesiedelt war, konnte er sich nicht entschließen, dem Freunde zu schreiben, obwohl er hörte, daß dieser gefährlich erkrankt war. Er hatte also wohl etwas auf dem Herzen, das er hätte aussprechen müssen und doch nicht sagen mochte. Wir können mit annähernder Sicherheit vermuten, was es war: sein Eindruck von „Eduard Allwills Briefsammlung", einem Roman, den Jacobi auf Goethes Rat schrieb und stückweise erst in der „Iris", dann in Wielands „Teutschem Merkur" erscheinen ließ. Erst mochte Goethe dem Freund vielleicht nur nicht sein Urteil über die verfehlte Komposition des Buches mitteilen; als dessen Veröffentlichung fortschritt, hatte er wichtigere Gründe, es zu beschweigen. Schon das war ihm schwerlich angenehm, daß man im Publikum ihn für den Verfasser der Briefe hielt. Schlimmer war noch, daß der Held des Romans, Eduard Allwill, unverkennbar an Goethe erinnerte; und es war weder ein schmeichelhaftes, noch ein richtiges Bild, das der Freund von ihm entworfen hatte. Wieland glaubte in Allwill Goethe zu erkennen; Friedrich Leopold Stolberg bestätigt dies später (1792), nachdem Goethe und Jacobi

sich entzweit und wieder versöhnt hatten, in einem Brief an Jacobi, indem er hinzufügt: „Ich begreife nicht, wie Goethe dir das verzeihen kann." Wenn Jacobi seinen Freund so deutlich gezeichnet hatte, so war es allerdings schwer zu verzeihen, wie er ihn verzeichnet hatte. Er hatte in Allwill das Dämonische und Bezaubernde darstellen wollen, das Goethes Persönlichkeit an sich hatte; er hatte gezeigt, wie gefährlich ein solcher Mann Frauen werden könne. Damit hatte es ja gewiß auch bei Goethe seine Richtigkeit. Aber Goethe litt auch unter sich selbst, unter der Leidenschaft, die er hatte und einflößte, während dies bei Allwill keineswegs der Fall ist; und so erscheint Allwills Verhältnis zu den Frauen frivol und wird auch in dem Roman als frivol verurteilt. Wenn nun Jacobi das Publikum veranlaßte, Goethe nach Allwill zu verstehen, so mißleitete er wirklich das Urteil über den Freund. Das war für diesen höchst empfindlich zu einer Zeit, da die übertriebensten, unsinnigsten und abscheulichsten Gerüchte über ihn in Umlauf waren. Ferner mußte Jacobi, mit dem Goethe sich über Spinoza besprochen hatte, wissen, daß er nicht, wie Eduard Allwill, dem Grundsatz huldigte, sich in seinen Neigungen, Leidenschaften, ja Gelüsten einfach gehen zu lassen: er liebte ja Spinoza als Lehrer und Vorbild der Selbstlosigkeit; er faßte sogar das lustige Leben zu Weimar von Anfang an zugleich als eine der seltsamen Schulen auf, durch die ihn das Schicksal führe, und er hatte, während man von ihm glaubte, daß er in dulci jubilo dahinlebe, schon mannigfach die empfindlichste Selbstverleugnung zu üben, die dadurch nicht erleichtert wurde, daß er das niemand sagen konnte. Als ihm in Allwill sein angebliches Spiegelbild vorgehalten wurde, mußte er schon darauf denken, den Herzog zu haus- und landesväterlichem Sinn zu erziehen, mußte er darunter leiden, daß ihn Frau von Stein zum Heiligen machen wollte. Jacobi hatte also dem Freunde eigentlich einen recht bösen Dienst geleistet

und ahnte nicht einmal, wie empfindlich er ihn getroffen hatte. Andrerseits war es für ihn selber wieder sehr empfindlich, wenn ihm Wieland auf die Frage, was Goethe zu den drei letzten Briefen gesagt habe, lakonisch antworten mußte: „nichts!"

Auch der nächste Roman Jacobis, den er 1777—79 veröffentlichte, veranlaßte Goethe nicht, sein Schweigen zu brechen. Denn er hätte dem Verfasser nicht viel Freundliches darüber sagen können. Schon der Titel mußte ihn abstoßen: „Woldemar, eine Seltenheit aus der Naturgeschichte" — wenn er hinterher bemerkte, daß Woldemar ebensosehr an Jacobi erinnerte, wie zuvor Allwill an Goethe. Sodann berührte der Roman, ohne daß der Verfasser dies wußte, durch seinen Inhalt Goethe persönlich, und auf eine unbehagliche Weise. Man höre, wie Woldemar von seiner Freundin Henriette spricht, die ihm von den Verwandten als Gattin zugedacht war, die ihn aber selbst mit ihrer Freundin Allwina verlobt hatte! „Wir näherten uns von Tag zu Tage mehr; und von Tag zu Tage wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt uns ein Greuel gewesen; ein Greuel wie von Blutschande ... Wir wurden Freunde im erhabensten Sinne des Worts; Freunde, wie Personen von einerlei Geschlecht es nie werden können, und Personen von verschiedenem es vielleicht vor uns nie waren." Man lese ferner, wie paradiesisch einfach das gefährliche Verhältnis der drei sich gestaltete! „Jeder Blick, den ich Henriette gab, jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies, jede Liebkosung, die ich ihr machte, war eine Wohltat für meine betretene Allwina; sie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken ... Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henrietten und mir als zwei unverheirateten Personen, die keine Blutsfreunde waren, gegeneinander geziemt hätte, durfte nunmehr wegfallen, und das geschah bald: wir wurden Bruder und Schwester, ganz

wie von Mutterleibe an. Allwina weinte oft vor Freude, und ich selber fühlte mich kaum vor Wonne, wußte nicht, was mir widerfahren war. Aufgeregt war all mein Wesen, und dabei meine Seele doch so still, mein Geist so helle!" Freilich bleibt auch diesem einzigartig herrlichen Freundschaftsbunde eine schwere Krisis nicht erspart. Nicht als ob aus Woldemars und Henriettens zärtlichem Verkehr doch eine richtige Leidenschaft entstehen, oder daß Allwina gar eifersüchtig würde: die Ursache ist eine viel feinere, vornehmere. Henriette läßt sich durch ihren sterbenden Vater zu dem Versprechen bestimmen, daß sie nie Woldemars Gattin werden wolle, — der schon mit Allwina verlobt ist; mit dem sie schon eine Freundschaft hat, welche die Entzündung einer gemeinen Liebe unmöglich macht: und Woldemar zwingt ihre Schwester, ihm dieses heilige Geheimnis zu verraten. Sodann kommt Henriette wegen ihres Verhältnisses zu Woldemar in der Leute Mund und schlägt ihm darum vor, daß sie in ihrem Betragen gegeneinander einige Schritte rückwärts tun, also besser an sich halten wollen. Daraus erkennt Woldemar, daß anderes ihr mehr gelte, als seine Liebe, daß anderes sie mehr schrecke als dieser Liebe Tod. Sie konnte es über sich bringen, bei *ihm* in Verdacht zu kommen, um dem Verdacht nichtswürdiger Leute zu entgehen; konnte gegen die Ruhe *seines* Lebens andre Dinge auf die Wage legen! Und sie fühlte nicht einmal das Widrige, das Unerträgliche darin; sie forderte keine Vergebung, glaubte ihrer also nicht zu bedürfen; ja sie wollte sich noch liebreich beweisen gegen ihn, dessen Herz sie geschändet hatte! Darum verstockt sich Woldemar gegen alle Liebe, die ihm Henriette erweist, und verbohrt sich in den schrecklichen Gedanken, daß alle Freundschaft, alle Liebe nur Wahn und Narrheit ist — ausgenommen für den Narren selbst. Er versinkt in die schwärzeste Verzweiflung. Endlich entringt sich seinem Busen die furchtbare Klage, daß er sich in Henriette betrogen

habe, da sie ihn nicht liebe, wie er sie. Und nachdem er sein Gemüt gegen die Freundin erleichtert, gelingt es dieser, ihm ihre Liebe so nahe ans Herz zu bringen, daß er sie fühlen muß. So wird alles wieder gut. Schließlich muß sich Woldemar gestehen, wenn er es auch nicht recht Wort haben will, daß Henriette auch in der Freundschaft gewisse Vorzüge besitze, welche den seinigen ziemlich die Wage halten möchten. Man kann sich leicht vorstellen, daß Goethe nicht wußte, ob er lachen, weinen oder fluchen solle über diese Art von Liebe und Freundschaft, von Unschuld, Fall und Versöhnung. Das bloß geschwisterliche Verhältnis zu einer geliebten Frau, dessen Schwierigkeit er mit Frau von Stein in der schmerzlichsten Weise zu erfahren bekam, wurde hier behandelt als die einfachste Sache von der Welt. Wenn es nicht böse Zungen gäbe: die Beteiligten selbst könnten sich behaglich gehen lassen, denn vor sich brauchen sie sich nicht zu fürchten. Und dabei erlaubt Jacobi der anmaßendsten Selbstsucht, sich für eine Liebe auszugeben, die kaum überboten werden kann. Denn Woldemar fühlt lebhafter, was andre angeht, als was ihn selbst betrifft; nichts ist leichter, als ihn zu seinem eigenen Nachteil einzunehmen. Daß er in Verzweiflung gerät, weil die Freundin gegen die Ruhe seines Lebens auch andre Dinge, z. B. die eigene Ruhe, in die Wage legt: das soll uns nach der Absicht Jacobis durchaus keinen Zweifel an der Echtheit seiner Liebe erwecken. Eine freundliche Dienstwilligkeit ohne „Seelengenuß" sieht Woldemar-Jacobi tief unter sich als eine Sache dumpfer, tauber, ungefühliger Seelen. Goethe dachte anders und glaubte gewiß keinen Grund zu haben, daß er sich zu der Höhe dieser Auffassung der Freundschaft und Liebe bekehren sollte. Das hochtrabende, gegen den Schluß des Romans ganz unerträgliche Pathos, in dem sie vorgetragen wurde, forderte den Spott heraus; und wenn Goethe empfindlich sein wollte, konnte er in dem Werke des Freundes auch eine

nicht eben seine Stichelei auf seine Stellung in Weimar finden.*)

So ließ er sich denn auch in einer übermütigen Laune verleiten, im August 1779 zu Ettersburg von einer Eiche herab eine Parodie auf das Buch preiszugeben, worin er Woldemar schließlich vom Teufel geholt werden ließ. Genauere Nachricht darüber ist uns leider nicht erhalten.**) Natürlich kam die Sache aus und wurde auch Jacobi hinterbracht. Ganz in der Weise Woldemars dachte dieser nicht daran, daß er dem Freunde eine ernsthafte Veranlassung zu seinem bösen Scherz gegeben haben könnte, und stellte Goethe wegen seiner Treulosigkeit in schärfster Weise zur Rede. „Ich brauche dir (schrieb er ihm) dein Verhalten gegen mich nicht zu erzählen. Du weißt, was ich erwarten

*) Biederthal schreibt S. 150 f. an seinen Bruder Woldemar nach einem heftigen Ausfall auf die alberne Hoffart und die dumme Aufführung des Adels: „Mit * und *** hab' ich mich so gut als bruliiert, weil sie nicht widerstehen konnten und sich von den Fratzen schön tun ließen. Männer von verdientem Ruhm sollten sich so nicht wegwerfen und von dergleichen Leuten eine Distinktion annehmen; es sieht sonst aus, als hätt' es wirklich mit diesen armen Tröpfen etwas zu bedeuten, und sie dürften wohl so gut sein und sich zu einem großen Mann herablassen — ihm gnädigst einmal gestatten, zu sein für die Zeit, wie hoch ihresgleichen! Ich kann's nicht ausstehen, die Schellenkappe über dem Lorbeer!"

**) Doch ist es mir sehr wahrscheinlich, daß die Fragmente, die Franz Schnorr von Carolsfeld im Archiv für Literaturgeschichte I, 314 ff. mitgeteilt hat, wirklich auf Goethe zurückzuführen sind, wenn er sie auch weder geschrieben, noch dem Druck übergeben hat. Die wenigen Änderungen, die darin mit dem Schluß des „Woldemar" vorgenommen sind, ergeben sich ganz natürlich aus der Idee, daß Woldemar vom Teufel geholt werde, konnten also von einem Zuhörer, der mit dem Buch vertraut war, leicht behalten oder rekonstruiert werden. Und diese Parodie ist Goethes durchaus nicht unwürdig. Sie ist keine bloße Posse, sondern hebt den ganz richtigen Gedanken mit drastischen Mitteln wirkungsvoll hervor, daß Woldemar vielmehr Henriette um Verzeihung zu bitten hätte, daß diese sich in ihm betrogen habe, nicht umgekehrt.

konnte, erwarten mußte, und was alles nicht geschehen ist. Je mehr ich hin und her sinne, und mein Gedächtnis erwacht; je tiefer ich, alles zusammen nehmend, erwäge, desto unwiderstehlicher wird der Gedanke bei mir, daß die Sache, wovon die Rede ist, wenigstens eine mögliche Sache sei. Und das wäre vielleicht genug, um mein Herz von dir zu scheiden. Aber nach jenen Stunden, nach jenen Tagen, die gewesen sind — — laß, ich will kalt bleiben." Die gehässige Beschuldigung, zu deren Sprachrohr sich auch Goethe hergegeben haben sollte, daß Jacobi im Woldemar sich selbst habe vergöttern wollen, weist er mit Entrüstung zurück als einen Vorwurf, der ihn in keiner Weise treffen könne. Er erwähnt dagegen einer Ader, die durch den ganzen „Woldemar" gehe, „die nur aus einem Herzen voll Verleugnung, voll unparteiischer Liebe zu allem Guten, voll unparteiischen, siegenden Hasses gegen alles Böse, aus einem Herzen voll Buße, voll Glaubens, voll inniger Demut fließen konnte." Und er schließt: „Schwerlich wirst du Lust haben, darauf zu antworten, und so wird dein Stillschweigen nach verflossenen drei Wochen mir Antwort genug sein." Goethe erhielt diesen Brief nach Frankfurt nachgesandt, als er sich auf dem Wege nach der Schweiz befand; so konnte er die heikle Sache der „Tante" Johanna Fahlmer vortragen, jetzt Schlossers Frau, Jacobis intimer Freundin (wir dürfen in ihr wohl das Modell zu Henrietten sehen). Sie vermochte ihn nicht zu bestimmen, daß er, wie es seine Pflicht sei, Jacobi schreibe: er möchte sich (erwiderte er) nicht gern schriftlich in dergleichen Explikationen einlassen, besonders nach dem, worauf Jacobis Brief gestellt sei. Aber was Frau Schlosser an Jacobi über ihr Gespräch mit Goethe berichten konnte, war für diesen Antwort genug, wenn er es dafür nehmen wollte. Goethe sprach ganz arglos von dem Vorgang: dergleichen launisches Getreibe sei in ihm eine abgesonderte Sache; Jacobi hätte selbst dabei sein sollen, er hätte gewiß selber

mit eingeschlagen, die Sache einmal mutwillig im Abstrakten zu nehmen. Doch verhehlte er auch nicht, daß der ausgelassene Streich zum Hintergrund eine ernste Differenz hatte. Denn über Jacobis Roman sagte er: „so schöne Dinge, so viel großer herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich das, was man den Geruch dieses Buches nennen möchte (anders wisse er sich nicht auszudrücken), nicht leiden." Namentlich der Schluß habe ihn zu einer Parodie herausgefordert: „man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sei es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müßte ihn da holen."*) Daß Jacobi durch diese Erklärung nicht befriedigt war, ist klar. Sein Urteil hat vielleicht Frau Schlosser vorweggenommen, wenn sie ihrem Bericht beifügt: „Goethe kann gut und brav, auch groß sein; nur in der Liebe ist er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren; und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen." Die beiden Freunde blieben also stumm gegeneinander, Jacobi in Erbitterung, Goethe mehr verlegen als reuig — als Fehler konnte er ja nur erkennen, daß er seiner wirklichen, wohlbegründeten Meinung über des Freundes Werk einen verletzenden Ausdruck gegeben hatte. Doch ließen sie, beide im Gefühl von der Bedeutung der Sache, eine geschäftliche Beziehung fortbestehen: eine Schuld, die Goethe bei Jacobi aufgenommen hatte. Goethe mochte sich, so lange Jacobi zürnte, nicht entschließen, davon zu

*) Etwas deutlicher hat sich Goethe gegen Lavater ausgesprochen, der ihn später ebenfalls feierlich über die erschreckliche Untat befragte, die er gegen andere lieber geleugnet hätte. „Da du mich kennst (antwortet Goethe), solltest du dir's in Ahndung erklären können. Der leichtsinnig trunkne Grimm, die mutwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüten, sind dir ja in mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch." (7. Mai 1781.)

schreiben; Jacobi legte ihm das doch zum besten aus. Natürlich veränderte sich bei beiden mit der Zeit auch der Gesichtspunkt für die Auffassung der peinlichen Sache, die sie trennte. Ich nehme vorweg, wie sich das bei Jacobi äußerte. Als er 1794 „Woldemar" in neuer Bearbeitung herausgab, gestand er in einer Widmung an Goethe, daß ihm vieles darin nun im höchsten Grade widerstanden habe. „Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter und ließen mir einen so unerträglichen Nachgeschmack, daß ich gern mit einem Zauberschlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht gewesen wäre!" Goethe hatte also in der Sache recht gehabt! Diese Erkenntnis war Jacobi wohl schon gekommen, als Goethe im Oktober 1782 jene Schuld als Anlaß benützte, das Wort wieder an ihn zu richten.

„Lieber Fritz!" schreibt er ihm, „laß mich dich noch einmal, und wenn du dann willst, zum letztenmal so nennen, damit wir wenigstens in Frieden scheiden." Dann fährt er nach Erledigung des Geschäfts, an das er durch Schlosser erinnert worden, fort: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Übermute die Wunden, die man schlägt, weder fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist . . . Wenn du mir nichts Freundliches zu sagen hast, so antworte mir gar nicht, beendige mit meiner Mutter das Geschäft, und ich will mir's gesagt halten. Adieu!" Jacobi antwortet ihm mit inniger Freude, ja wiederauflodernden Feuer. Was er in der Entfremdung über Goethe Böses gedacht und gesagt, nimmt er stillschweigend zurück mit den Worten: „Du mußt viel erfahren haben, und wie man dich auch nehmen mag, so hast du viel Größe und Festigkeit bewiesen." Er schließt: „Ich umarme dich mit vollem Herzen." Die Differenz in ihrem innersten Fühlen, die „Woldemar" nur ans Licht

gezogen hatte, wurde nicht erörtert und beigelegt. Ebensowenig scheint es zu einer Erklärung über Goethes eigentümliches Verhalten gegen „Allwill" gekommen zu sein. Wollte Jacobi damit vielleicht kundgeben, daß alles vergeben und vergessen sei, so ist auf seiten Goethes als Motiv eher zu vermuten, daß er erkannt hatte, sie würden sich doch nicht verstehen. Goethe ist darum auch nicht in den alten leidenschaftlichen Ton zurückgefallen, den Jacobi je und je wieder anschlägt. Er schickt dem Freund seine „Iphigenie"; er nimmt an dessen philosophischen Arbeiten Anteil. Aber er weiht ihn, wie wir sahen, auch bei persönlicher Zusammenkunft nicht in die erste Freude und Qual seines Lebens ein, in seine Liebe zu Frau von Stein. Und nur mit Vorsicht weist er ihn darauf hin, daß er seinen Knaben, der ihm Sorge machte, wohl falsch behandle: „denn die Vorstellungsarten sind zu verschieden . . . aber das Kind dauert mich." Wenn Jacobi die Indiskretion begeht, Goethes „Prometheus" ohne dessen Vorwissen so abdrucken zu lassen, daß man den Verfasser vermuten mußte; wenn andrerseits Goethe so wenig „human" ist, Jacobi über seine Freunde und Schriften mit kurzen, orakelhaften Notizen abzufertigen: so wird das nun offen ausgetragen und erzeugt, wenn schon etwas Verdruß oder Schmerz, so doch keine Verstimmung mehr. Insbesondere stellt nun Goethe offen fest, daß er weder Jacobis religiöse oder philosophische Anschauungen teile, noch auch die Art, wie er sie vertrat, immer gut finden könne. Er verschweigt ihm nicht, daß das Publikum ihn prätentiös finden könne, ja müsse. „Übrigens bist du ein guter Mensch," fügt Goethe hinzu, „daß man dein Freund sein kann, ohne deiner Meinung zu sein." (5. Mai 1786.) Dabei blieb es denn auch; Goethe und Jacobi hörten nicht mehr auf, Freunde zu sein; und wurden gerade in den Gedanken, die ihnen die wertvollsten waren, nie einer Meinung.

Die Freundschaft mit Lavater führte zu keiner ähnlichen Katastrophe, zeigte sich aber auch einer Umwandlung nicht fähig, und so starb sie einen langsamen, schweren, für beide Teile äußerst schmerzlichen Tod. Goethes Übersiedlung nach Weimar bringt in den Verkehr der Freunde keine Unterbrechung. Der Druck der „physiognomischen Fragmente", bei dem Goethe mitwirkte, gab ihnen regelmäßig Veranlassung, sich zu schreiben. Dabei hält Goethe auch mit vertraulichen Mitteilungen über sein Tun und Treiben nicht zurück, und Lavater scheint seinerseits den Glauben an den Freund bewahrt zu haben, als ein Schlosser sich enttäuscht, ein Zimmermann geradezu gehässig über ihn äußerte. Doch gab es manche Reibungen, die nicht ohne tiefere Ursache sind und schwerere Auseinandersetzungen vorausahnen lassen. Goethe wünscht Lavaters Rat wegen Besetzung der Generalsuperintendentur zu Weimar: Lavater antwortet durch die Herzogin Louise. Dafür erhält er den Wischer: „Wenn ich ihn ein andermal um etwas frage, so antworte er mir! Warum wegen Herders an Louisen?!!!" Und auf Lavaters Entschuldigung wiederholt Goethe in verschärftem Ton: „Wenn ich dich künftig frage, so antworte mir! Es mag all gut sein, was du Dir denkst und wähnst; aber wenn ich frage, mußt du nie Weibern antworten. Wie man auch dem nie schreiben soll als dem, mit dem man gelebt hat, und nur im Maß, als man mit ihm gelebt hat." Die Heftigkeit dieser Zurechtweisung mag ihre besondere Ursache haben, die wir nicht kennen. Aber sie bekundet uns doch auch, daß Lavaters apriorische, indiskrete Vertraulichkeit mit allen, wes Geschlechts sie sein mochten, denen er Gefühl im allgemeinen und insbesondere Liebe zum Heiland zutraute, — daß diese Art von Menschenliebe immer weniger nach Goethes Geschmack war. Später wurde sein Mißmut darüber gewiß durch die schlimme Erfahrung verstärkt, daß er sich auf Lavaters Empfehlung mit dem Menschenbeglücker, Kraftprotzen, Schmarotzer und Schwindler

Kaufmann angefreundet hatte. Eine wesentliche Verschiedenheit des Geschmacks kündet sich auch in Goethes Urteilen über Lavaters Stil an. Er kann dem Freund rühmen, daß im dritten Teil der Physiognomik herrliche Sachen seien, die ihm wohlgetan haben. Aber er muß eine sehr empfindliche Einschränkung dieses Lobes folgen lassen: „Wenn nur nicht der Lavaterianismus: das Hetzen, Trümpfe drauf setzen, Schimpfen, Ängstlichkeit, mit Wolken fechten, mir gleich wieder den guten Eindruck verschunden hätten." Die religiöse Differenz wird nicht diskutiert; doch verrät sich in einzelnen Äußerungen, daß sie, beiden Freunden bewußt, im Hintergrund lauert. Von Goethe haben wir, unter dem 22. Februar 1776, die merkwürdigen Worte an Lavater überliefert: „All deine Ideale sollen mich nicht irreführen, wahr zu sein, und gut und böse wie die Natur." Wenn aber Goethe der Gräfin Wartensleben rät, ihren Sohn dem Philanthropin zu Dessau zu übergeben, so schreibt ihm Lavater lakonisch: „die Gräfin von Wartensleben wird in Dessau die Religion nicht finden, die sie sich für ihren Sohn wünscht." Übrigens ist Lavaters Frömmigkeit wirklich nicht dazu angetan, Goethe zu verführen. Trotz seines Glaubens ist er voll Jammerns, daß er täglich äußerlich und innerlich zu leiden habe, an nichts eine Freude habe u. s. f. Seine Religion ist also mehr Sehnsucht als Besitz. So ängstigt es Goethe für ihn, daß er keine Ständigkeit bekommen könne; und der Ungläubige kann dem Gläubigen schreiben: „Dein Durst nach Christus [ein Gedicht] hat mich gejammert. Du bist übler daran, als wir Heiden; uns erscheinen doch in der Not unsre Götter."

Der Herbst 1779 sollte den beiden Freunden wieder die Möglichkeit gewähren, sich mündlich bis zur Genüge gegeneinander auszusprechen. Beide freuen sich lebhaft darauf: Goethe will Lavater, so weit es möglich ist, offenbaren, wie ihn sein Gott, dem er immer treu geblieben, im Geheimen reichlich gesegnet hat; Lavater hofft sich an

Goethe zu wärmen: er ist dessen bei der entsetzlichen Dürre an lebenden Menschen dringend bedürftig. Aber Goethe hält es doch für geraten, unliebsamen Kontroversen vorzubeugen, indem er sein Urteil über einige Schriften Lavaters vorausschickt, die dieser im Manuskript ihm zur Prüfung hatte übergeben lassen. Dabei sucht er Lavater so sachte und so nachdrücklich wie möglich zu sagen, daß sie sich über gewisse Punkte nun einmal nicht verstehen. „Ich halte sonst viel vom Überraschen," schreibt er von Genf den 28. Oktober, „diesmal ist das Herumziehen, eh' wir uns seh'n, auch gut. Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns beiden soll unsre Zusammenkunft sein. Für ein Paar Leute, die Gott auf so unterschiedene Art dienen, sind wir vielleicht die einzigen, und denke, wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Konzilium mit seinen Pfaffen und Mauleseln. Eins werden wir aber doch wohl tun, daß wir einander unsre partikular Religionen ungehuldet lassen. Du bist gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt' ich dich im voraus um Geduld. Denn z. E. hat mir Tobler deine Offenbarung Johannis gegeben; an der ist mir nun nichts nah als deine Handschrift, darüber hab ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden. Das Ganze ist mir fatal; mir ist's, als röch ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und O. Siehst du, lieber Bruder, wenn nun deine Vorerinnerung grade das Gegenteil besagt..; da werden wir wohltun, wenn wir irgend ein sittsam Wort zusammen sprechen. Ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, vom verlorenen Sohn, vom Sämann, von der Perle, vom Groschen ppp. göttlicher (wenn je was Göttlichs da sein soll), als die sieben Bischoffe, Leuchter, Hörner, Siegel Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott

habe Geduld mit mir wie bisher .... Du siehst, Bruder, ich bin immer der alte, dir wieder von eben der Seite wie vormals zur Last. Auch bin ich in Versuchung gewesen, das Blatt wieder zu zerreissen. Doch da wir uns doch seh'n werden, so mag's geh'n." Einige Tage nachher legt Goethe ein linderndes Pflaster auf die Wunde, die er dem Freund hatte schlagen müssen. Er schreibt ihm jetzt, daß ihm seine „Offenbarung" viel Vergnügen gemacht, daß er sie recht und vieles davon mehr als einmal gelesen habe. Sehen wir aber genau zu, so sagt er doch nicht mehr, als daß er das Werk nun als Werk des Pfarrers Lavaters, der sich mit dem Stoffe von Amts wegen zu befassen hatte, besser begreife, und daß ihm die Ausführung an einzelnen Stellen wohl gelungen zu sein scheine. Dagegen läßt er alles in vollem Umfange bestehen, was er gegen die religiöse Art des Werks und seines Verfassers gesagt. Es bleibt also dabei, daß ihm Lavater ein Mann ist, der von Gott noch gar keinen Geruch gehabt hat. Entschuldigt aber Goethe seine Härte, um das Harte doch zu sagen, so sieht man ja deutlich, daß er nur sagte, was er der Wahrheit wegen sagen muß. Übrigens scheint Lavater durchaus keine Verstimmung gezeigt zu haben; und so hat ihn Goethe vielleicht auch deswegen während seines Aufenthaltes in Zürich und nachher in den allerhöchsten Tönen gerühmt: „Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man, nur drei Schritte von ihm, gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe pp. ist weder in Israel noch unter den Heiden." Aber dem Glauben Lavaters hat ihn alle Freude an dessen Person nicht näher gebracht; bei genauerem Zusehen besagt sein Lob vielmehr gerade, daß der Mensch Lavater besser ist als der Christ Lavater. Im reinsten Zusammengenuß des Lebens mit ihm hat Goethe deutlich gesehen, worin Wert und Glück des Lebens liegt: darin nämlich, „daß ein jeder sein Haus,

Frau, Kinder und eine reine menschliche Existenz in der nächsten Notdurft hat: das schließt aneinander und speit, was feindlich ist, sogleich aus." Nur schade, daß Lavater selbst nicht so hoch schätzen kann, was Goethe an ihm wert ist. Denn er glaubt ja gar nicht, durch diese reine menschliche Existenz glücklich werden zu dürfen, da sein als eines Christen Glück in der Verbindung mit dem Heiland liegen muß.

Im nächsten Jahr ist der Verkehr zwischen den Freunden sehr lebhaft. Es wird viel über Kunstsachen verhandelt. Dann läßt sich Goethe von Lavater die Geschichte seines unglücklichen Kollegen Waser schreiben, der er ein uneingeschränktes Lob erteilen kann. Aber das Persönliche tritt so stark zurück, daß man wenigstens bei Goethe an eine Absicht denken muß. Und fast überall, wo sie über das Gleichgültige hinausgehen, zeigen sich Differenzen, die nicht auszugleichen sind. Daß Lavater an Goethes „Iphigenie" Freude gehabt, dankt ihm dieser mit auffälligem Nachdruck als ein außerordentlich Geschenk: „da wir mit unsern Existenzen so nah stehen (fährt er fort) und mit unsern Gedanken und Imaginationen so weit auseinander gehn ..., so erlaub' ich mir niemals den Wunsch, daß meine Sachen dir etwas werden könnten." Und man sollte doch meinen, daß Goethe mit der tiefen, frommen „Iphigenie" noch am ehesten hätte hoffen dürfen, Lavater ans Herz zu kommen. Aber Goethe fühlt, daß Lavater von der Dichtung andere Wirkungen erwartet, als er sie jetzt erzielen will und erreichen kann; und in der Tat zeigt sich in ihrem verschiedenen Urteil über Wielands „Oberon", daß Goethe seine Auffassung der Kunst gewechselt hat, während Lavater den alten Idealen und Schlagworten treu geblieben ist. Dasselbe wiederholt sich in betreff der Physiognomik. Während Lavater da auf dem Sprung einer neuen, höchst wichtigen Entdeckung ist (er hofft, den Übergang von Tierheit zur Menschheit und zugleich den unübersteiglichen Grenzstein zwischen Mensch

und Tier mathematisch demonstrierbar zu machen), kann ihm sein ehemaliger Mitarbeiter schreiben: „seitdem ich keine physiognomischen Prätensionen mehr mache, wird mein Sinn sehr scharf und lieblich; ich weiß fast in der ersten Minute, wie ich mit den Leuten dran bin.“ Ach, Lavater wußte das bei einem Kaufmann und Cagliostro nach den deutlichsten, schlimmsten Erfahrungen noch nicht: hing das vielleicht an den physiognomischen Prätensionen, die er machte? Am schlimmsten aber ist, daß Lavater auf religiösem Gebiet sich in Stimmungen und Anschauungen immer mehr verrennt, die Goethe zu überwinden strebt und zu überwinden sich freut. Im Rückblick auf sein Leben bemerkt dieser, wie kurzsichtig er sich in menschlichen und göttlichen Dingen umgedreht habe; dazu rechnet er insbesondere, daß er bisher in Geheimnissen, in dunklen, imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Er bittet demgemäß Gott, daß er ihm klare Begriffe von den Folgen der Dinge gebe. Lavater glaubt nicht, daß die Dinge in strenger Folge aus einander sich entwickeln; oder sofern er ein Gesetz des Geschehens annimmt, sucht er es eben in dunklen Verhältnissen. Er ist darum auf der beständigen Jagd nach Geheimnissen; und in der Begehrlichkeit spiegelt er sich solche vor, wo für einen nüchternen Sinn der Unsinn und Schwindel handgreiflich zutage tritt. Ja, sein Christentum macht es ihm zur Pflicht, in dem Geheimnis und Wunder das Göttliche zu verehren und andere zur Anerkennung des Geheimnisses und Wunders als des wahrhaft Göttlichen zu bekehren. Die beiden Freunde bewegen sich also in entgegengesetzter Richtung, und mit solcher zähen Folgerichtigkeit, daß das Band der Freundschaft endlich zerreißen muß. Da uns diese traurige, ja peinliche Geschichte die tiefsten Einblicke in die Entwicklung von Goethes Lebensanschauung gibt, müssen wir auf das einzelne eingehen, sofern und weil es nicht zufällig-persönlich ist, sondern typisch für den Kampf der Geister.

Ich schicke einige Kleinigkeiten voraus, die doch die innere Spannung zwischen den Freunden beleuchten. Goethe teilt Lavater lakonisch mit: „Ich bin Freimaurer geworden! Was sagt ihr dazu?“ Lavater erwidert: „Du Freimaurer — du beredest mich schier? Doch! Nein — ich habe noch keinen Beruf dazu!“ Denn den Geheimnissen der Freimaurerei darf Lavater sich ohne göttlichen Beruf nicht nähern; ein solcher nur kann ihm auch die Sicherheit geben, daß sein Glaube nicht Gefahr laufe. Was Goethe wohl dazu denken mochte? Über *seinen* Beruf zur Freimaurerei hatte er sich deutlich genug ausgesprochen, als er den Minister Fritsch bat, seine Aufnahme ins Werk zu leiten: „Es hat mir nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten — und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen läßt.“ Ein anderer Fall! Knebel hat auf der Durchreise in Zürich in eine Lotterie gesetzt und gewinnt richtig den ausgesetzten Preis, eine von dem bekannten Pfarrer Ph. M. Hahn konstruierte astronomische Uhr. Aber die naturforschende Gesellschaft zu Zürich hatte dem Fremden wohl den halben Louisdor für das Los abgenommen, aber nicht gedacht, daß es auch gewinnen, die Uhr also nach auswärts kommen könnte. Darum große Verlegenheit; und Lavater übernimmt es, Knebel durch Goethe zu überreden, daß er die Uhr den Zürichern wieder schenke. Wie Goethe die Sache nicht so einfach findet, kommt Lavater auf den Ausweg: „in solchen Fällen überlaß ich mich dem Los“ — natürlich als dem unmittelbaren Willen Gottes. Goethe erwidert: „Wir haben nicht gelost, denn wir brauchtens nicht.“ Dem gibt er die schonende, schiefe Begründung: „Du konntests tun als der Annehmende, der Geber soll nicht fragen.“ (Knebel verzichtete wirklich auf den Gewinn.) Der wahre Grund ist natürlich, daß Goethe und Knebel selbst glauben entscheiden zu müssen, ob Großmut in diesem Fall Pflicht sei oder Unverstand; sie

wollen sich der Verantwortung und etwaigen Reue durch keinen angeblich göttlichen Zufall entheben lassen.

Doch das waren Kleinigkeiten ohne Folge, deren symptomatische Bedeutung vielleicht nicht einmal den Beteiligten zum Bewußtsein kam. An den Rand einer Krisis brachte die Freunde Lavaters Schwäche für die Schwärmer und Schwindler, die damals ihr Wesen trieben. Lavater hatte schon 1774 die Wunder des Priesters Gaßner benützen wollen, um Goethe zu seinem Glauben zu bekehren. Goethe hatte ihn abgleiten lassen, scheint aber damals noch nicht versucht zu haben, daß er, umgekehrt, Lavater von seiner Wundersucht heile. Als dagegen Kaufmann, nachdem er als Schwindler entlarvt worden, wieder in die Schweiz kam, hielt er es nicht für überflüssig, Lavater nachdrücklich zu warnen: „Hüte dich vor dem Lumpen, und wenn du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenke unter anderem auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, ganz frei und offen gegen dich zu sein." (1. Mai 1780.) Lavater beruhigt ihn: er habe keinen Zug noch Hang, zu Kaufmann zurückzukehren. Aber er fügt hinzu: „Auf einen liebreichen Brief, den er mir schrieb, antwortet' ich ganz ruhig: es ist besser, wir schreiben und sehen einander noch nicht." (13. Mai 1780.) Wenige Wochen nachher hat er doch wieder eine Zusammenkunft mit ihm; und die Art, wie er darüber berichtet, zeigt, daß er bis dahin immer noch unter seinem Bann gestanden hatte. „Es war ein wunderbarer Krieg, da Tod und Leben rangen. Ich mein', der Tod der behielt den Sieg, und 's Leben ist weggegangen. Tränen einer alten H— mischten sich unter das höllische Lächeln aus dem Kapitel Serpentes und Reptilia. Haugwitz hat fürstlich groß und fürstlich klug mit ihm gehandelt."*) Immerhin scheint sich Lavater

*) Goethe war über diesen edelmütigen Gönner Kaufmanns etwas anderer Meinung: „des armen schlesischen Schafs erbarme sich Gott, und des Lügenpropheten der Teufel." (6. März 1780.)

jetzt innerlich frei gemacht zu haben. Aber gelernt hatte er trotzdem nichts. Als der Wundermann Cagliostro im Herbst desselben Jahrs nach Straßburg kam, mußte Lavater natürlich in persönlichen Verkehr mit ihm treten und war natürlich durch ihn, die personifizierte Kraft, sofort wieder in Ekstase versetzt. Wie Goethe durch eine gemeinsame Freundin hört, daß Lavater, von der Gewißheit überzeugt, Cagliostros Anerbieten, ihn Gleiches sehen zu lassen, wie er anderswo getan, abgelehnt habe, kann er seinen Unmut nicht zurückhalten und bittet um genaue Nachricht, indem er ausruft: „wird man nur darum älter, um wieder kindisch zu werden!" Darüber geht Lavater in seiner Antwort stillschweigend weg; aber er bestätigt indirekt den ihm gemachten Vorwurf. Was er zu sagen hat, ist für ihn charakteristischer, als für seinen neuen Helden. „Cagliostro ist ein höchst origineller, kraftvoller, unerhabner und in gewissem Betracht unaussprechlich gemeiner Mensch; ein paracelsischer Sternnarr — ein hermetischer Philosoph — ein Arcanist — ein Antiphilosoph ... So wie er dasteht, gewiß ein erzfester, höchst prägnanter Mann. Was mir die Recke von Mitau von ihm erzählt' und an sich allen Glauben überstieg, wenn sie's nicht umständlich und zum Teil als Augenzeugin erzählte, wird einem sogleich wahr, wenn man den Mann eine Viertelstunde gesehen und gehört hat. Die sieben Geister Gottes stehen ihm zu Dienste, sagt er; diese könne er sehen, hören und fühlen wie mich. Auf den Wahrsagergeist macht er unzweideutigen Anspruch. Ich glaube ganz ruhig provisionell, was er sagt, obgleich ich sicher bin, daß der Mann oft über seinen Glauben hinaus will und anprellt. Ohne Charlatanerie ist er gewiß nicht — obgleich er dennoch kein Charlatan ist ... Seine Stimme ist physisch so stark, daß es einem wie natürlich scheint, daß ihr die Geister gehorchen müssen. Auf meine Fragen hat er mir nicht geantwortet, und er scheint sie mißverstanden zu haben ... Ich laß' jetzt alles ruhig gehen — ant-

wortet er, wohl und gut; wo nicht, so laß ich den Geistern ihre Freiheit, von meiner Unwürdigkeit ungesehen zu bleiben. Es ist wirklich seltsam, daß ich kaum die leiseste Regung von Neugier danach fühle. Es ist doch scharfes Schicksal, daß alle großen Menschen solchen Zusatz von Roheit oder Narrheit haben müssen, daß man ihnen nicht nahe kommen kann, ohne gedrückt, verwundet oder befleckt zu werden." Dann noch einmal: „Er braucht den Namen Jehovah. Christus ist ihm der größte Magier. Moses, Elias, Salomon sind um ihres Glaubens nicht gestorben. Sobald er räsonniert, geht's ihm wie Gaßnern. Er muß handeln." Darauf Goethe ebenso nüchtern und scharf wie Lavater überschwänglich und verworren: „Cagliostro ist immer ein merkwürdiger Mensch. Und doch sind Narr mit Kraft und Lump so nah' verwandt. Ich darf nichts darüber sagen; ich bin über diesen Fleck unbeweglich. Doch lassen solche Menschen Seiten der Menschheit sehen, die im gemeinern Gange unbemerkt blieben." Was Goethe nun wohl zu Lavaters Antwort dachte? Sie lautet: „Cagliostro sehe ich an wie du — als eine Laterne magique für einzelne Seiten der Menschheit — als Siegel für meine Hypothese, daß der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, alles in Einem sei — (lies: meinen Glauben)." Übrigens hat Lavater schon wieder das Glück gehabt, daß ihm ein „Riesengeist" begegnet ist: „ein Mann von rasender metaphysisch theosophisch spitzbübisch religioser Genialität — der neben vier göttlich wahren Gedanken immer drei abominable fallen ließ — bald die Sprache der Inspiration, bald die des Teufels spricht — ein Pythagoräer, Anachoret, Mystiker, Hochchrist, Antichrist in einer Person — Katholik von Geburt, durch Schwärmerei ein Beschnittener, durch Wahrheitsliebe ein Pythagoräer, jetzt ein hocherleuchteter Narr und also nahe verwandt mit einem Lump." Lavater hat sich also gemerkt, daß Narr mit Kraft und Lump nahe verwandt sind; aber er hat einen trefflichen Weg gefunden, sein krankhaftes Interesse für diese zweifelhaften Existenzen zu retten: sie sind ihm ja ein Siegel auf seinen Glauben! Seine Antwort darauf hat Goethe in eine Bemerkung über das mystische Buch „des erreurs et de la verité" versteckt, das er wohl auf Lavaters Empfehlung und gewiß auch um Lavaters willen liest: „Welche Wahrheit! und welcher Irrtum! Die tiefsten Geheimnisse der Menschheit mit Strohseilen des Wahns und der Beschränktheit zusammengehängt." Aber Lavater läßt sich dadurch nicht abhalten, über diesen Riesengeist Duchanteau und Cagliostro zu spintisieren, bis er richtig bei dem falschen Propheten der Apokalypse und der Zahl 666 angelangt ist. Auch weitere Warnungen Goethes helfen wesentlich nichts; muß er den moralischen Charakter Cagliostros preisgeben, so hält er doch den Glauben an seine Divination und Geisterseherei fest. Da Lavater von dem Glauben an das Wunder lebt, muß ihm Cagliostro ein Wunder bleiben, wenn nicht im guten, so im bösen Sinne: „ein enfant gâté der großen Natur," „ein durch große Einseitigkeit unbrauchbares Ungeheuer."

Man muß sich wirklich wundern, daß Goethe es nicht müde wurde, ihm den verdrehten Sinn zurechtrücken zu wollen. (Später gibt es wieder Erörterungen über einen Geisterspuk; und Lavater läßt sich natürlich wieder nicht überzeugen, daß es sich um einen Schwindel handelt.) Was aber Lavaters Wundersucht nicht fertig brachte, das bewirkte schließlich seine Intoleranz: daß Goethe an Wert und Wesen ihrer Freundschaft verzweifelte, sich gegen Lavaters Werben um Liebe verhärtete und den Verkehr fallen ließ. Aber war dann nicht Goethe der Intolerante, wenn er dem Freunde die Hand entzog, die dieser trotz aller Differenzen festhalten wollte? Um auf diese Frage (Goethe hat sie sich selbst vorgelegt) eine befriedigende Antwort geben zu können, muß ich den Auseinandersetzungen, unter denen in Goethe der Glaube an ihre Freundschaft erstarb, ein eigentümliches Bekenntnis Lavaters voranschicken, das Goethe wohl im

Auge behielt, wenn er es auch nicht ausdrücklich berücksichtigte.

Es lautet folgendermaßen: „In mir, Lieber, herrscht, oder vielmehr auf der Oberfläche meiner Seele gärt ein Schaum allgenießender Sinnlichkeit, und inwendig verzehrt mich eine Glut nach Wahrheit und Gewißheit, eine Verachtung alles, was ich bin und tue. Ich fühle, daß ich in einer Täuschung lebe. Ich kann weder der Täuschung noch des Gefühls los werden; und dann drückt mich oft der ungeheure Kontrast meiner so mannigfaltigen äußeren Verhältnisse mit meinem inwendigen, namenlosen Wesen. Das tiefe Gefühl von der Wahrheit des Evangeliums, und das tiefe Gefühl von der unendlichen Entferntheit meines Sinnes und aller, aller, aller Menschen von diesem Einzigwahren wirft mich wechselseitig hin und her, kann mich zwar nicht mutlos machen (ich hoffe noch) — aber es wirft mich oft in tiefe Nächte." (19. Mai 1781.)

Wenn nun Lavater ahnt, daß er in einer Täuschung lebt: woher weiß er, daß das tiefe Gefühl von der Wahrheit des Evangeliums nicht auch zu der Täuschung gehört, die er nur ahnen, nicht durchdringen, noch weniger los werden kann? Ist etwa das tiefe Gefühl der unendlichen Entferntheit seines Sinns von dieser Wahrheit ein sicherer Beweis dafür, daß sie die Wahrheit sei? Nein; denn die bloße Sehnsucht ist kein Beweis für das aus der Ferne Ersehnte, daß es erreicht, die Sehnsucht auch stillen würde. Die Leidenschaftlichkeit der Liebe ist kein Beweis für das Glück der Ehe. Nun ist Lavater, als einem in das Evangelium Verliebten, nicht zu verargen, daß er das nicht sieht. Aber daß er dasselbe Evangelium, das bis jetzt eingestandenermaßen seine Sehnsucht nur erregt, nicht befriedigt, andern als beseligende Wahrheit anpreist, das ist eine Unwahrheit, eine Überschreitung seiner Kompetenz. Und wenn der Gesündere, Kräftigere von dem an ungestillter Sehnsucht Krankenden sich die Nahrung, die ihn nicht sättigt, als höchstes Gut aufreden lassen soll, so ist das, je nachdem, zum Lachen, zum Weinen oder zum Fluchen, muß aber jedenfalls endlich einmal unmißverständlich zurückgewiesen werden. Das ist eine objektive Notwendigkeit, die durch kein subjektives Wohlwollen von der einen und andern Seite umgangen werden kann. Ein ersprießliches Verhältnis ist nur möglich, wenn der Kranke, der sich selbst nicht helfen kann, die Prätention aufgibt, den Gesünderen belehren und bestimmen zu wollen, und sich vielmehr von diesem raten läßt.

Als Goethe die mitgeteilte Klage Lavaters noch in den Ohren klang, erhielt er von Lavater dessen gedruckte Briefe zugesandt. Indem er ihm, dem „Menschlichsten", dafür dankt, läßt er ebenso warm wie weitherzig, ebenso freundlich wie bestimmt hervortreten, was ihn an Lavater anzieht und abstößt. „Es ist natürlich, daß sie das Beste von allen deinen Schriften sein müssen. Wie du vorausgesehen hast, nehmen dir viel und auch gute Menschen diesen Schritt übel; doch du weißt am besten, was du tun kannst, und fühlst wohl, daß dir erlaubt ist, was keinem. Das Menschliche . . . darinne ist höchst liebenswürdig, und mich macht es recht glücklich, daß ich keine Zeile anders lese, als du sie geschrieben hast, daß ich den innerlichen Zusammenhang der mannigfaltigen Äußerungen erkenne . . . Selbst deinen Christus hab' ich noch niemals so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man dich das herrliche, kristallhelle Gefäß (denn das war er, und als ein solches verdient er jede Verehrung) mit der höchsten Inbrunst fassen, mit deinem eigenen hochroten Trank schäumend füllen, und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne dir gern dieses Glück, denn du müßtest ohne dasselbe elend werden. Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem In-

dividuo alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genug tun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und, in ihm dich bespiegelnd, dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für deine gute Sache nicht ziemt, daß du alle köstliche Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpiert, ausraufst, um deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken. Dieses ist, was uns notwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Wahrheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich darinne nicht verändern kannst und daß du vor dir Recht behältst; doch find' ich es auch nötig, da du deinen Glauben und Lehre wiederholend predigst, dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt. Verzeihe mir, daß ich dir begegne wie du Gaßnern, und laß mich Nervenbehagen nennen, was du Engel nennst." Goethe bezeugt noch dem Freund, daß er über sich selbst vortrefflich zu reden verstehe und seines Endzwecks nicht verfehle, sich seinen Freunden und Liebsten immer näher zu bringen, vor ihnen immer wahrer und ganzer zu erscheinen, und sein Reich auf dieser Welt immer mehr auszubreiten, indem er jedermann überzeuge, daß es nicht von dieser Welt sei. „Schließlich bitte ich dich fortzufahren, mir mit deinem Geiste und deiner Art nützlich zu sein und mir, wenn du etwas über, vor oder wider mich weißt, es nicht zu verhehlen, sondern wie bisher und womöglich noch mehr eine gute und lebendige Wirkung unter uns zu erhalten." (22. Juni 1781.)

Lavater antwortet: „Lieber Goethe, dein Brief ist ein Strahl deiner eigenen großen Natur, der durch meine Finsternis drang wie ein Blitz vom Himmel. Du hast recht: bis ich Seiner so gewiß bin wie deiner, ist alles, was ich von Ihm sage, nur Anbetung meiner selbst." Überschlagen wir nach diesem verheißungsvollen Anfang einige Seiten, so lesen wir weiter: „Da mein bisheriger Glaube an Christus bloß auf dem intuitiven Wahrheitsgefühl beim Lesen des Evangeliums, auf dem unaustilgbaren ‚So erfindet man nicht' beruht, bloß auf dem Gefühl der unübertrefflichen Schicklichkeit und Allgenügsamkeit der Christusreligion zu den Bedürfnissen der Menschheit und auf wenigen Privaterfahrungen, die mir was Ähnliches zu haben scheinen mit einigen sonderbaren Schriftbegebenheiten; so will ich's gerne zugestehen" . . . Nun was? Doch wohl, daß er alle Ursache hätte, erst die Grundlagen seines Glaubens genauer zu untersuchen, ehe er auch andre bestimmen will, darauf ihr Heil zu gründen! Und wenn ihm Goethe in seinem Brief einen Strahl seiner großen Natur gesandt hat, der durch seine Finsternis drang wie ein Blitz vom Himmel, und dieser große Goethe ihn mehrfach bedeutet hat, daß sein Gefühl für das, was erfunden und nicht erfunden sein könne, höchst unsicher sei; wenn dieser „Menschen Mensch" (wie er ihn im selben Brief nennt) ihm unumwunden erklärt, daß er für seine Bedürfnisse die Christusreligion nicht brauche: so sollte Lavater ihn einmal in wirklicher Bescheidenheit bitten: „Lieber Goethe, ich weiß nicht recht, wie mir der Kopf steht, darum führe du mich eine Weile." Aber so weit kann er nicht, so weit darf er nicht, so weit will er nicht heruntersteigen. Vielmehr befestigt er sich in seinen zerflossenen Gefühlen durch ein zerfahrenes Gerede, beweist sich, was er schon aufgegeben hat und selbst nicht glaubt (daß er mit seinem Herrn im Himmel in einer ähnlichen Relation stehe wie mit Goethe in Weimar), und gesteht nur zu, daß er

die Deisten und Atheisten nicht in eine Art von Bann tun dürfe (da man ohne einen gewissen poetisch intuitiven Erfahrungssinn beides sein müsse), denkt aber diejenigen „mit Recht verachten, und geradezu als schwache Köpfe oder Schurken taxieren zu dürfen, die das evangelische Christentum zu lehren vorgeben und behaupten, dies Evangelium hänge nicht alles an Christus." Will also Goethe auf den poetisch intuitiven Erfahrungssinn verzichten und sich unter die Atheisten einreihen lassen, so kommt er noch ungebannt davon. Und Lavaters zarte Seele hat durchaus kein Gefühl dafür, wie unverschämt gnädig er gegen den „großen" Freund sich gebärdet! Harmlos teilt er Goethe mit, daß er jetzt an Pontius Pilatus arbeite; harmlos fügt er bei: „Ach! daß du bei mir wärest! Ich finde alles, Himmel und Erde und Hölle, Tugend, Laster, Weisheit, Torheit, Schicksal, Freiheit in Ihm — Symbol von allem an alles." (16. August 1781.) Goethe erwidert ihm freundlich, wenn auch schwerlich ebenso harmlos: „Auf deinen Pontius Pilatus bin ich sehr begierig: schicke, wenn du kannst und willst, ein Stück davon" (14. Nov. 1781).

Über diese fatale Schrift und neue Briefe, die Lavater herausgab, sollte etwa ein Jahr später die große Entscheidungsschlacht geschlagen werden.

Goethe fand es diesmal zweckmäßig, seine Eindrücke dem Freund erst indirekt mitzuteilen, durch den Mund angeblicher Dritter. Er sandte dem Freund in Abschrift „ein Wort über den Verfasser des Pilatus" und einen „Auszug aus einem Brief von K." Da Goethe in diesen Schriftstücken, indem er von Lavater spricht, seinen eigenen Sinn so rund und klar offenbart, wie es auch ihm selten gelungen ist, teile ich sie in ihrem ganzen Umfang mit.

„Ich sehe in dieser Schrift einen Abdruck des Innersten seines Verfassers, das, was ihn am meisten unter allen Menschen interessiert, ein Zeugnis des, was er für sich und für andere für das Allerwichtigste hält. Ich habe öfters

an Lebenden, mit denen ich umgegangen bin, an Abgeschiedenen, deren Schriften ich gelesen habe, bemerkt, daß der Mensch das, was an ihm das Größte und Trefflichste ist, selten kennt, noch auch diesen Vorzügen einen Wert beilegt. Was er hat, sieht er an wie ein Reichgeborener seinen Reichtum, als etwas, das zu ihm gehört, als etwas, das sich von selbst versteht, als eine Sache, von der er ausgehet. Aber das, wohin seine Wünsche sich sehnen, was ihm abgehet, was er, sein Dasein zu erweitern und zu ergänzen nötig glaubt, das ist es, was ihn aufs stärkste interessiert, worüber er alles andere vergißt, worum er alles andere hingäbe; eine Empfindung, die der dritte Zuschauer nicht begreifen kann. Wenn diese Empfindung hoch- und vielbegabte Seelen ergreift, dann verlassen sie den innern weiten Kreis ihres Daseins und schwärmen an denen Grenzen herum, die ihnen so gut wie andern gesetzt sind. Sprechen sie alsdann davon, schreiben sie davon, so gibt es meistenteils etwas Albernes, etwas das nur über die engen Grenzen der Menschheit nachdenken und trauren läßt, eben in dem Augenblicke, da sie glauben, das Innigste, Höchste, Trefflichste, Letzte ihres ganzen Daseins für sich gefühlet und andern offenbart zu haben. Mir ist Pilatus wieder die wichtigste Beilage zu dieser Erfahrung. Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abstraktion, alle Wissenschaft, Scharfsinn, alles Anschauen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse und mehr Vorzüge, die Lavater in einem so hohen Grade besitzt, läßt er zurück, wirft er weg, um dem Unerreichbaren atemlos nachzusetzen. Ich möchte ihn einem Manne vergleichen, der Güter, Geld, Besitztümer, Weib, Kinder, Freunde, alles nicht achtete und vernachlässigte, um einen unwiderstehlichen Trieb nach mechanischen Künsten zu befriedigen und eine Maschine zum Fliegen zu erfinden.

„Ich weiß, daß dieser Trieb bei ihm unwiderstehlich ist, daß dieses Bedürfnis in jeder Faser seines Herzens

schlägt, daß sein ganzes Wesen wie ein trockener Schwamm nach jenem Erhabensten durstig ist, daß der geringste Tropfen der Ahndung jener Seligkeit ihm mehr Freude und Wollust gewähret (eine Wollust, die er zu entbehren kaum erträgt), als der Genuß alles übrigen, den Menschen von Gott so reichlich gegönnten Guten. Ich weiß das alles; auch hat dagegen niemand nichts zu sagen; ich kenne ihn; das Bild seines Daseins, das Bild seines Wesens und seiner Vortrefflichkeit weicht nicht von mir; nun aber Pontius Pilatus —!"

Der (angebliche) Auszug aus einem Briefe von K. geht direkt auf Lavaters Christentum ein.

„Was den guten Lavater selbst betrifft, so sind jetzt wieder brüderliche Schreiben an verschiedene Jünglinge von ihm erschienen, die Sie ohne Zweifel schon gelesen haben. Ich habe sie mit wahrer, herzlicher Teilnehmung gelesen und mir dabei einige neue praktische Begriffe über das, was Christentum sein soll, gemacht.

„Bei des Menschen täglicher Schwachheit nämlich ist es gut und ist nötig, daß er sich einen Helden — einen Helfer, ein höheres Ideal der Vollkommenheit vergegenwärtige. Je erhabener und menschlicher zugleich dieses ist, je näher er es sich bis zur Gegenwart der Gottheit darstellen kann, desto nützlicher und hilfreicher ist es für ihn. Dies haben die alten Heiden schon gesagt. Solch ein Beistand ist auch wirklich dem Menschen, der ihn braucht, göttlich. Es ist ihm die Gottheit, wie Lavater sagt, vermenschlicht. Was braucht es nun also weiter, über Dogmata zu streiten, die immer fatal sind. Jesus Christus ist Lavaters menschlicher Gott, und er ist es auch wirklich und aller, die ihn für das brauchen, wozu ihn Lavater braucht, nämlich den flachen Damm unseres Gemütes gegen die losrauschenden Leidenschaften damit zu verstärken und zu erhöhen, die lockeren Wände und die gemachten Risse damit auszustopfen und zu versichern. Das ist gut und ist menschlich und ist wahr.

Wenn aber Lavater bekehren will, wenn er junge Leute und sogar einen Graf Wartensleben, der in die Welt gehen soll, ermahnt, keinem Menschen zu trauen, auch nicht einmal Gemeinschaft mit ihm zu haben, der nicht ein Christ sei, so finde ich es eben darum abgeschmackt, weil dadurch das erste Prinzipium, warum man glauben kann und soll, aufgehoben wird, das Christentum nicht mehr eine Herzenssache, sondern eine fanatische Wut um ein nie zu erweisendes Dogma wird. Ich habe eben dieser Tage in des Matrosen Zimmermanns Reisebeschreibung gelesen, daß Cook nie von Religion gesprochen, auch keinen Prediger in seinem Schiff habe leiden können. Dem ohngeachtet — was meinen Sie! — wollten wir ihm nicht so gut zu einer Reise um die Welt uns anvertrauen, als Lavatern zu einer Fahrt nach dem Himmel?"

Der Brief mit diesen Inlagen erfreut Lavater, erweitert sein Inwendiges, überzeugt ihn aufs neue, daß er sich mit Goethe über gewisse große Punkte treffen müßte, wenn sie sich ruhig und lange genug unterhalten könnten. Er täuscht sich, der Arme. Denn was er nun zur Erläuterung seiner religiösen Ansichten vorträgt (und mit einer Ruhe, Sachlichkeit und Ordnung, die an ihm überrascht), beweist doch nur, daß er gar nicht versteht, was Goethe meint. Er nimmt diesem die Worte aus dem Munde und begegnet sich, weil er auf einem andern Boden der Betrachtung steht, doch nicht mit ihm, sondern schießt in entgegengesetzter Richtung an ihm vorbei. Man höre! „Über Menschheit hinaus kann die Menschheit nicht fliegen." (Das soll sie auch nicht, mochte Goethe einwerfen; und deshalb kommt dem verständigen Menschen gar nicht der Einfall, das zu probieren.) „Sie denkt und genießt nichts Unanaloges mit der Menschheit." (Das heißt: was ihr nicht analog ist, kann sie nicht denken und genießen.) „Alles Unanaloge ist Schwärmerei." (Warum denn, wenn es als unanalog erkannt und behandelt wird? Schwärmerei ist vielmehr, daß der Mensch sich homogen dichtet, was er doch selbst

als heterogen voraussetzt: daß er z. B. dem Allgegenwärtigen eine Gestalt, dem Ewigen Veränderlichkeit des Seins zuschreibt u. s. f.) „Ich kenne keinen Gott als in der Menschheit." (Sehr richtig: der Gott, den du kennst, ist eine Umdichtung des wirklichen Gottes ins Menschliche.) „Der Universalgeist ist unerbittlich und ungenießbar." (Soll er denn für uns erbittlich und genießbar sein? Wäre er denn Gott, wenn er durch den Menschen bestimmt und genossen werden könnte? Was soll denn das heißen: Gott genießen?) „Es ist Lästerung, sich vermessen, ihn unmittelbar anzubeten." (Was soll denn daran vermessen und lästerlich sein? namentlich wenn zugleich erkannt und anerkannt wird, daß Gott als solcher für den Menschen als solchen weder erbittlich noch genießbar sein soll!) „Als Vater Christi, des Universums im kleinen, darf [der Mensch] im Glauben an Christus Wort ihn durch seine Vermittlung anrufen." (Was soll ich ihn denn durch Christi Vermittlung als Vater Christi anrufen — dürfen? Wenn ich ihn doch weder erbitten noch genießen will — ihn, der überhaupt unerbittlich und ungenießbar ist? Ist aber der Universalgeist als Vater Christi durch Christi Vermittlung erbittlich und genießbar, so ist er nicht unerbittlich und ungenießbar. Wer durch veränderte Anrede und Beziehung auf eine Mittelperson zu erbitten ist: ist der unerbittlich?) „Oder mit andern Worten: diese Vorstellungsart ist's, die am meisten auf die innersten Tiefen der Menschheit wirkt, und den Berührungen Christus das Innerste aufschließt." (Weich- und Müdlingen wie Lavater mag es freilich angenehm sein, sich den unerbittlichen Universalgeist erbittlich — vorzustellen; und eine solche — Vorstellungsart mag wohl ihr Herz dem angeblichen Vermittler aufschließen: aber das ist durchaus kein Beweis für die Wahrheit dieser Vorstellungsart.) Wenn endlich Lavater urteilt: „der meisten Menschen Religion ist Schwärmerei, das ist: Wahn, von einem andern Wesen berührt zu sein, wenn sie sich selbst

berühren" — so zupfte gewiß Mephisto Goethen am Ohr und raunte ihm zu: „spottet seiner selbst und weiß nicht, wie!" So kamen sich die Freunde wirklich nicht näher. Aber auch, wenn Lavater bittet, daß ihm Goethe die Stellen der ausschließenden Intoleranz in seinem „Pilatus" anzeige, liegt diesem höchst billigen Verlangen ein Mißverständnis zugrunde. Denn die Intoleranz lag nicht in einzelnen Stellen, sondern im ganzen Geiste des Buches; und es konnte mit ihr seine Richtigkeit haben, wenn Lavater der Wahrheit gemäß von sich rühmen konnte, daß unter allen Schriftstellern Deutschlands kein toleranterer, allgemeiner duldender, alles Gute schätzenderer Schriftsteller und Mensch sei als er. Es gibt nun einmal Leute, die es intolerant finden, daß man sie in die Rolle der bloß Tolerierten hineindrängen will; denen die Geduld ausgeht, wenn der Freund mit der treuesten Geduld abwartet, daß sie sich zu ihm bekehren, und nur gar nie auf den Gedanken kommen kann, daß er selbst einer Bekehrung bedürfen möchte. Die profunde Unklarheit, Verworrenheit, Verdrehtheit Lavaters, seine Unfähigkeit, eine unangenehme Wirklichkeit, die ihm in die Augen schlägt, anzuerkennen, offenbart sich in den doch wieder ergreifenden Schlußworten dieses Briefs: „Ich sehe einen fremden Geist um dich schweben! . . . Lieber, wenn ich genau noch bin, was ich vor 9 Jahren war, warum bist du es nicht mehr? (Weil ich etwas gelernt habe, und du hast nichts gelernt! mochte Goethe unwillig ausrufen.) . . . Adieu Lieber! Alter . . . . immergleicher!" Der immergleiche Goethe, der nur nicht mehr derselbe ist wie vor 9 Jahren: das entspricht ja ziemlich genau dem unerbittlichen Universalgeist, den man als Vater Christi auf Christi Wort durch Christi Vermittlung anrufen darf.

Mit dieser Verteidigung kreuzt sich ein Brief Goethes (vom 29. Juli 1782), worin er direkt bekennt: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein dezidierter Nichtchrist bin, so haben mir dein Pilatus und so weiter

widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst." In seiner Antwort dagegen (vom 9. August) kommt er dem Freunde bis an die Grenzen der Wahrhaftigkeit entgegen (und vielleicht noch einen Schritt drüber hinaus): sie wird trotzdem zu einer unwiderruflichen Absage. „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für göttlichste Wahrheit, mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Toter aufersteht. Vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur." Goethe gibt also Lavater den Vorwurf der Gotteslästerung zurück. Dadurch ist die Parität in der Freundschaft wieder hergestellt; aber Goethe schafft sich durch diese Härte zugleich (wie wir sofort sehen werden) die Möglichkeit, den Freund zu entlasten, indem er nun sich selbst dem Urteil preisgibt, das er über ihn gefällt hat und nicht zurücknehmen kann. „Ausschließliche Intoleranz! (fährt er später fort). Verzeih mir diese harten Worte! Wenn es nicht uns neu verwirrte, so möchte ich sagen, sie ist nicht in dir, sie ist in deinem Buche. Lavater, der unter die Menschen tritt, der sich den Schriftstellern nähert, ist das toleranteste, schonendste Wesen. Lavater als Lehrer einer ausschließlichen Religion, ihr mit Leib und Seele ergeben: nenn es, wie du willst — du gestehst es ja selber. Es ist hier nicht die Rede vom Ausschließen, als wenn das andre nicht oder nichts wäre; es ist die Rede vom Hinausschließen, hinaus, wo die Hündlein sind, die von des Herren Tische mit Brosamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaumes, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labsal sind . . . Und so ausschließlich ist dein Pilatus von Anfang zu Ende: es war ja deine Absicht, ihn dazu zu machen. Wie viel Ausforderungen stehen uns darinne: wer kann [leugnen]? wer darf [behaupten]? u. s. w.

Worauf mir im Lesen manchmal ein gelassenes und auch wohl ein unwilliges Ich! entfahren ist . . . Laß mich also hierdurch die Härte des Wortes Intoleranz erklärend gemildert haben. Es ist unmöglich, in Meinungen so verschieden zu sein, ohne sich zu stoßen. Ja, ich gestehe dir, wäre ich Lehrer meiner Religion, vielleicht hättest du eher Ursache, mich der Toleranz mangelnd zu schelten, als ich jetzo dich."

Lavater legt dem Freunde (in einem verlorenen Brief) noch einmal den inneren Zusammenhang seiner Religion dar; darauf erwidert Goethe abschließend: „Wir werden ja nun wohl bald einander über diesen Punkt kennen und in Ruhe lassen. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebendigen Wesens auch soviel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft. Mein Pflaster schlägt bei dir nicht an, deines nicht bei mir: in unsers Vaters Apotheke sind viel Rezepte. So habe ich auf deinen Brief nichts zu antworten, nichts zu widerlegen; aber dagegen zu stellen habe ich vieles. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Kolumnen nebeneinander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." Das war gut gemeint, und Lavater kam dem Freunde mit der guten Absicht entgegen, seine Hand über den breiten Graben hinüber festzuhalten. Aber die Freundschaft mußte verarmen, wenn das religiöse Interesse, in dem Lavaters ganzes Leben lag, ausgeschieden wurde. Und wollte man sich in anderen Interessen zusammenfinden, so ging eben überall Lavaters ganze Art Goethe offenbar mehr und mehr gegen den Geschmack. Der Briefwechsel schleppt sich durch das Jahr 1783 mühsam fort. Zum neuen Jahr schreibt Goethe dem Freund: „Wäre es dir gegeben, mir das nächste Jahr öfter zu schreiben, daß

wir einander mehr genössen, so wollt ich auch fleißiger sein. Gib mir vom rein Menschlichen deines Treibens und Wesens. Sende mir manchmal etwas, wie du sonst tatst.“ Der übrige Brief ist nicht wärmer als diese Worte. Den lebendigen Schlag des Herzens läßt nur die Mitteilung spüren, daß nun nichts mehr zwischen Goethe und Herder stehe; und das mußte freilich auch Lavaters Herz in Wallung bringen: denn religiöse Differenzen hatten ihn vor drei Jahren auch von seinem früheren Freund Herder geschieden. Lavater erwidert: „Lieber Goethe, du gabst dir mehr — Mühe, mir zu schreiben, als ich erwarten durfte.“ Doch ist er nur gedrückt, nicht verstimmt, und erzählt offenherzig, nur etwas gemessener als sonst, was Goethe interessieren konnte. Dieser aber fühlte wohl die Wahrheit von Lavaters Kritik: er mußte sich die Briefe an den ehemaligen Freund abzwingen. Und wenn Lavater auf seine Frage, ob ihn die Luftfahrer nicht auch ergötzen, erwidert: „die Luftfahrer tun auch mir wohl, obgleich ich glaube, daß der Fürst der Luft dabei in die Faust lachen mag“; wenn er ihm ferner schreiben konnte: „Pfenninger, der unveränderlich treue, fromme Schmachter nach dem Herrn, dankt dir für deinen Gruß“ — so war es wohl Goethe, wie wenn er auf ein Sandkorn gebissen hätte. Er hat ihm nicht mehr geantwortet.

Wie viel Zwang er sich gegen den frommen Freund auferlegt hatte, auch wenn er noch so offen und scharf zu reden schien, erfahren wir aus seinen Briefen an Frau von Stein. Denn da darf er seine Herzensmeinung herausjagen, ungemildert durch freundschaftliche und pädagogische Rücksichten. Er schreibt darin: „Hier ist ein Bogen von Lavaters Pilatus. Ich kann nichts darüber sagen. Die Geschichte des guten Jesus hab' ich nun so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte.“ (5. April 1782.) „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie du willst, gibt es aber am Ende für nichts, als

was es ist, so geht's hin und das Publikum nimmt insofern Anteil daran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schal ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Kaspar diese Methode des Dramatisierens (wie sie es nennen) allerliebst und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O und Heil und Seligkeit dran: da wird's abgeschmackt und unerträglich . . . Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel! Ihm hat die Geschichte Christi so den Kopf verrückt, daß er eben nicht loskommen kann. Mich wundert's nicht; freilich ist's Tausenden so gegangen . . . Er kommt mir vor wie ein Mensch, der mir weitläufig erklärte, die Erde sei keine accurate Kugel, vielmehr an beiden Polen eingedrückt; bewiese das aufs bündigste und überzeugte mich, daß er die neuesten, ausführlichsten, richtigsten Begriffe von Astronomie und Weltbau habe; was würden wir nun sagen, wenn solch ein Mann endigte: schließlich muß ich noch der Hauptsache erwähnen, nämlich daß diese Welt, deren Gestalt wir aufs genaueste dargetan, auf dem Rücken einer Schildkröte ruht, sonst sie in Abgrund versinken würde. Verzeih' mir das Gleichnis; in meinen Augen knüpft sich bei Lavatern der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen.“ (6. April 1782.) Dagegen fand Goethe in dem 3. Teil des „Pontius Pilatus“ ganz treffliche Sachen, die die Geliebte gewiß vergnügen und auferbauen werden. „Es ist weit weniger Kapuzinade als in den ersten; man sieht, wie Lavatern die Menschheit nach und nach immer offenbarer wird. Daß er von den albernsten Märchen mit Anbetung spricht; daß er sich mit veralteten barbarischen Terminologien herumschlägt, und sie in und mit dem Menschenverstand verkörpern will, gehört so notwendig zu seinem eigenen als zu des Buches Dasein.“ (9. Juli 1784.)

Aus den folgenden Jahren scheint keine Äußerung

Goethes über Lavater erhalten zu sein. Daß ihn der einstige Freund doch fortdauernd beschäftigte, zeigt sich bei dem nächsten und letzten persönlichen Zusammentreffen der beiden. Denn Goethes Gefühl für Lavater hat sich inzwischen nicht bloß bis zum Gefrierpunkt abgekühlt, sondern auch in seinem Wesen verändert. Lavater wollte auf einer Reise nach Bremen auch durch Weimar kommen. Goethe schreibt darüber der Freundin: „Es scheint, ich werde gezwungen, Lavatern zu erwarten . . . Wie gerne wäre ich ihm auf seinem apostolischen Zug aus dem Wege gegangen, denn aus Verbindungen, die nicht bis ins Innerste der Existenz gehen, kann nichts Kluges werden . . . Was hab' ich mit dem Verfasser des Pontius Pilatus zu tun, seiner übrigen Qualitäten unbeschadet. Wir wollen's abwarten und unser Auge licht sein lassen." (12. Juli 1786.) Lavater kam und fand Goethe, der ihn beherbergte, „älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer." Aber er hat schwerlich geahnt, was in dem verschlossenen Busen Goethes vor sich ging. Dieser berichtet an Charlotte von Stein: „Die Götter wissen besser, was uns gut ist, als wir es wissen; drum haben sie mich gezwungen ihn zu sehen . . . Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter *seine* Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt." Dem läßt er noch eine böse Nachschrift folgen: „der Prophet hatte sehr auf dich gerechnet; es hat ihn geschmerzt, daß du seinen Netzen entgangen bist; es ist mir lieb und leid, daß du ihn nicht gesehen hast." Goethe hat sich also besonnen, *welches* Band in Lavater den höchsten Menschenverstand und grassesten Aberglauben verbinde; darüber ist ihm das Vertrauen in die Arglosigkeit von Lavaters Glauben und Lieben erschüttert

worden, und er vermutet jetzt in dessen scheinbarem Enthusiasmus*) berechnende Herrschsucht. Darum beantwortet er einen letzten verschämten Annäherungsversuch des Freundes in seinen Tagebüchern mit einer schonungslosen Härte, die ihm doch vielleicht selbst noch weh getan hat. Lavater widmete 1786 seinen „Nathanael" einem „Nathanael, dessen Stunde noch nicht gekommen ist." Goethe hatte allen Grund zu der Vermutung, daß er der Edle, Truglose, Liebe sei, dem Lavater noch einmal „die ebenso gewisse als unerweisliche Göttlichkeit des Christentums" — erweisen wollte. Und er erwidert darauf nicht die Worte, die ihm Lavaters Widmung in den Mund legt: „Du bist doch wahrlich kein hartherziger Schwärmer, kein erdrückender Gläubiger, kein Menschheit schändender Theologe! Wie gern gönn' ich dir deinen Christus, der dein Herz so froh und durch die Freude so duldsam macht — laßt uns beide warten!" Nein, er antwortet mit schneidender Schärfe, ja cynischer Roheit: „Du kommst mit deiner Salbaderei an den Unrechten. Ich bin kein Nathanael, und die Nathanaele unter meinem Volke will ich selbst zum besten haben; ich will ihnen nach Bequemlichkeit und Notdurft selbst etwas aufbinden. Also pack' dich, Sophist! Oder es gibt Stöße!"

Hat der Gegensatz der Denkweise Goethes Freundschaft mit Lavater endlich zerstört, die mit Jacobi wenigstens unterbrochen und gelockert, so konsolidiert sich im Gegenteil seine Verbindung mit *Herder*, freilich unter den stärksten Schwankungen, auf dem Grunde übereinstimmender Betrachtung der Welt und des Lebens immer sicherer, so daß

*) Auf das Titelblatt von Lavaters „Lied eines Christen an Christus", von dessen 71 Strophen 47 mit „Du bist!" anfangen (entstanden und gedruckt im Mai 1786) schrieb Goethe die bösen Verse:

„Du bist! Du bist!" sagt Lavater. „Du bist!!
Du bist!!! du bist!!!! du bist, Herr Jesus Christ!!!!!"
Er wiederholte nicht so heftig Wort und Lehre,
Wenn es ganz just mit dieser Sache wäre.

gegen das Ende dieser Periode Goethe und Herder sich nicht mehr glauben verlieren zu können.

Als Goethe es unternahm, Herders Berufung nach Weimar durchzusetzen, ehe er selbst wieder gehe, mußte er dem Herzog auch für dessen politische Klugheit in geistlichen Dingen gut sagen. Er sollte bald sehen, daß er damit eine Bürgschaft auf sich genommen hatte, die sich noch in eine drückende Schuld verwandeln konnte. Bei der Einführung in sein Amt wurde Herder durch die Eröffnung überrascht, daß kraft herzoglichen Reskripts den Ministern, Räten und Kavaliers nachgelassen sein sollte, bei dem von ihnen unter den Hofgeistlichen bereits erwählten Beichtvater zu bleiben. Herder sah darin einen Eingriff in die Rechte, die ihm bei der Berufung zugesichert worden waren, und erklärte, wenn man ihm seine Gemeinde nehme, werde er sein Amt nicht antreten; er wollte sich also nicht darauf einlassen, daß er sich seine Gemeinde erst sammle. Goethe hatte zu vermitteln und bewirkte, daß das von den Gegnern veranlaßte herzogliche Reskript zurückgenommen wurde. So wurde also der Streit beigelegt: aber Goethe soll dabei gegen Herder das Wort „Pfäfferei" haben fallen lassen und Herder (aber doch wohl nicht bloß er) habe sich desselben später zuweilen erinnert. Übrigens war nach Goethes Tagebüchern dessen Verkehr mit Herder im Winter 1776 auf 1777 ziemlich lebhaft. Dann wird er etwas seltener, und im Jahr 1780 entwickelt sich eine peinliche Spannung zwischen beiden. Welches die Gründe sind, ist schwer zu sagen. Herder wurde von seinen Kollegen das Leben offenbar sehr sauer gemacht. Er war gekommen, um in Kirche und Schule etwas zu wirken; auch scheint namentlich das Schulwesen des Herzogtums einer Reform dringend bedürftig gewesen zu sein. Aber die Amtsbrüder wußten alles, was er beabsichtigte, zu verhindern oder doch zu verzögern; und weder Goethe noch der Herzog, der doch sonst energisch durchgreifen konnte, kam ihm wirksam zu Hilfe.

Das hing zum Teil an der Beschränktheit der Mittel, über die man zu verfügen hatte; doch wird Herder auch nicht so ganz Unrecht gehabt haben, wenn er bei dem Freund und dem Fürsten ein ernsthaftes Interesse für seine Bestrebungen vermißte. War nun Herder darüber mit Grund verstimmt, so machte sich geltend, daß er überhaupt Stimmungsmensch war, also in der Verstimmung alles von der bösen Seite nahm. Das Mitgefühl mit der Herzogin Luise, die sich in Weimar ebenfalls nicht heimisch fühlte, gab der Unzufriedenheit mit Goethe und dem Herzog noch einen idealen Vorwand. Endlich mag doch auch mitgewirkt haben, daß er sich neben Goethe nicht nach seinen vollem Werte gewürdigt fand. Der Schweizer Tobler berichtet über ihn an Lavater (Mai 1781): „Loben eines andern kann er gar nicht leiden, das heißt, wenn man einen andern lobt!" So hat Herder, und noch mehr seine Frau, die zarte Psyche, die Goethe einst besungen, nicht ungern angehört, was man zu Weimar über Goethe und den Herzog Böses sagte, und auch nicht ungern weitergegeben. Über Goethes Stimmung und Stellung gegen Herder zu dieser Zeit unterrichten uns wenige, aber bedeutsame Äußerungen in seinen Briefen. Den 30. Januar 1780 schreibt er an Frau von Stein: „Herders sind wieder von Ilmenau zurück und haben mich zum Eintritt mit unangenehmen Sachen unterhalten, die sie nichts angehen. Ich habe beschlossen, die Frau nächstens beim Lippen zu kriegen und ihr meine Herzensmeinung zu sagen: sie mag alsdann referieren, und es ist sehr gut, daß man sich erklärt und gewisse Dinge ein für allemal nicht leidet." Ferner den 8. September an dieselbe: „Herders haben, merk ich, die Minute abgepaßt, daß ich weg wäre, um einen Fuß in Ihr Haus zu setzen; ich bitte die Götter auch, daß ich darüber recht klar werden möge und einsehen möge, was bei der Sache an mir liegt; bis dahin ist mir's ekelhaft." Gegen Ende des September meldet er lakonisch an Lavater: „Herder fährt fort, sich und an-

dern das Leben sauer zu machen." Zu einer offenen Auseinandersetzung scheint es damals nicht gekommen zu sein. Aber im Frühjahr 1781 bessert sich das Verhältnis. Goethe bespricht mit Herder die Erwiderung, die er gegen des großen Fritz Schrift über die deutsche Literatur richten wollte, und gibt dem Freunde seine ungedruckten Gedichte zur Abschrift; sodann freut er sich des Gesprächs über die Seelenwanderung, das Herder schrieb. Wie erwünscht Goethe die Wiederherstellung eines freundlichen Verkehrs war, und wie unsicher er sich doch darin fühlte, offenbart sich in dessen Mitteilung an Knebel (21. September 1781): „Mit Herdern bin ich in ein Verhältnis gerückt, das viel für die Zukunft verspricht. Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können." Durch schonende Behandlung Herders vermochte denn auch Goethe bis in den Sommer 1782 gute oder wenigstens leidliche Beziehungen aufrecht zu erhalten. Als er aber dann geadelt wurde und die Geschäfte des Kammerpräsidenten übertragen erhielt, eigneten sich Herders die schlimmste Deutung zu, die diese Vorgänge in Weimar erlitten. Herder meldet seinem Freund Hamann, daß Goethe zum Kammerpräsidenten ernannt sei, „doch ohne diesen Namen, der für ihn ohne Zweifel auch als Appendix zu klein ist." Dann fährt er fort: „Er ist also jetzt wirklicher Geheimer Rat, Kammerpräsident, Präsident des Kriegskollegii, Aufseher des Bauwesens bis zum Wegbau hinunter, dabei auch directeur des plaisirs, Hofpoet, Verfasser von schönen Festivitäten, Hofopern, Balletts, Redoutenaufzügen, Inskriptionen, Kunstwerken u. s. f., Direktor der Zeichenakademie, in der er den Winter über Vorlesungen über die Osteologie gehalten, selbst überall der erste Akteur, Tänzer, kurz das Faktotum des Weimarischen und, so Gott will, bald der major domus sämtlicher Ernestinischen Häuser, bei denen er zur Anbetung herumzieht.

Er ist baronisiert, und an seinem Geburtstag wird die Standeserhebung erklärt werden. Er ist aus seinem Garten in die Stadt gezogen und macht ein adlig Haus, hält Lesegesellschaften, die sich bald in Assembleen verwandeln werden u. s. f. u. s. f. Bei alledem geht's in Geschäften, wie es gehen will und mag; meine Gegenwart ist hier beinah unnütz und wird mir von Tag zu Tage lästiger. Was anderswohin weiß, sehnt sich weg." Noch giftiger schreibt Karoline dem jungen Hausfreunde J. G. Müller nach Schaffhausen: „Groß und klein verachtet und verflucht den Goethe. Der Kammerpräsident ist darum fortgeschickt, weil er ihnen schon seit vier Jahren Vorstellungen getan, sie müßten sich einschränken, er könne so nicht bestehen. Die besten Leute wurden verachtet, disgustiert, und die ganze Dienerschaft ist dem Herzog verächtlich gemacht worden: darum nimmt Goethe alle bedeutenden Stellen ein." Diese brieflichen Expektorationen blieben Goethe natürlich unbekannt; und so lud er Herder und Frau im Juli zur Aufführung seines „Wald- und Wasserdramas", der „Fischerin", ein, worin er Volkslieder aus Herders Sammlung verwendet hatte. Aber das scheint zu keiner Annäherung geführt zu haben. Einige Zeit später war es in der Gesellschaft zu Weimar bekannt, daß Herder und Goethe etwas entfernt sein sollen; gegen Ende des Jahrs war der Verkehr gänzlich abgebrochen. Aber im März des nächsten Jahrs schenkte Herder dem alten Freunde wieder das Vertrauen, ihm eine Predigt, die er aus Anlaß der Geburt des Erbprinzen gehalten, vor dem Druck zur Begutachtung vorzulegen; Goethe antwortete ihm zwar im gemessensten Tone, ohne jeden auffälligen Aufwand freundschaftlicher Gefühle, aber mit so sichtlichem, wahrem Wohlwollen, und auch mit so sicherem Urteil, daß Herder wohl den Eindruck bekommen konnte, gerade er wäre der Freund und Berater, den er in seiner unangenehmen Lage wohl brauchen könnte. Da uns dieser Brief den tiefsten,

unmittelbarsten Eindruck in ihr Verhältnis gibt, lohnt es sich, die Hauptpunkte, mit einigen Glossen begleitet, mitzuteilen.

„Ich danke dir für das Zutrauen, hier ist die Predigt zurück, und dabei einige Erinnerungen. Zuvörderst bitte ich dich, da du einmal veranlaßt bist, sie drucken zu lassen, mache dir zum Gesetz, nichts weiter zu hören, was man darüber sagt." (Denn Herder war, trotz allen Selbstgefühls, so empfindlich gegen fremdes Urteil, so abhängig von fremder Meinung, daß er nicht in ein stabiles Gleichgewicht der Stimmung kommen konnte. Und eine der Haupturſachen, warum er sich und andern das Leben sauer machte, war eben das, daß er zu viel hörte, was andre sagten) . . . „Da ich deine Predigt hörte, wünschte ich, du hättest ein tröstlich wohltätig Wort für den Herzog hinzufügen können und mögen. (Das war eben das Schlimme: Herder *mochte* dem Herzog nichts Freundliches mehr sagen!) Du hast Deine Zuhörer an den breitesten Teil der Kluft geführt, die unsre (üble) Gegenwart und jene (bessere) Zukunft trennt, und da suchte jeder eine Brücke, irgend ein Plätzchen, wo wahrscheinlich hinüberzukommen wäre. Du hast der Hoffnung nichts übrig gelassen, als sich ihrer Flügel zu bedienen. (Denn in der besseren Zukunft sollte eben das Verhältnis von Fürst und Volk ein *ganz* anderes werden, als es jetzt unter Karl August war. Herder konnte nur die Vergangenheit preisen, von der Zukunft hoffen; an der Gegenwart hatte er gar nichts zu loben.) Da es aber damals nicht geschehen, halte ich es nicht für rätlich, etwas jetzt hinzuzutun, und bliebe dieser fromme Wunsch auf sich beruhen." (Aber ausgesprochen sollte er doch sein, um Herder auf die Frage hinzudrängen, ob er in seinem Verhalten gegen den Herzog immer das Richtige treffe; ob seine Stimmung gegen diesen für ein ersprießliches Zusammenleben günstig sei. Übrigens scheint Herder doch noch einige freundliche Worte für den regierenden Herzog eingefügt zu haben; z. B.: „eben das, was wir für unsern Prinzen zu wünschen und zu erbitten haben, ist auch der Zweck Seines Lebens, das Vorbild Seiner Regierung und der Wunsch aller guten aufrichtigen Seelen für das Glück Seiner Tage;" ferner: „da der Ort, auf dem ich rede, kein Ort des Lobs ist, das so bald den Schein der Schmeichelei annähme, so wollen wir des Guten, *das wir genießen*, uns mit stillem Dank erfreuen und uns auf den Flügeln der Hoffnung in die Zukunft schwingen . . .") . . . „Nun trete ich . . . mit einer Vorbitte für die schönen Künste auf. Wenn du über die Idee, die du hier hinwirfst (daß die Weisheit, die den Fürsten ziere, nicht salomonische Gelehrsamkeit sei, auch nicht der feine Geschmack der Künste, sondern die Gabe, ein Volk zu regieren mit Klugheit, es glücklich zu machen durch tätige Weisheit), eine kleine Abhandlung schriebst oder dich unter guten Freunden (warum nicht gegen Goethe?) darüber heraus ließest, wäre es ein anders; hier aber fällt diese Anmerkung wie vom Himmel, weil so viele Zwischenideen übersprungen sind. (Das heißt: man kann sie nur aus einer Absicht erklären; und jedermann weiß, daß sie sich gegen den regierenden Herzog richtet.) Ich weiß wohl, daß jeder, der für sich und andre zu sorgen hat, wohltut, sich dem Notwendigen und Nützlichen (z. B. der Schule) zu widmen, und daß es gefährlich ist, der Leidenschaft zum Schönen so viel Raum zu geben. Ist es denn aber nicht mit jeder Leidenschaft dasselbe, in der die Mächtigen und Reichen einen höhern und stärkern Genuß des Lebens suchen! (Und daß sie diesen höhern und stärkern Genuß des Lebens suchen, wird ihnen niemand abgewöhnen.) Hunde, Pferde, Jagd, Spiel, Feste, Kleider und Diamanten, was für Kapitale von Barschaft stecken darinne, und was für Interessen von Zeit und Geld zehren sie nicht auf (das sieht also Goethe so gut wie jeder!), ohne die Seele zu erheben (darin ist Goethe wieder mit Herder eines Sinnes!),

das doch die Gaben der Musen um einen wohlfeilen Preis gewähren. (Wenn also Goethe des Herzogs Neigung zur Kunst Nahrung zuführte, so wollte er damit auch kostspieligeren und für den Geist ganz unfruchtbaren Leidenschaften entgegenwirken! Das sollte ein Herder verstehen können!) Und wem ist ein Sonnenblick aus jenen höheren Regionen der Menschheit mehr zu gönnen als dem, der sich unter den Staubwolken des mühseligen Erdenlebens herumtreibt. (Das also ist Goethes Definition des höfischen Treibens: „Staubwolken des mühseligen Erdenlebens!") Mich dünkt, man kann nicht bestimmt genug sprechen, wenn man vor dem Übermaß eines Guten, das zum Fehler werden kann, warnen will. (Während Herder durch unbestimmte Anzüglichkeiten nicht sowohl überzeugend belehrte, als vielmehr reizte, verstimmte, zum Widerspruch herausforderte.) Ganz kann es nicht wegbleiben, da du dessen einmal erwähnt hast. Wenn ich es zu tun hätte, würde ich . . . gegen das Ende, wo ausgeführt ist, was tätige Weisheit, geschäftige Klugheit für Vorteile bringen . . . hinzusetzen: daß, um so viel zu wirken, keine ausgebreitete tote Gelehrsamkeit nötig sei, und daß selbst schöne Wissenschaften und Künste, die sonst für die größte Zierde der Staaten gehalten, deren Annehmlichkeiten oft von Fürsten mit zu großer Vorliebe genossen würden, dem Regenten keinen so schönen und dauerhaften Kranz knüpften, als eine wahre, lebendige, auf die ersten Bedürfnisse, auf das Nötige und Nützliche gerichtete Wirksamkeit." (Mehr kann ja Herder nicht sagen wollen, wenn er nicht eben dem Herzog einen Stich geben will. Übrigens hat er diesem Rat Goethes keine Folge geleistet.) „Daß du in beiden Predigten keinen Gebrauch von denen Motivs, die uns die christliche Religion anbietet, gemacht hast, hat mich gewundert" (also ist Goethe sogar nicht so ganz ohne Verständnis für Herders kirchliches Wirken!) . . . „Verzeih, wenn ich mehr ein Individuum aus dem Publico als einen übersehenden Zensor

gemacht und einseitige Bemerkungen vorgebracht habe." (Die doch eben zu Herders Auffassung die notwendige zweite Seite ergänzen.)

Im Verlauf des Jahres 1783 folgten weitere Erklärungen, welche jedes Mißverständnis beseitigten und das herzlichste Einvernehmen herbeiführten. Über ihren Inhalt gibt uns Karoline Herder eine Andeutung, wenn sie an J. G. Müller schreibt: „Goethe ist herzlich gut gegen meinen Mann, und diese Gemütsverfassung ist beiden Balsam aufs geknickte Herz; denn Goethe leidet noch mehr als mein Mann." Goethe hatte sich also entschlossen, dem Freunde in die Schwierigkeiten seines Verhältnisses zum Herzog einen Einblick zu gewähren. Und er macht sich jetzt zum Vorwurf, daß er das nicht früher getan. „Eine der vorzüglichsten Glückseligkeiten meines Lebens ist (schreibt er im Dezember 1783 an Lavater), daß ich und Herder nichts mehr zwischen uns haben, das uns trennte. Wäre ich nicht so ein eherner Schweiger, so hätte sich alles früher gelöst: dafür ist's aber auch für immer, und mir eine freudige Aussicht. Denn eines edlern Herzens und weitern Geistes ist nicht wohl ein Mensch!" Goethe hat zwar auch fernerhin mit Herder über politische Dinge so wenig wie möglich gesprochen; doch hat er gegen ihn gelegentlich seinem Unmut über die üble Wirtschaft im Lande Ausdruck gegeben. „Bei unsern Geschäften (schreibt er ihm im Juli 1784) interessiert mich ein einziger Punkt (nämlich die Bewilligung des geforderten Geldes durch die Stände), und der ist abgetan. Übrigens ist da keine Freude zu pflücken. Das arme Volk muß immer den Sack tragen, und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder auf der linken Seite zu schwer wird." Da er es nicht durchsetzen konnte, daß die Verwirklichung der von Herder geplanten Schulreform einen rascheren Gang gehe, mußte er dem Freunde wohl einen Einblick in die Schwierigkeiten gewähren, mit denen er sich selbst abmühte. Aber das war doch nur die Bedingung eines guten Einvernehmens;

dessen Grund und Inhalt lag darin, daß Goethe und Herder je an der Arbeit, die den andern im Innersten beschäftigte, herzlichen Anteil nehmen mußten. Herder versuchte in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte" das Kulturleben der Menschheit als Produkt der menschlichen Natur in die natürlichen Bedingungen menschlichen Daseins nachzuweisen: ein Gedanke, der das lebhafteste Interesse, die freudigste Zustimmung Goethes gewann. Denn Goethes eigenes Geistesleben bewegte sich durchaus in der Richtung, daß er alles anscheinend Wunderhafte als natürlich vermittelt erkenne. Darum war auch Herder der erste, dem Goethe seine Freude über die Entdeckung des Zwischenkieferknochens mitteilen mußte: „Es soll dich auch wohl herzlich freuen, denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen . . . Ich hab' mir's auch in Verbindung mit deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird." Der Mangel des Zwischenkieferknochens beim Menschen sollte nach der damals noch herrschenden Meinung dessen wesentliche Verschiedenheit vom Tier anatomisch beweisen: Goethes Entdeckung stellte auf körperlichem Gebiet eine stetige Entwicklung vom Tier zum Menschen her; und das verband sich schön mit Herders großer Idee eines stetigen, natürlichen Entwicklungsganges der Menschheit von ihrem Eintritt ins Dasein bis zu den höchsten Stufen der Kultur. Für seine Abneigung gegen die Abenteuerlichkeit jedes Wunders, das Jacobi und Lavater aus religiösen Gründen glaubten festhalten, ja fordern zu müssen, fand Goethe also bei Herder entgegenkommendes Verständnis. Andrerseits konnte er sich auch mit Herders Auffassung des Christentums wohl befreunden. Denn als einen Weg zur Humanität konnte er, der in Lavaters Sinn dezidierter Nichtchrist war, das Christentum wohl schätzen; wenn Herder das Kreuz mit Rosen umwand, so konnte Goethe sich sogar für den Gedanken begeistern, dieses ihm sonst bedenkliche Symbol poetisch zu verherrlichen. Er selbst hatte ja auch „Kreuz" genug, hatte selbst die Aufgabe übernommen, andern das Kreuz des Lebens zu erleichtern. Die Freude Goethes, sich mit Herder wieder zusammengefunden zu haben, war also vollauf berechtigt; ihre enge Verbindung war für beide auch nicht bloß ein geistiger Genuß, sondern eine wertvolle Förderung. Herder benutzte für heikle Partien seines Werkes gerne des Freundes politischen Rat; und er war Goethes bester Gehilfe bei der Redaktion seiner Werke für die erste Gesamtausgabe derselben. Das gegenseitige Vertrauen verfestigte sich denn auch bis zu dem Grade, daß es durch eine ärgerliche Streitigkeit über Titel und Rang, in die Herder sich im Mai 1784 verwickelte, nicht erschüttert wurde: Goethe trug es an dem Freund, daß er sich über eine anscheinende und zum Teil selbst verschuldete Zurücksetzung aufregte; Herder und Gattin behielten den Freund lieb, der ihnen als Minister fatal werden mußte. Als Herder sich von da an in mancherlei Verhandlungen über seine Berufung an andere Orte einließ, fühlte Goethe bloß den drohenden Verlust; er unternahm sogar später (1789) das gefährliche Wagnis, die Möglichkeit zu schaffen, daß Herder in Weimar bleiben konnte. Sechs Jahre nachher sollte gerade das den völligen Bruch veranlassen.

8.

Die persönlichen Beziehungen, die wir bisher gezeichnet, haben Goethe oft so tief erregt, so mächtig umgetrieben, daß der Anschein entsteht, sie seien der eigentliche, wenn nicht ausschließliche, so doch wichtigste Inhalt seines Lebens gewesen. Zu Zeiten mag sich das wirklich so verhalten haben. Aber zu dem Prozeß der Reife, den Goethe zu durchlaufen hatte, gehört insbesondere auch das, daß in seinem Leben sich nun das Sachliche gegen das Persönliche, das Objektive gegen das Subjektive mehr und mehr Geltung verschafft. Und zwar erweist sich jenes nicht nur als die

äußere Grenze, durch welche sich dieses einschränken lassen muß; vielmehr wird Goethe durch das Leben in Liebe und Freundschaft selbst auf mannigfache Weise über die Pflege des bloßen Gefühls hinausgetrieben. Eine dauernde Verbindung kann ohne einen Gehalt, der durch seinen inneren, objektiven Wert interessiert, nicht bestehen; das bloße Spiel der Neigung langweilt mit der Zeit. Also muß Goethe seine mannigfachen Talente betätigen, um den Geliebten etwas zu bieten. Andererseits erwartet er von denen, die ihm nahe stehen, daß sie seine Interessen und Sorgen teilen: was hat er sonst von ihrer Liebe? Wenn ihn aber das Verhältnis zu den Freunden bedrückt, so bietet sich ihm gesteigerte Tätigkeit als Mittel dar, die Unruhe abzuleiten. Natürlich behält in der Verbindung mit Frau von Stein das bloße Lieben und Geliebtwerden am längsten seinen selbständigen Wert; und doch ist es gerade hier eine beständige und immer wachsende Qual und Gefahr, sich dem bloßen Liebesgefühl zu überlassen. So verschiebt sich der Schwerpunkt von Goethes Leben mehr und mehr von der Pflege des subjektiven Gefühls, das man für einander hat, in die Betätigung objektiver Interessen, der man wenn möglich mit andern und im Notfall auch allein obliegt. Um nun einen Gesamteindruck von Goethes Existenz in dieser Zeit hervorzurufen, skizzieren wir die aus verschiedenen Quellen zusammenfließende, immer lebhaftere, umfassendere, ernstere Tätigkeit, die er entfaltet hat, und verbinden damit die wichtigsten Aussagen über das wechselnde Verhältnis zu dem Leben, das sich ihm in dieser Weise unter den Händen gestaltete. Daß wir dabei auch wieder an seine Erlebnisse in Liebe und Freundschaft erinnern, läßt sich nicht vermeiden und wird auch der Sache nicht zum Schaden gereichen: es wird uns dadurch der innere Zusammenhang seines scheinbar so ganz verworrenen Lebens in dieser Zeit zum Bewußtsein gebracht. In der Geschichte von Goethes Stimmung gegen Weimar können wir natürlich nicht allen Schwankungen

folgen: das würde uns gerade die Hauptsache eher verhüllen, nämlich die gesetzmäßige Entwicklung, die sie in der Tat hat. Wenn wir dagegen größere Zeiträume zusammenfassen, so tritt deutlich hervor, daß sie sich in einer gewissen Richtung mit fataler Sicherheit fortbewegt. Die wichtigsten Einschnitte sind dadurch bezeichnet, daß Goethe periodisch sich selbst Rechenschaft über sein Leben ablegen muß. Dies geschieht auf der Reise, die er im Dezember 1777 allein in den Harz macht; sodann bei Gelegenheit der Reise in die Schweiz im Winter 1779/80; endlich bei der Übernahme der Geschäfte des Kammerpräsidenten im Juni 1782.

In der ersten Periode ist Goethe stark durch sein Verhältnis zu Karl August und zu Frau von Stein beschäftigt. Die Liebe regt ihn zu einigen lyrischen Gedichten an und zu dem kleinen Schauspiel „Die Geschwister", das er vom 26.—29. Oktober 1776 hinwirft. Dagegen bleibt ein zweites Drama, worin er der Geliebten seine Liebe zum Ausdruck bringen will, „der Falke", in den ersten Anfängen stecken. Mit vielem Eifer zeichnet er für Frau von Stein, doch mit geringem Erfolg und mit schwankendem Vertrauen, ja mehr Mißtrauen in sein Talent. Die Freundschaft aber zieht ihn in ein höchst aufgeregtes, unruhiges Leben hinein: er durchstreift mit dem Herzog das Land; er lebt mit dem Hof und für den Hof. Daher widmet er sich mit großem Eifer den Aufführungen des Liebhabertheaters. Von eigenen älteren Stücken werden „Erwin und Elmire" und „Die Mitschuldigen" einstudiert. Auch die „Geschwister" überläßt er dem Hof, obgleich sie aus seiner gegenwärtigen Empfindung für Frau von Stein herausgedichtet sind: Goethe glaubt also nicht, sein Gefühl zu entweihen, indem er den Liebhaber, der er ist oder sein möchte, auch öffentlich spielt. Auf den Geburtstag der Herzogin (den 30. Januar 1777) wird „Die gute Frau" („Lila") gedichtet und trotz der durchsichtigen Beziehung auf die ehelichen Verhältnisse des Herzogs aufgeführt. Durch seine Tätigkeit als Theater-

dichter, Schauspieler und Regisseur wird er zu dem Roman „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" angeregt, an dem er im Februar 1777 zu diktieren beginnt. Von Amtsgeschäften ist in dieser Zeit wenig die Rede; am meisten interessiert sich Goethe für die Wiederaufnahme des Bergbaus in Ilmenau. Bei den häufigen Brandfällen leistet er mehrfach tätigen Beistand; darüber kommt ihm der Gedanke einer Neuordnung des Feuerlöschwesens. Auch mit Bausachen hat er mancherlei zu tun. Über dem allem verbindet sich Goethes Gemüt inniger mit seiner Umgebung. Er gewinnt den Herzog immer lieber; das Verhältnis zu Frau von Stein wird „ehemännischer"; aber auch die Gegend wird ihm so lieb, daß ihm der Gedanke, er möchte auch das wieder verlassen müssen, die Tränen in die Augen treibt. Er dankt dem heiligen Schicksal, daß es ihm sein Haus gebaut und ausstaffiert hat über sein Bitten. Er fühlt sich durch dessen Gunst verpflichtet, mit dem Anvertrauten treu zu wirtschaften, und mahnt sich selbst: „acht in der Haushaltung keinen Ritz zu eng; eine Maus geht durch." Andrerseits kann er auch mit Freude feststellen, daß sich sein Inneres befestigt hat. So muß er das Glück für seine Liebste erkennen; doch schiert es ihn auch wieder wie ein geliebtes Weib. Denn zuweilen liegt das Glück des Lebens dunkel auf ihm; sein Dasein ist zwischen Himmel und Erde aufgehangen. Die Verhältnisse, unter denen er lebt, drücken doch auch auf ihn. Die große Welt bekommt ihm „wie dem Hunde das Gras"; wenn er nach Weimar zurückkehrt, ist er gleich aus der reinen Stimmung, die er draußen im Verkehr mit der Natur gehabt. Das Hoftreiben, überhaupt die Sozietät, erscheint ihm arm. Er hat mit den Leuten nichts gemein, auch wenn sie glauben, daß sie ihn lieben. Und wieder fühlt er nur zu sehr, daß er den wenigen Leuten, mit denen er leben kann, endlich zur einförmigen Last werden muß. So überfällt ihn das tiefe Gefühl des Alleinseins; dann stört ihn sogar Freund Knebel, der ihn durch seine

Grüße, seine Erzählungen, seine bloße Gegenwart in die alten Verhältnisse hinüberzerrt. Solche Stimmungen sind mit die Ursache, daß er im Dezember 1777 ganz allein in den Harz reist. Und es ist gewiß nicht zufällig, daß auf seinem dunklen Zuge wieder die Liebe zu der Klasse von Menschen, die man die niedre nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist, mit Macht in ihm erwacht. „Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden . . ." Doch begleiten ihn auf der Reise seine Ideen über Wirtschaft, die er auf jedem Schritt bestätigt findet; „sein Tal" (d. h. sein Garten) ist ihm wie ein Klotz angebunden. Und er bekommt auch wieder Heimweh nach dem gewohnten Umgang. „Die Einsamkeit (schreibt er Charlotten) will mir doch nicht recht; ich hab's sonst besser gekonnt; bei euch verwöhn' ich mich; ich möchte doch in manchen Stunden wieder zu Hause sein."

Nach seiner Heimkehr geht das Leben mit Frau von Stein, mit dem Herzog und am Hofe in gewohnter Weise fort. Goethe dichtet „Die Empfindsamen", eine dramatische Grille, mit allerlei lustigen Anspielungen auf Personen am Hofe, und doch zugleich eine ernsthafte Abrechnung mit der eigenen Empfindsamkeit. Berufliche Geschäfte scheinen ihn auch jetzt noch nicht eben zu beschweren. Aber im März bringt der Krieg, der zwischen Österreich und Preußen auszubrechen droht, schwere Sorgen, daß der leichte Kahn des Herzogtums zwischen den Orlogschiffen der rivalisierenden Mächte zerquetscht werde. Eine Reise nach Berlin, die der Herzog bei dieser Veranlassung mit Goethe macht, hat die Wirkung, dessen Abneigung gegen die große Welt noch zu steigern. Zwar ist er auf dem Hinweg beim Anblick des Parks von Wörlitz sehr gerührt darüber, „wie die Götter den Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen." Wie er aber in das große Uhrwerk zu Berlin einen Blick tun darf und den alten Fritz und sein Wesen

sieht, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge; und wie er hört, wie über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren: da gehen ihm tausend Lichter auf, nur eines unangenehmer als das andere. „So viel kann ich sagen (schreibt er Charlotten): je größer die Welt, desto großartiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Mut und Gradsein erhalten mögen bis ans Ende und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Teil des Ziels laufig hinkriechen lassen. Aber den Wert, den wieder dieses Abenteuer für mich und uns alle hat, nenne ich nicht mit Namen. Ich bete die Götter an und fühle mir doch Mut genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie ihr Bild, die Menschen." (Berlin, den 19. Mai.) Darum ist's ihm in seinem Tal wieder lieber und wohler als in der weiten Welt. Freilich muß ihm das herzige Spielwerk auch als Kahn dienen, auf dem er über flache Gegenden seines Zustandes wegschwimmt: denn er hat nun auch schon ein „leidig Gefühl der Adiaphorie so vieler wichtig sein sollender Sachen". Im Innersten aber geht ihm alles nach Wunsch. In welchem bestimmten, und nicht so bloß behaglichen Sinne das zu verstehen ist, müssen wir freilich erst dem prächtigen Bild entnehmen, mit dem Goethe seinen derzeitigen Zustand Freund Merck beschreibt (5. August 1778): „Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Ähnlichkeit mit dem Wasser; es zieht jeden an, und doch versagt dem, der auch nur bis an die Brust hineinspringt, im Anfange der Atem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und

Geschick zum Froschwesen, und man lernt mit wenig Bewegung viel tun." Wie schwer es ihm doch oft wird, sich in seine Lage zu finden, gesteht er einige Wochen später Charlotten mit einem nicht minder bezeichnenden Bilde: „Oft schüttl' ich den Kopf und härte mich wieder, und endlich komm' ich mir vor, wie jenes Ferkel, dem der Franzos die knupperig gebratne Haut abgefressen hatte, und es wieder in die Küche schickte, um ihm die zweite anbraten zu lassen." Das Verhalten mancher Kollegen macht ihm schweren Verdruß: es erscheint ihm bisweilen garstig, ja hundsföttisch. Sein Rückblick auf das Jahr 1778 ist darum durchaus nicht ermutigend. „Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht," vertraut er seinem Tagebuch an. „Wie man aus seinem Haus tritt, geht man auf lauter Kot; und weil ich mich nicht um Lumperei kümmere, nicht klatsche und solche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm." Die Ursache dieser üblen Verhältnisse ist ihm schon völlig klar geworden: „Im ganzen wird spät, vielleicht nie die Schwingung zu mindern sein, die der Ennui unter den Menschen hier erhält. Es wachsen täglich neue Beschwerden, und niemals mehr, als wenn man eine gehoben zu haben glaubt." Das Leben ist ihm zur anstrengendsten Aufgabe geworden: „viel Arbeit in mir selbst; zu viel Sinnens, daß abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint." Doch hat es auch seine Lichtpunkte: die Stein war ihm sehr lieb, und sein Vertrauen auf den Herzog ist noch im Wachsen. Er hofft auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Im Blick auf neue Ekelverhältnisse, die ihm durch Übertragung der Kriegskommission erstehen können, tröstet er sich: „durch Ruhe und Geradheit geht doch alles durch." Und er täuscht sich nicht: die neuen Geschäfte, die er im Januar 1779 wirklich auf sich nimmt, dienen sichtlich dazu, seine Stimmung zu verbessern. Er geht mit großem Eifer an die Arbeit und hofft auch, sie gut zu versehen, besser als bisher das Bauwesen: weil er nämlich bei diesem Geschäft gar keine

Imagination hat, gar nichts hervorbringen will, nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben will. Überhaupt kommt er nun tiefer in die Verwaltung des Landes hinein. Er beschäftigt sich ernsthaft mit dessen ökonomischen Verhältnissen, mit dem Steuerwesen, mit dem Zustand der Kammergüter; er faßt den Plan einer Reduktion des Militärs (die im Jahr 1780 wirklich durchgeführt wird: von 600 auf 310 Mann). Wiederholte Brandfälle lassen ihm die Verbesserung des Feuerlöschwesens immer dringender erscheinen. Daß er mit seinen Ideen auf Widerstand stößt, weil man in Weimar das Spiel in allem nur mit den Karten spielt, die man in diesem Moment aufhebt, und weil der Eigennutz der Menschen immer nur die Gelegenheit ergattern will, sich's bequemer zu machen, sich und den Seinigen eine Zulage zuzuschieben u. s. f.: das stachelt seinen Eifer nur noch mehr an. „Ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken (schreibt er in sein Tagebuch), und ringe mit dem unerkannten Engel, sollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich tue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen." (25. Juli 1779.) Indem so der Ernst der beruflichen Tätigkeit steigt, dichtet Goethe ein Werk, das als Beisteuer zur Unterhaltung des Hofes fast zu gut, zu ernst ist: „Iphigenie". Ihm selbst kommt über der Arbeit daran zum Bewußtsein, daß er die Poesie bisher zu kavalier behandelt habe. Die Aufnahme aber, die „Iphigenie" findet, veranlaßt ihn zu der charakteristischen Bemerkung: am Empfindungs- und Erkenntnisvermögen könne man den Menschen viel zutrauen; nur auf ihre Handlungen dürfe man nicht hoffen. Doch ist er im Sommer von freiem, frischem Humor: er studiert das „Jahrmarktsfest zu Plunderweilern" ein; und in diese Zeit fällt auch das Strafgericht, das er an „Woldemar" vollzieht. Der Mutter kann er seinen

bevorstehenden Besuch in der besten Stimmung ankündigen. Es ist wie das Tüpfelchen auf das i des Lebens der Eltern, daß er nun das erstemal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in sein Vaterland zurückkommt; wenn nur Mutter und Vater auch offene und feine Herzen haben werden, ihn zu empfangen und Gott zu danken, der sie ihren Sohn im dreißigsten Jahr so wiedersehen läßt. „Ich habe alles," fährt er fort, „was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenem Leide manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat." (9. August 1779.) Immerhin dürfen wir annehmen, daß es nicht bloß sein Wunsch, sondern auch sein Bedürfnis war, auf der Reise durch die Schweiz seinen Geist „im Erhabenen der Natur zu baden". Für sein Verhältnis zu Weimar war aber das unangenehme Nachspiel dieser Reise mindestens so wichtig wie die geistige und gemütliche Erfrischung durch die Erhabenheit des Hochgebirges und den Verkehr mit Lavater. Die Langeweile und mancherlei Widerwärtigkeit, die auf der Rückreise der Besuch an einigen befreundeten Höfen brachte, preßt ihm den Stoßseufzer aus: „Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!"

In der Tat werden die Rückkehrenden in Weimar sehr freundlich empfangen, während zuvor doch mancherlei Mißstimmung geherrscht und die Reise selbst viel böses Blut gemacht hatte. Goethe freut sich der Aussicht besseren Zusammenlebens, notiert aber nüchtern in sein Tagebuch: „NB. Jedermann ist mit dem Herzog sehr zufrieden, preist uns nun, und die Reise ist ein Meisterstück! eine Epopee! Das Glück gibt die Titel, die Dinge sind immer dieselben." Die Geschäfte muten ihn nun sehr prosaisch an. Aber er stürzt sich mit größtem Eifer in die Arbeit hinein. „Ord-

nung, Bestimmtheit und Gewißheit," „Geschwindigkeit, Ordnung und Genauigkeit," „Ordnung, Präzision, Geschwindigkeit" sind in den nächsten Monaten seine Stichworte. Den Sinn, in dem er seinem Beruf obliegt, spricht er am bestimmtesten gegen Lavater aus. „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünsche ich's den größten Menschen gleich zu tun, und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der babylonische Turm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen; und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen" (Sept. 1780). Seine Tenazität ist unüberwindlich; und da es ihm gelingt, sich täglich mehr einzurichten und zu schicken, wird er auch täglich zufriedener in sich selbst (an Knebel, 3. Febr. 1782). Er bedarf aber auch der weisesten Verwendung seiner Kräfte. Denn während die Geschäfte steigen, nimmt ihn zugleich der Hof wieder mehr in Anspruch. „Jeri und Bätely", das er von der Reise heimgebracht, wird vorgelesen und aufgeführt. Er redigiert seinen Reisebericht (in den Werken die zweite Abteilung der „Briefe aus der Schweiz") und liest sie vor. Er dichtet den Anfang der „Vögel" des Aristophanes zu einer Literaturkomödie um (Sommer 1780). Für das Wintervergnügen im Januar und Februar 1781 dichtet er das Lied „Epiphanias", den „Aufzug des Winters" und den „Aufzug der Lappländer". Auf Weihnachten 1781 liefert er wieder eine literarische Satire: „Das Neueste aus Plundersweilern." 1782 dichtet er zum Geburtstage der Herzogin „Die weiblichen Tugenden" und „Amor"; für das Karnevalsvergnügen den „Aufzug der vier Weltalter": Sachen von wenig Umfang und Bedeutung, deren Einstudieren aber doch Zeit kostete. Leicht hat sich's Goethe auch mit der „Fischerin" gemacht, wenigstens als Dichtung. Ein ernstes Drama hohen Stils, „Elpenor", zur Feier der Geburt eines Erbprinzen bestimmt, blieb unvollendet: weil der Plan undurchführbar erschien; vielleicht doch auch, weil Goethe es immer mehr müde wurde, seine Muse für den Hofdienst zur Verfügung zu stellen. Daß ihm die Lust auch recht zur Last werden konnte, verrät er in einem Brief an Lavater (19. Februar 1781): „Die letzten Tage der vorigen Woche hab' ich im Dienste der Eitelkeit zugebracht. Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Not. Ich traktiere diese Sachen als Künstler und so geht's noch . . . Wie du die Feste der Gottseligkeit ausschmückst, so schmück' ich die Aufzüge der Torheit. Es ist billig, daß beide Damen ihre Hofpoeten haben." Doch hat er sich auch als Künstler ernstere Aufgaben gestellt, die ihn mehr anziehen. Er arbeitet nicht nur an „Egmont" und „Wilhelm Meister" stoßweise fort, sondern beginnt auch ein neues großes Drama, den „Tasso". Neben der Poesie gewinnen andre private Liebhabereien immer mehr an Tiefe und Umfang. Seine alte Liebe zur Kunst wird dadurch neu angeregt, daß auch der Herzog ein lebhaftes Interesse für die Malerei kundgibt und dieses auch als Gegengewicht gegen andere fürstliche Liebhabereien verwendbar scheint. Die beiden Freunde beginnen also mit Hilfe Mercks und Lavaters eifrig zu sammeln, was sie an alten Holzschnitten, Kupferstichen, Gemälden erreichen und mit ihren beschränkten Mitteln erwerben können. Ferner verwandelt sich nun in Goethe die Schwärmerei für die Natur mehr und mehr in ein wissenschaftliches Interesse. Unter der Arbeit für die Wiederbelebung des Bergbaus zu Ilmenau entwickelt sich von 1778 an die Neigung zu

Mineralogie und Geognosie. Auf der Reise durch das Hochgebirge ahndet er im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Dieser Ahnung spürt er nun auch im Thüringer Land weiter nach. Er sammelt Steine, klopft an alle Felsen, steigt auf die hohen Gipfel und kriecht in die Tiefen der Erde, um die nächsten Spuren der großen formenden Hand zu entdecken (an Fr. v. St., 7. Sept. 1780). Merck war ihm in solchen Interessen zuvorgekommen, und so entwickelt sich sofort mit ihm ein fruchtbarer Austausch der Forschung und ihrer Objekte; Goethe aber will in gewohnter Lebhaftigkeit und Mitteilsamkeit alle, die ihm nahe stehen, in seine Bestrebungen hineinziehen: auch Frau von Stein soll ihm zulieb noch eine Erdfreundin werden. Er faßt den Plan, der dann freilich nicht zur Ausführung kommt, einen „Roman des Weltalls" zu schreiben. Im Oktober 1781 bietet sich ihm ferner die Gelegenheit, sich durch den Anatomen Loder zu Jena den Bau des menschlichen Körpers demonstrieren zu lassen. Er benützt das Gelernte sofort, um selbst mit den Lehrern und Schülern der Zeichenakademie zu Weimar das Skelett des Menschen durchzugehen. Dabei behandelt er, wie er an Lavater schreibt, die Knochen als einen Text, an den sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, und hat noch den Vorteil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und sich über Dinge, die ihm wert sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten: „ein Vergnügen, welchem man in unserem gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß". Dies alles zusammen war nun reichlich viel, ja zu viel. Erleichtert wurde Goethe diese vielseitige Tätigkeit durch die völlige Verständigung mit Frau von Stein im Frühjahr 1781: dadurch wurde ihm die Liebe auf lange aus einer hemmenden Sorge eine kräftige Triebfeder und Unterstützung. Dagegen entfernte er sich mehr und mehr vom Herzog: was einerseits in dieser rastlosen Geschäftigkeit seinen Grund

haben mochte, andrerseits ihr wieder zu gute kam. Goethes Stimmung schwankt in dieser Zeit naturgemäß sehr stark, je nachdem der Fortschritt in den Geschäften ihm überwiegend zum Bewußtsein kommt oder deren Kleinlichkeit, der Glaube an seine Mission in Weimar oder das Mißverhältnis zu seiner Umgebung, die Qual oder das Glück der Liebe; sowie je nach dem Stand seiner Gesundheit, wozu auch gehört, ob er im Genuß von Wein und Bier Maß halten kann. Im Februar 1780 leidet er unter dem Akten- und Hofstaub; im April aber schwindelt er vor dem Gipfel des Glücks, auf dem er im Vergleich mit andern steht, und er möchte wie Polykrates sein liebstes Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt ihm alles, was er angreift, und er muß sich nur mahnen: „aber auch anzugreifen, sei nicht lässig." Den 5. Mai klagt er Charlotten: „hätte ich Sie nicht, ich würde zu Stein;" den 13. Mai haben sich nach seinem Tagebuch einige hypochondrische Gespenster verzogen und er rühmt nun: „In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, fast gar keine Hinderung außer mir. In mir noch viele . . . Ich will doch Herr werden." Aber nach einem Brief an Charlotte vom 30. Juni möchten ihm manchmal die Knie zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das er fast allein trägt. „Denn des Lumpigen ist zu viel auf der Welt und wenig zuverlässig, obgleich dem Gescheiten alles zuverlässig sein sollte, wenn er nur einmal Stein für Stein und Stroh für Stroh nimmt. Es ist aber nichts schwerer als die Sachen zu nehmen für das, was sie sind" (3. Juli). Gemäßigter drückt er sich drei Wochen später gegen Lavater aus, der ihm die Abreise des guten „mit Weimarschaftlichkeit durchfumierten" Knebel meldet: „Gewiß ist, daß an so einem kleinen Ort, wo eine Anzahl wunderbarer moralischer Existenzen sich aneinander reiben, eine Art Gärung entstehen müsse, die einen lieblich säuerlichen Geruch hat; nur geht's uns manchmal wie einem, der den Sauerteig selbst essen sollte. Es ist eine

böſe Koſt.“ In gewiſſem Sinne liegt der Fehler freilich auch an ihm: er kann das Gemeine (d. h. das Gewöhnliche) nicht faſſen. Von Dingen, die der geringſte Menſch leicht begreift, leicht trägt und ausführt, iſt er durch eine ungeheure Kluft geſchieden. „Wunderſam iſt doch jeder Menſch in ſeiner Individualität gefangen, am ſeltſamſten die außerordentlichen Menſchen; es iſt, als wenn die viel ſchlimmer an gewiſſen Ecken dran wären, als gemeine.“ Da vergleicht er ſich in ſeinem Weſen und Treiben einem Vogel, der ſich aus einem guten Endzweck ins Waſſer geſtürzt hat, und dem, da er am Erſaufen iſt, die Götter ſeine Flügel in Floßfedern nach und nach verwandeln. „Die Fiſche, die ſich um ihn bemühen, begreifen nicht, warum es ihm in ihrem Element nicht ſogleich wohl wird.“ Doch iſt zu bezweifeln, ob es ihm ganz nach Wunſch iſt, wenn ſich die Flügel nach und nach in Floßfedern verwandeln: der Dichter in ihm wehrt ſich krampfhaft, daß er in dem Geheimderat nicht untergehe. „O thou sweet poetry, ruf' ich manchmal und preiſe den Marc Antonin glücklich, wie er auch ſelbſt den Göttern dafür dankt, daß er ſich in die Dichtkunſt und Beredſamkeit nicht eingelaſſen. Ich entziehe dieſen Springwerken und Kaskaden ſo viel als möglich die Waſſer und ſchlage ſie auf Mühlen und in die Wäſſerungen [der Wieſen]; aber ehe ich mich verſehe, zieht ein böſer Genius den Zapfen, und alles ſpringt und ſprudelt. Und wenn ich denke, ich ſitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab: auf einmal kriegt die Märe unter mir eine herrliche Geſtalt, unbezwingliche Luſt und Flügel, und geht mit mir davon.“ (14. September.) Und umgekehrt: „Mein Taſſo dauert mich ſelbſt; er liegt auf dem Pult und ſieht mich ſo freundlich an. Aber wie will ich zureichen. Ich muß alle meinen Weizen unter das Kommisbrot backen.“ (31. Dez.) Ein ſchweres Opfer, wenn man, wie Goethe, zugleich von dem Zweifel gequält wird, ob es nicht ſinnloſe Verſchwendung ſei. Denn das

Gute, meint er in dieſer Zeit, was man in der Welt tun kann, iſt ein Minimum (14. Sept.). Dann aber hat er wieder große Luſt, ſeinen Ring (wie Polykrates) ins Waſſer zu werfen: „denn ich ſummierte in der ſtillen Nacht meine Glückſeligkeit und fand eine ungeheure Summe.“ (22. April 1781.) So kann er denn auch im Auguſt 1781 die Mutter bitten, um ſeinetwillen unbeſorgt zu ſein und ſich durch keine Einflüſterungen anderer irre machen zu laſſen. „Was meine Lage ſelbſt betrifft, ſo hat ſie ohnerachtet großer Beſchwerniſſe auch ſehr viel Erwünſchtes für mich, wovon der beſte Beweis iſt, daß ich mir keine andre denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondriſchen Unbehaglichkeit ſich aus ſeiner Haut heraus in eine andre ſehnen, will ſich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und mehrere beurteilen meinen Zuſtand ganz falſch; ſie ſehen das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne; und ſie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich ſo viel hingebe . . . Unverantwortlich wäre es auch gegen mich ſelbſt, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachſen anfangen und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu ſondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich ſelbſt um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle dieſe Aufopferungen freiwillig ſind, und daß ich nur dürfte Poſtpferde anſpannen laſſen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne dieſe Ausſicht und wenn ich mich in Stunden des Verdruſſes, als Leibeignen und Tagelöhner um des Bedürfniſſes willen anſehen müßte, würde mir vieles viel ſaurer werden.“ Immerhin hat Goethe, weil er das ſtärkſte Band, das ihn feſthielt, nicht nennen wollte, das Drückende ſeiner Exiſtenz in der Ausſprache gegen die Mutter ge-

mildert. Das Bild, das wir aus den gleichzeitigen Briefen an die Geliebte erhalten, kommt der Wirklichkeit wohl näher. „Ich sehne mich heimlich nach dir, ohne es mir zu sagen. Mein Geist wird kleinlich und hat an nichts Lust. Einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmut, und ein böser Genius mißbraucht meine Entfernung von euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustandes und rät mir, mich mit der Flucht zu retten; bald aber fühle ich, daß ein Blick, ein Wort von dir alle diese Nebel verscheuchen kann." Neben der Last der Geschäfte drückt ihn die viele Zerstreuung und das Vertrödeln der Zeit, wenn er auch findet, daß er dabei Gelegenheit gewinnt, das Gute zu tun, indem er zu scherzen scheint. Ist die „Hofnot" weniger empfindlich, so schmerzt ihn zu andern Zeiten doch die „öffentliche Gleichgültigkeit" gegen ihn, und gelegentlich ist von „heimlich tückischen Hofleuten" die Rede. So möchten wir auch gerne wissen, was zwischen Goethe und der Herzogin Mutter zur Sprache kam, als sie ihm erklärte, der Herzog müsse und wolle ihn adeln lassen. „Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt (schreibt er an Charlotte den 18. Nov. 1781) und einiges dabei nicht verhehlt, was ich dir auch noch erzählen will." Auf schwere Dissonanzen deutet es hin, wenn Goethe den 18. November an Merck schreibt: „Ich richte mich ein in dieser Welt, ohne ein Haar breit von dem Wesen nachzugeben, was mich innerlich erhält und glücklich macht." Dadurch fällt auch ein bedeutsames Licht auf das neue Betragen gegen die Menschen, das er mit Charlottens Hilfe erlernen wollte. Es war wohl schon damals nach dem bedenklichen Rezept eingerichtet, das er einige Jahre später rühmt: „ich kann offen und zutraulich gegen die Menschen sein, ohne mein Herz hinzugeben." Übrigens erkennt er immer deutlicher, daß er zum Schriftsteller geboren, zum Privatmenschen erschaffen sei; und das höchste Glück, das er sich für sich denken kann, wäre, daß er, von

dem Streit der politischen Elemente abgesondert, der Liebe, der Wohltätigkeit, den Wissenschaften, den Künsten leben könnte.

Doch ließ er sich, eben als ihm dies zum Bewußtsein kam, strenger als je in das Joch der Pflicht einspannen, indem er im Juni 1782 noch die Finanzverwaltung übernimmt. Da er aber jeden Tag, je tiefer er in die Sachen eindringt, desto deutlicher sieht, wie notwendig dieser Schritt war, wächst mit der Last auch sein Eifer und sein Mut. Er weiß, daß es ihm diesmal Ernst, und sehr Ernst sein muß; aber er denkt gerade jetzt: hic est aut nusquam quod quaerimus. Dabei ist er vergnügter als jemals: denn nun hat er nicht mehr das Gute zu wünschen und halb zu tun, das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun auf diesem Gebiet geschieht, hat er sich ganz zuzuschreiben; und es hilft ihm auch unendlich, daß er bisher so treu und fleißig im stillen fortgearbeitet hat. Es geht denn auch besser, als er zu hoffen wagte. Im folgenden Jahr kann er rühmen, daß er Glück und Gedeihen in seiner Administration habe, aber auch aufs festeste über seinem Plan und seinen Grundsätzen halte (21. April 1783). Ebenso steht im Februar 1784 das Ökonomikum auf einem guten Grunde: „und das ist die Hauptsache," fügt Goethe dieser Meldung an Knebel bei. Neben den Amtsgeschäften findet er doch noch die Zeit, sein Naturstudium fortzusetzen und auszudehnen. Rousseau gibt ihm einen Anstoß, sich der Botanik zuzuwenden. Von der Betrachtung des menschlichen Körpers schreitet er zur vergleichenden Anatomie fort; die Petrefakten führen ihn wieder zur Geologie zurück. Nebenher wurden Versuche mit der Elektrisiermaschine und Montgolfieren gemacht; später auch Untersuchungen mit dem Mikroskop angestellt. Einen Niederschlag seiner allgemeinen Auffassung der Natur, wie sie sich unter diesen Studien bildete, haben wir in der Rhapsodie „die Natur" (1783). Im Januar 1784 faßt er seine geologischen Beobachtungen in einer

kleinen Abhandlung über den Granit zusammen. Der schönste Erfolg seines eifrigen Strebens war aber die Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen (27. März 1784). Der kurze Bericht, worin er sie einigen Gelehrten mitteilte, wurde freilich nicht sehr günstig aufgenommen, und auch Merck war nicht sofort zu überzeugen. Aber Goethe ist seiner Sache so gewiß, daß ihn der Widerspruch der Fachmänner nur in seiner geringen Meinung von ihnen bestärkt. Einem Gelehrten von Profession traut er zu, daß er seine fünf Sinne ableugnet; denn es ist ihm selten um den lebendigen Begriff der Sache zu tun, sondern um das, was man davon gesagt hat. Die Arbeit an „Egmont" und „Wilhelm Meister" schreitet kaum vorwärts. Dagegen faßt er, durch Herdersche Ideen angeregt, im August 1784 den Plan einer großen religiösen Dichtung, „die Geheimnisse", und schreibt den Anfang derselben. Um dieselbe Zeit beginnt er ein Werkchen, zu dem man ihm in dieser ernsten Zeit die Stimmung nicht zutrauen sollte: das mutwillige Singspiel „Scherz, List und Rache". Nur für den Hof hat er fast nichts mehr übrig. Auf die Geburt des Erbprinzen ringt er sich 1783 ein kleines Gedicht ab, nachdem er die Arbeit an „Elpenor" aufgegeben; ferner dichtet er 1784 noch einen Maskenaufzug „Planetentanz". Aber unter dieser mannigfaltigen Tätigkeit, die ihm im einzelnen teils durch den Erfolg, teils durch den Gehalt Freude macht, vermag sich die frische Stimmung, die Goethe beim Eintritt in die neue Stellung beseelt, doch nicht zu behaupten. Zwar kann er im November 1782 Knebel noch schreiben, daß er, bei einer neuen Einrichtung seiner Lebensweise, seit einiger Zeit „sehr glücklich" lebe. Er sieht fast niemand, außer wer ihn in Geschäften zu sprechen hat; er hat sein politisches und gesellschaftliches Leben äußerlich ganz von seinem moralischen und politischen getrennt, und so befindet er sich am besten. Alle Wochen gibt er einen großen Tee, wovon niemand ausgeschlossen ist, und entledigt sich dadurch

seiner Pflichten gegen die Sozietät aufs wohlfeilste. Seine vielen Arbeiten, von denen er dem Publico noch einen größern Begriff erlaubt, entschuldigen ihn, daß er zu niemand kommt. Die Herzogin Mutter sieht er manchmal, den Herzog und die Herzogin selten. So fängt er an, sich selbst wieder zu leben und sich selbst wieder zu erkennen. Nur schade, daß dieses Glück auf dem Grunde einer bittern Resignation ruht. Nachdem Goethe diesen seinen erwünschten Zustand beschrieben, fährt er fort: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxin zu verbinden, ebenso getrennt laß ich jetzt den Geheimerat und mein andres Selbst, ohne das ein Geh. R. sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Pläne und Vorsätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnisvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat." Daß er diese Scheidung in seiner Existenz vollzieht, ist nicht sein freier Wille, sondern ein Notbehelf, den ihm die Verhältnisse zu Weimar aufnötigen. Denn Goethe schließt: „Wenn du nicht eher wiederkommen willst, bis Harmonie im Ganzen ist, und du eine Uniform nicht für Harmonie nehmen kannst, so werd' ich dich ewig entbehren müssen." Er selbst hat gelernt, daß in irdischen Dingen Waten gilt, nicht Schwimmen. Oder vielmehr: er lernt daran und bringt diese böse Lektion nie ganz fertig. Dem alten Freund Kestner schreibt er zwar, indem er den Ton eines früheren Briefs entschuldigt, er wäre der undankbarste Mensch, wenn er nicht bekennte, daß seine Lage weit glücklicher sei, als er sie verdiente; aber er muß doch hinzufügen: „freilich

schont mich auch wieder die Hitze und Mühe des Lebens nicht, und da kanns denn wohl geschehen, daß man zu Zeiten müde und matt, auch wohl einmal mißmutig wird" (15. März 1783). In den Briefen an die Geliebte vollends entschlüpfen ihm Stoßseufzer, die ein sehr bedenkliches Licht auf seine Stimmung werfen. „Ich bin fleißig und bekümmere mich um irdische Dinge um der Irdischen willen. Mein inneres Leben ist bei dir, und mein Reich nicht von dieser Welt" (16. April 1783). „Der Hof nimmt alle Freude weg und gibt nie Freude" (am Ostermorgen 1783). „Ich bin wohl. Nur ist es ein sauer Stückchen Brot, wenn man drauf angenommen ist, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen. Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf, und man wird von Not und Ungeschick der Menschen immer hin und her gezogen" (24. April 1783). So kommt ihm wieder und wieder der Gedanke an Entfernung: vielleicht möchte es ihm gut tun, wenigstens vorübergehend fremde Luft zu atmen und sein Verhältnis von weitem zu betrachten; aber er kann sich von Charlotten nicht getrennt denken (8. Dezember 1782; 9. September 1783). Der Mutter schreibt er freilich wenig später (8. Dezember 1783) in ganz anderem Sinne: „Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein und andre Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht, mir einen bessern Platz zu denken und zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne und mir nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht." Nehmen wir einfach an, daß Goethe das eine wie das andremal seiner wirklichen Stimmung Ausdruck gegeben habe, so kommen wir der Wahrheit wohl am nächsten: in einer zwiespältigen Situation ist eine einheitliche Stimmung nicht möglich. Im folgenden Jahr (1784) geht das alte Lied fort; ja Goethes Stimmung sinkt bisweilen bis auf den Gefrierpunkt. Er ist ein armer Sklave der Pflicht,

mit der ihn das Schicksal vermählt hat (3. März). Die Verhandlungen mit den Landständen, denen er im Juni zu Eisenach beiwohnen muß, bringen ihm das ganze Elend der heimischen Verhältnisse zum Bewußtsein. „Unsere Geschäfte gehen einen leidlichen Gang (meldet er der Geliebten); nur leider: aus nichts wird nichts. Ich weiß wohl, was man statt all des Rennens und Laufens und statt der Propositionen und Resolutionen tun sollte. Indessen begießt man einen Garten, da man dem Lande keinen Regen verschaffen kann. Wie eingeschränkt ist der Mensch bald an Verstand, bald an Kraft, bald an Gewalt, bald an Willen." Die Memoiren von Voltaire geben ihm Veranlassung, der vertrauten Beichtigerin seine gründliche Verstimmung gegen die große Welt zu offenbaren (5.—17. Juni 1784); und es ist interessant zu sehen, wie eine innere Genugtuung über die Bestätigung seiner Meinung und Widerwille gegen die niedrige Gesinnung des Verfassers in ihm kämpfen. „Das Büchlein ist so vornehm und mit einem so köstlichen Humor geschrieben als irgend etwas von Voltaire . . . und wenn der Welt über Könige und Fürsten die Augen aufgehen könnten und sollten, so wären diese Blätter wieder eine köstliche Sache. Allein man wird sie lesen wie eine Satire auf die Weiber, sie beiseite legen und ihnen wieder zu Füßen fallen." Dies der erste Eindruck. Dann in etwas anderem Ton: „Du wirst finden, es ist, als wenn ein Gott (etwa Momus), aber eine Kanaille von einem Gotte, über einen König und über das Hohe der Welt schriebe . . . Kein menschlicher Blutstropfen, kein Funken Mitgefühl und Honettetät. Dagegen eine Leichtigkeit, Höhe des Geistes, Sicherheit, die entzücken. Ich sage Höhe des Geistes, nicht Hoheit." Endlich wieder: „Uns andern, die zum Erbteil keine politische Macht erhalten haben, die nicht geschaffen sind, um Reichtümer zu erwerben, ist nichts willkommener, als was die Gewalt des Geistes ausbreitet und befestigt." Ein vierzehntägiger Aufenthalt in Braunschweig dient nicht

dazu, seine Stimmung gegen Hofleben und Politik zu bessern, obwohl er das Verhalten seines Herzogs rühmen kann und in dessen Oheim, dem Herzog von Braunschweig, einen Fürsten findet, den man wohl einen großen Mann nennen kann, „si l'on ose nommer grand un être si borné en tout sens." Das Lob, das er ihm spendet, läßt die Verachtung für die ganze Existenzsphäre am schärfsten hervortreten. „La conduite du Duc envers tout le monde, surtout envers les gens riches qu'il attire à sa cour, est incomparable. Il connaît parfaitement combien il est aisé de satisfaire la petite vanité des hommes; il sait flatter chacun à sa façon; il emploie les maris, il amuse les femmes, et les personnes les plus pétries d'amour propre lui paraissent être les plus désirables; enfin, c'est un oiseleur qui connaît ses oiseaux et qui avec peu de peine et de frais est sûr d'en prendre tous les jours." Goethes Meinung von den Fürsten im allgemeinen hat sich seit 1781 nicht im geringsten gebessert. Er erzählt, daß der Herzog von Braunschweig seinen Neffen zu achten scheine, und kann dabei die Bemerkung nicht unterdrücken: „vraiment, un grand Seigneur qui a la tête bien placée et qui communément voit ses semblables être plus que bêtes, doit être très surpris de trouver un parent qui a plus que le sens commun." Am bedenklichsten aber ist, wie wenig Goethe selbst von diesem großen Herrn, qui a la tête bien placée, erwartet, oder wie viel er ihm zutraut. Denn diese offenherzigen Äußerungen verdanken wir nur dem glücklichen Umstande, daß er seinen Brief durch Herrn von Stein befördern kann: bis dahin hat er, aus Furcht, daß man seine Briefe öffne, vermieden, darin zu viel zu sagen: „car on peut attendre tout d'un prince qui est politique comme le duc de B." Diese Stimmung gegen das politische Leben erhält sich auch in der Folgezeit. „Ich hab' es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen: die causa finalis der Welt- und

Menschenhändel ist die dramatische Dichtung. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen" (den 3. März 1785). Wenn es also je nötig war, so hat der Dichter sein Selbstgefühl gegen den Geheimderat siegreich wiederhergestellt; nur daß der Dichter leider zunächst Geheimderat ist und bleiben muß. Übrigens beruhigt sich Goethes Stimmung sichtlich, als er nach längerer Abwesenheit von Ende Oktober 1784 an wieder mehr in der Nähe der Geliebten verweilen kann. Daß er mit ihr den „heiligen" Spinoza studiert, mag auch die Absicht und den Erfolg gehabt haben, daß er seine Verhältnisse aus der größtmöglichen Ferne, sub sperie aeternitatis, betrachten und würdigen lerne. Immerhin ist ein Briefchen an Herder „geben vom Rade Ixions" (20. Februar 1785); auch um die Mitte des März ist ihm unbehaglich zu Mute. Denn er schreibt Charlotten: „Ich habe nur zwei Götter, dich und den Schlaf. Ihr heilt alles an mir, was zu heilen ist, und seid die wechselsweisen Mittel gegen die bösen Geister." Es ist also mit der Möglichkeit zu rechnen, daß er bloß nicht schriftlich zu berichten brauchte, was ihn beschwerte; vielleicht ist er aber auch des Klagens müde geworden, sogar gegen die Geliebte.

9.

Der Verdacht, daß Goethe nun auch seiner geliebten Beichtigerin nicht mehr so gewissenhaft vertraut habe, was ihm durch Kopf und Herz ging, verstärkt sich in der folgenden Zeit mehr und mehr. Immerhin könnte auch angenommen werden (da er ja dem Aufenthalt zu Karlsbad im Sommer 1785 „eine ganz andre Existenz" schuldig zu sein glaubt), daß er nun seiner Lage zu Weimar eine günstigere Seite abgewonnen habe. Was eigentlich in dem letzten Jahr vor der Abreise nach Italien in Goethe vorgegangen ist, wird kaum je mit Sicherheit auszumachen sein,

da seine Briefe aus dieser Zeit sehr dürftig sind, ein Tagebuch von ihm nicht geführt wurde und seine Abschiedsworte an Charlotte und Karl August uns mehr Fragen stellen als Antworten geben. Wir registrieren, was sich aus seinen Briefen entnehmen läßt.

Charlottens Eifersucht, die in Karlsbad rege geworden war, scheint sich bald wieder gelegt zu haben, wenn nicht aus der Geflissentlichkeit von Goethes Liebesversicherungen zu schließen ist, daß er bei ihr keinen starken Glauben an seine Treue voraussetzt. Sodann gibt ihre längere Abwesenheit in Kochberg Goethe die Veranlassung zu schmerzlichen Klagen über seine Vereinsamung. Aber durch die Beteuerungen seiner Sehnsucht scheint nun die Furcht hindurch, er könnte lernen, die Geliebte zu entbehren; und vielleicht läßt er sich solche Andeutungen auch absichtlich entschlüpfen, um sie zu warnen. So gesteht er, daß er unter mancherlei Zerstreuung zu Weimar weniger fühle, wie Charlotte ihm fehle; oder bittet er sie, ja bald zurückzukehren, da sich sein Gemüt nach und nach ans Alleinsein gewöhne. Bald nach der Freude des Wiedersehens muß er ihr dann freilich auch gestehen, daß er mit schwerem Herzen von ihr gegangen sei. Doch scheint es sich nur um äußere Schwierigkeiten gehandelt zu haben, die nun ihren Verkehr hemmten. Auf Neujahr 1786 bittet er die Geliebte: „Bleibe mir, wenn auch jetzt getrennter als sonst, das mir oft fast zu schwer wird." Daraus ist wohl auch zu erklären, daß Goethe versichert, sein Herz sei Charlotten zärtlich ergeben, was auch sein Auge für einen Blick haben möge; daß er sie bittet, sich's nicht irren zu lassen, wenn ihm's manchmal fatal werde. Sonst stoßen wir, so lange die Liebenden in Weimar nebeneinander leben können, auf keine Beschwerden, so daß ihr Verhältnis als ein glückliches anzunehmen wäre — wenn sich's Goethe nicht bloß versagte, seinem Herzen durch Klagen Luft zu machen. Denn im Juni 1786 stoßen wir ganz unvermutet auf die befremdliche Bemerkung: „Ich

korrigiere am Werther und finde immer, daß der Verfasser übel getan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen."

Die Klagen über die unangenehmen Verhältnisse zu Weimar verstummen fast völlig, obgleich eine neue, sparsamere Hofordnung eine Unzufriedenheit erregte, die auch Goethe berechtigt fand. Doch läßt er sich gelegentlich den Ausruf entschlüpfen: „Ich mag dem Hofe gern alles zu Gefallen tun, nur nicht bei Hofe." Das Verhältnis zu dem Herzog ist, wenn nicht herzlich, doch durchaus freundlich. Die Last der Geschäfte scheint sich erleichtert zu haben. „Übrigens bin ich fleißig (schreibt er den 30. Dezember 1785 summarisch an Knebel); meine Geschäfte gehen ihren Gang; sie bilden mich, indem ich sie bilde." In Ilmenau findet er im November 1785 nichts, als was ihm Freude machen konnte. „Wenn ich noch eine Zeit lang daure und aushalte, dann kanns wieder eine Weile von selbst gehen," meint er gegen Charlotte. Freilich fügt er hinzu: „Ach, meine Liebe; wie viel wäre zu tun, und wie wenig tun wir." Seine wissenschaftlichen Interessen verfolgt Goethe mit gewohntem, ja erhöhtem Eifer. Das Pflanzenreich rast in seinem Gemüt; er beginnt sogar die Algebra zu studieren, gibt sie aber bald wieder auf, da er sie zu seinem Wesen nicht brauchen kann. Auch in seine Schriftstellerei kommt ein frischer Zug; nur sind die Arbeiten, die ihn am lebhaftesten beschäftigen, nicht eben vom ersten Rang. Er beginnt ein neues Singspiel, „die ungleichen Hausgenossen", und verhandelt ebenso eifrig wie geschäftsmäßig mit dem Komponisten Kayser über die Komposition seiner Singspiele und die Technik des musikalischen Dramas. Im Januar 1786 fragt er Frau von Stein nach den Handschriften seiner ungedruckten Dichtungen: sie sollen nun für den Druck bearbeitet werden. Auch die gedruckten älteren Dichtungen werden für eine neue Ausgabe durchgesehen und berichtigt. Anfang Juli wird mit Göschen der Vertrag über eine erste rechtmäßige Gesamtausgabe von Goethes Schriften festgestellt.

Das alles wird mit größtem Eifer besorgt unter Beihilfe Herders, Wielands, auch Charlottens, die ihm Gedichte abschreibt.

So geht das Frühjahr 1786 und der Anfang des Sommers dahin. Ende Juli folgt Goethe Charlotten nach Karlsbad, nachdem er in Weimar erst die Niederkunft der Herzogin abgewartet. Mitte August reist Charlotte von dort ab, von Goethe bis Schneeberg begleitet. Unterwegs muß er ihr eine Mitteilung gemacht haben, von der sich in den erhaltenen Briefen zuvor keine Andeutung findet: daß er von Karlsbad aus nicht sofort nach Weimar zurückkehren werde. Denn er schrieb Knebel in einem Brief, den er ihr mitgab, daß er nach dem Bade noch eine Zeitlang der freien Luft und Welt genießen werde, sich geistig und leiblich zu stärken, und er schloß diese Mitteilung sogar mit der geheimnisvoll ernsthaften Wendung: „Lebe dein Leben wohl; will's Gott, komme ich nicht zurück als mit gutem Gewinnst." Einen Nachklang seiner letzten Unterredungen mit Frau von Stein haben wir in Briefen, die er ihr noch von Schneeberg und dann von Karlsbad aus sandte, als sich seine Abreise durch die Arbeit an „Werther" und „Iphigenie" über den vorgesetzten Tag hinaus verzögerte: „Du solltest immer mit mir sein; wir wollten gut leben! — Die Freude die ich hatte, mit Dir zu sein und Deine Liebe zu fühlen, drücke ich nicht aus." . . . „Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind." Auch als Karl August am 27. abreiste, machte ihm Goethe nur unbestimmte Andeutungen über sein weiteres Ausbleiben. Sogar im letzten schriftlichen Abschied an die Freunde konnte er sich nicht entschließen, den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Herder bittet er, den Überbleibenden viel Schönes und womöglich etwas Vernünftiges zu sagen, damit sie ihm seinen heimlichen Abschied verzeihen. Gegen Karl August entschuldigt er sich damit, daß er selbst jetzt noch nicht wisse, was aus ihm werden solle. Dann

fährt er fort: „Sie sind glücklich . . ., Ihre Angelegenheiten sind in bester Ordnung, auf gutem Wege; und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja, Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich; und was die besondern Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese habe ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja, ich dürfte sterben, und es würde keinen Ruck tun. Noch viele Zusammenstimmungen dieser Konstellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen; und ich hoffe auch für die Elastizität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann . . . Leben Sie wohl, das wünsch' ich herzlich; behalten Sie mich lieb und glauben Sie: daß, wenn ich wünsche, meine Existenz ganzer zu machen, ich dabei nur hoffe, sie mit Ihnen und in dem Ihrigen besser als bisher zu genießen." Der Geliebten aber hinterläßt er die schwerwiegenden Worte, die gewiß über alles hinausgingen, was er ihr zuvor gesagt: „Das wiederhol' ich Dir, daß ich Dich herzlich liebe, daß unsre letzte Fahrt nach Schneeberg mich recht glücklich gemacht hat, und daß Deine Versicherung, daß Dir wieder Freude zu meiner Liebe aufgeht, mir ganz allein Freude ins Leben bringen kann. Ich habe bisher im stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in Deiner Nähe wohnen; und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich jetzt hinausgehe. Wenn meine Rechnung nicht trügt, kannst Du Ende September ein Röllchen Zeichnung von mir haben . . . Du sollst alsdann erfahren, wohin du mir schreiben kannst . . . Liebe mich und sage mir's, damit ich mich des Lebens freuen kann." Zugleich bittet er sie, niemand merken zu lassen,

daß er länger ausbleiben werde. Tags darauf richtet er an sie noch einen Gruß, wohl die letzten Worte, die er vor seiner Abreise schrieb: „Lebe wohl, du süßes Herz! Ich bin dein."

Das klingt alles so aufrichtig und ist alles so unbestimmt, daß uns Goethes Lage, Gemütszustand und Absichten immer rätselhafter werden, je ernsthafter wir in den Sinn seiner Worte eindringen wollen. Welches sind die „Zusammenstimmungen dieser Konstellation", die Goethe in dem Abschiedswort an Karl August übergeht? Warum mußte Charlotten erst wieder Freude zu Goethes Liebe aufgehen? Was ist das „mancherlei", das Goethe bisher im stillen getragen hat, wodurch sein Verhältnis zu Charlotte so ganz unleidlich geworden war? Wie soll sich dieses Verhältnis so herstellen, daß keine Gewalt ihm was anhaben kann? Was bedeutet es, daß Goethes Existenz „ganzer" werden müsse? Wie vereinigt es sich, daß Goethe bei dem Wunsch, seine Existenz ganzer zu machen, „nur" hofft, sie mit Karl August und in dessen Sphäre besser als bisher zu genießen, — und doch lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben will, in die er jetzt hinausgeht, wenn sich das Verhältnis zu Frau von Stein nicht richtig herstellen läßt? Und was war denn der eigentliche, nötigende Grund dafür, daß Goethe die beabsichtigte Dauer und das Ziel seiner Reise gegen jedermann, außer vielleicht seinen Diener Philipp Seidel, als Geheimnis behandelte?

Daß Goethe nach der Arbeit und Sorge der letzten Jahre den Wunsch, das Bedürfnis hatte, sich einmal gründlich auszuruhen, das ist leicht zu begreifen. Auch darin ist nichts Überraschendes, daß er gerade nach Italien gehen wollte. Dieser Wunsch war ihm schon von dem Vater in die Seele gepflanzt worden, und er mochte in ihm über dem Verkehr mit befreundeten Künstlern, die in Italien lebten, in den letzten Jahren öfters erwacht sein. Befremdlich wird sein Entschluß erst dadurch, daß er glaubt, ihn sorgfältig verbergen zu müssen, und durch die Begründung,

die er ihm dann gibt, natürlich weil er sie für notwendig oder nützlich hält. Und dadurch wird er zu einem Rätsel, an dessen sicherer Lösung ich verzweifle.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, wenn wir von dem Auffälligsten, ja Anstößigsten ausgehen: daß er Charlotten ein Geheimnis aus der Sache macht, ihr, der er doch in den letzten Tagen mit gesteigertem Nachdruck schreiben mag: „mein ganz Gemüt ist dein." Dieser schneidende Widerspruch zwischen Wort und Tat kann Goethe so wenig entgangen sein, daß wir ihn entweder für aufgenötigt oder für beabsichtigt halten müssen. Entweder mußte er also Charlotten seine Absicht verhehlen, weil er fürchtete, sie sonst nicht durchsetzen zu können; oder wollte er ihr zeigen, daß er, unbeschadet der aufrichtigsten Hingebung, vor ihr ein Geheimnis haben könne. In der Sache macht das keinen wirklichen Unterschied: im einen wie im andern Fall hielt er für notwendig, gegen sie seine Selbständigkeit geltend zu machen. Was das für Charlotte und für ihn zu bedeuten hatte, lehrt uns ein Blick in die Vergangenheit. Den 24. Juni 1784 hatte er ihr geschrieben: „Ich lebe nur in dir und bin glücklich, daß ich dir alles mitteilen kann;" und vier Tage später: „Ja, liebe Lotte, jetzt wird mir es erst deutlich, wie du meine eigene Hälfte bist und bleibst: ich bin kein einzelnes, kein selbständiges Wesen." In guten Stunden war ihm das nur ein Beweis für die Tiefe, Macht, Unendlichkeit seiner Liebe gewesen; in bösen hatte er darin schon eine Krankheit erkannt, die ihm damals doch noch lieber war als die vollkommenste Gesundheit. Das hat sich jetzt geändert: nun will er genesen, will wieder ein selbständiges Wesen werden. Und er will nun wieder sein ganzes Dasein für sich haben. Noch am 11. September 1785 hatte er Charlotten geschrieben: „Deine Entfernung ist mir ein rechter Probstein meiner selbst; ich sehe, wie wenig ich für mich bestehe und wie notwendig mir dein Dasein bleibt, daß aus dem meinigen ein Ganzes werde."

Man kann in dieser Zeit schon zweifeln, ob das in seinem Munde ein Lob oder eine Klage ist; ein Jahr später ist er dessen gewiß geworden, daß sein Dasein ganzer werden müsse. Die Liebe also, die ihn früher gehalten hatte, wenn er an Flucht dachte, treibt ihn jetzt fort: wie er einst versuchte, ob er ohne Lili sein könne, mußte er jetzt versuchen, ohne Charlotte zu leben — oder vielmehr: er mußte sich selbst dazu nötigen. Doch soll es keine Trennung sein, nur eine Entfernung: er will fern von ihr mit ihr die Welt durchschweifen. — Welche besonderen Vorkommnisse diesen Entschluß veranlaßt, was Goethe insbesondere zu dieser harten Art der Durchsetzung bestimmt hat, die durch die begleitenden Liebesversicherungen eher verschärft als gemildert wird: das werden wir wohl nie erfahren. Dunkel wird auch das bleiben, wie er sich bei seiner Abreise die befriedigende Herstellung des Verhältnisses zu Charlotten gedacht hat. Nur das dürfte Goethe unumstößlich festgestanden sein, daß sie ihm seine selbständige, ganze Existenz, seine Freiheit in und trotz der Liebe zu Charlotten gewähren müsse. — Daß Goethe „in glücklicher Einsamkeit, ohne Namen und Stand, der Erde näher kommen" will, bezieht sich wohl nicht auf seine Liebe (die freilich auch mit sich brachte, daß seine Existenz zwischen Himmel und Erde aufgehangen war), sondern auf das Leben am Hofe. So war es ihm auch schon auf der Harzreise 1777, als wenn er, unbekannt in der Welt herumziehend, sein Verhältnis zu den Menschen und Sachen weit wahrer fühle. Daß er damals mit lauter Menschen umging, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, war ihm „wie ein kaltes Bad, das einen aus einer körperlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht". Eine ähnliche Erquickung hoffte und wünschte er sich wohl jetzt wieder, und bei stärkerem Bedürfnis in erhöhtem Grade.

Warum aber hat er auch Karl August aus seinen

Reiseplänen ein Geheimnis gemacht? Warum Herder und Knebel? Ein Widerstand war von den Freunden in keiner Weise zu fürchten. Mit Herder hatte er zuletzt in Karlsbad so vertraut gearbeitet, mit dem Herzog so vergnügt verkehrt, daß offenherzige Mitteilung seiner Absichten nur natürlich gewesen wäre, sein Schweigen also auf einen bestimmten Entschluß zurückzuführen ist. Und da er doch vom Herzog Urlaub zu erbitten hatte, so schien es, wenn nicht durch die Pflicht, so doch durch die Höflichkeit geboten, daß er auch sagte, wie er seinen Urlaub zu verwenden gedenke. Was war der Grund seines mindestens auffälligen Verhaltens? Wir werden kaum fehl gehen, wenn wir ihn in dem zuvor gefaßten, feststehenden Entschluß suchen, gegen Charlotte diesmal das Geheimnis zu wahren. Mußte er ihr wehe tun, so wollte er sie doch nicht kränken; das hätte sie aber, nach allem, was er ihr bis in die letzte Zeit Liebes und Schönes gesagt, beleidigen müssen, daß er nun den Freunden mehr Vertrauen schenke als ihr. Mit dem Herzog allerdings stand die Sache etwas anders, da er zugleich Freund und Herr war. Die Zurückhaltung gegen ihn dürfte also noch ihren besonderen Grund haben; und ein solcher ist in der Tat nicht schwer zu erraten. Goethe konnte es wohl für angezeigt halten, daß er in seinem Verhältnis zu Weimar von der Selbständigkeit, die er sich vorbehalten, einmal unmißverständlichen Gebrauch mache. „Freiheit und Gnüge" sollten bei seinem Eintritt in Weimarische Dienste die Hauptkonditionen sein; mit der Zeit war er trotzdem ein armer geplagter Sklave der Pflicht geworden. Er hatte sich das in dem Gedanken gefallen lassen, daß er, wenn er wolle, nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um die Freiheit zu gewinnen. Sollte dieser Trost nicht auf eine Selbsttäuschung hinauslaufen, so mußte er es einmal darauf ankommen lassen, ob er sich wirklich etwas mehr erlauben dürfe, als sonst ein Beamter oder auch Minister. Darum also der Urlaub auf unbestimmte Zeit und mit ungenanntem

Ziel der Reise. Ob Goethe damit nicht zugleich eine radikale Veränderung seiner Stellung in Weimarischen Diensten einzuleiten wünschte und hoffte, ist wiederum schwer zu sagen. Daß er sich beim Abschied nichts merken läßt, ist kein entscheidender Grund dagegen; er beweist ja eben durch die Tat, daß er schweigen gelernt hat auch gegen die, die ihm am nächsten sind. Wenn sich erst seine vorübergehende Entbehrlichkeit erwiesen hatte, konnte er um so leichter um dauernde Entlastung nachsuchen. Nachdem er aber genugsam erprobt hatte, daß er sich mit dem Herzog über die Grundsätze der Regierung nicht verständigen könne; nachdem er auch erkannt hatte, daß es ein aussichtsloser Kampf wäre, seine Ideen über Volkswirtschaft gegen den Herzog durchzusetzen: mochte sich ihm der Gedanke nahelegen, ein günstigeres Verhältnis zu dem alten Freunde dadurch zu ermöglichen, daß er von den Geschäften zurücktrete, die immer wieder Gelegenheit zu ebenso peinlicher wie unfruchtbarer Reibung gaben; also von der Verwaltung der Finanzen. Doch wenn ihm das auch schon im Sinne lag, wollte er wohl seine Stellung erst noch aus größerer Entfernung betrachten, ehe er etwas Entscheidendes tue; und in der Tat machte sich die Sache während seiner Abwesenheit fast von selbst, da dem Herzog im Mai 1787 ähnliche Gedanken gekommen waren.

Solches und noch mehr läßt sich vermuten; und trotzdem bleibt es, wesentlich betrachtet, ein ungelöstes Rätsel, was Goethe durch Kopf und Herz ging, als er in dieser Weise seine Reise nach Italien bewerkstelligte. Es war wohl wieder das „Dämonische" im Spiel, so daß Goethe mehr aus einem instinktiven Gefühl der Notwendigkeit dieses Schrittes handelte, als aus einer deutlichen Einsicht in dessen Zweckmäßigkeit. Ob aber mit mehr oder weniger Bewußtsein, so hat er damit den Übergang zu einer neuen Phase seiner Entwicklung vollzogen; und deshalb brechen wir die Erzählung seines Lebens an dieser Stelle ab.

Zweites Kapitel.

Die Dichtungen.

1.

Es ist nicht leicht, von dem Leben Goethes zu Weimar eine deutliche Anschauung zu gewinnen; und es ist nicht leichter, den Ertrag dieses reichen Lebens festzustellen, den Goethe in seinen Dichtungen niedergelegt hat. Ich will die Schwierigkeiten dieses Unternehmens mit ein paar Worten darlegen, da ich dabei auf einiges hinweisen kann, was für das Verständnis Goethes überhaupt von Wert ist.

Schon die Abgrenzung des Stoffs ist nicht sicher zu vollziehen. Daß Goethes Abreise nach Italien einen tiefen Einschnitt in seinem Leben macht, ist unverkennbar. Nicht ebenso verhält es sich mit seinem dichterischen Schaffen. Von den acht Bänden der „gesammelten Schriften", in denen Goethe 1786 sein bisheriges Lebenswerk dem Publikum darzubieten sich entschloß, konnte er vor der Abreise nur vier fertigstellen. „Iphigenie" hat in Italien die endgültige Form erhalten; „Egmont" ist dort vollendet worden; der größere Teil des „Tasso" ist erst nach der Rückkehr in die Heimat entstanden. „Wilhelm Meisters Lehrjahre" aber konnten in die Sammlung seiner Schriften gar nicht mehr aufgenommen werden; dieser Roman, dessen Anfänge bis ins Jahr 1777 zurückreichen, wurde erst 1796 unter Schillers Beihilfe vollendet. Nun handelte es sich bei „Iphigenie"

bloß noch darum, an die Verse die letzte Feile anzulegen. Dagegen hat Goethe selbst gestanden, daß er ohne die ungemesse Freiheit des Lebens und des Gemüts, die er zu Rom fand, „Egmont" gar nicht hätte zustande bringen können; es sollte also doch auch etwas von dem Geist Italiens in das Stück eingedrungen sein. „Tasso" und „Wilhelm Meister" könnten sogar von den unerquicklichen Verhältnissen, in die Goethe nach seiner Rückkehr kam, beeinflußt sein. Trotzdem glauben wir „Egmont" und „Tasso" noch wesentlich als Erzeugnisse der abgelaufenen Epoche von Goethes Leben verwerten zu können. Ihr geistiger Gehalt läßt sich aus dem Sinne Goethes, den die unmittelbarsten Zeugnisse seines Innenlebens vor der Abreise nach Italien atmen, fast ohne Rest erklären. „Wilhelm Meister" freilich gehört als Ganzes der folgenden Periode an; doch dürfen wir die ersten Bücher (im Januar 1786 studierte Goethe für ihn den Hamlet, arbeitete also am jetzigen fünften Buch) mit Vorsicht auch für die Darstellung von Goethes Entwicklung bis zur italienischen Reise benützen.

Da ferner Goethes Fühlen und Denken im Verlauf dieser ersten 12 Jahre zu Weimar eine starke Veränderung durchlaufen hat, so wünschten wir den Fortschritt derselben an der Hand der Schriften festzustellen. Von besonderer Wichtigkeit wäre hiefür die Umarbeitung älterer Dichtungen und Entwürfe für die beschlossene Gesamtausgabe. Nun sind ja die Veränderungen an den früher gedruckten Werken (wozu wir nach der Auffindung des Urfausts auch „Faust" rechnen dürfen) leicht und sicher festzustellen. Weniger günstig aber liegt die Sache mit den Dichtungen, die erst in Weimar entstanden sind, mit denen der Dichter also noch freier umgehen konnte als mit den früher veröffentlichten. Einige lyrische Gedichte sind uns allerdings auch in der ursprünglichen, stark abweichenden Gestalt erhalten; ebenso „die Vögel", „Jeri und Bätely"; von „Iphigenie" haben wir sogar eine mehrfache Redaktion. Sonst aber sind wir auf

unsichere und unbestimmte Vermutungen angewiesen; und das gerade bei den Werken, deren Wandelungen am lehrreichsten wären: bei „Egmont", „Tasso" und „Meister". So scheint Klärchen in Italien in einer Weise retouchiert worden zu sein, die das Mißfallen der Weimarer Freunde erregte; aber es ist nicht festzustellen, wie. Auch „Wilhelm Meisters Lehrjahre" fand Herder, als er sie endlich gedruckt zu lesen bekam, verschlechtert: die Wirtschaft der Mariannen und Philinen, womit der Roman jetzt beginnt, wollte ihm gar nicht zusagen. Welche Rolle aber Marianne und Philine in der früheren Bearbeitung gespielt hatten, oder ob Herder die Partien, da sie auftreten, noch gar nicht hatte lesen dürfen: das wissen wir nicht.

Endlich erschwert es uns Goethe nun ganz erheblich, seine Dichtungen als Spiegel seines Innenlebens zu benützen. Daß sie nie die bloße Wiedergabe des Erlebnisses waren, haben wir früher bemerkt (1. Teil, S. 109). So lange aber für Goethe das sicherste Kennzeichen der Genialität der unmittelbare, unwiderstehliche Drang zu dichten war, so lange mußte er auch die möglichst unmittelbare Wiedergabe der inneren Bewegung für Recht und Pflicht des Dichters halten, mußte er in der Furcht, sich und andere gar zu deutlich zu zeichnen, eine Versuchung sehen, der er zu widerstehen habe. Dagegen ist im Jahre 1786 Goethe bei der Redaktion seiner Werke sichtlich von dem Bestreben bestimmt, alles zu tilgen, was als direkte persönliche Anspielung gedeutet werden konnte. So ist „Werther" auch mit Rücksicht auf die Beschwerden des Kestnerschen Ehepaars korrigiert worden; Gedichte auf Karl August und Charlotte wurden entweder des persönlichen Kolorits beraubt oder überhaupt nicht aufgenommen; und wenn Goethe in „Egmont" „das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier" zu tilgen suchte, so mag auch manches gar zu sichtlich Goethesche gestrichen worden sein. Hatte er Egmont seine „Eigenheiten und Albernheiten aufgeflickt", so wollte er doch den An-

schein vermeiden, vor dem Publikum eine persönliche Beichte abzulegen; ähnliche Rücksichten mögen ihn auch bei der Umarbeitung der Lehrjahre des Wilhelm Meister bestimmt haben, in dem er ursprünglich „sein dramatisches Ebenbild" zeichnen wollte; und von „Tasso" ist dasselbe anzunehmen. Das Motiv entnimmt er also nach wie vor der Wirklichkeit, und er macht natürlich daraus, was er eben kann und muß; aber durch schlimme Erfahrung (namentlich mit „Werther") belehrt, ist er nun beflissen, die Spur seiner dichterischen Beutezüge zu verwischen. Dieses Streben nach „Objektivität" wird gefördert durch eine fortschreitend höhere Wertung der Form, der Technik; und endlich gar auch durch die Rücksicht auf den Effekt beim Publikum. Stärker als es uns wünschenswert erscheinen möchte, hat es auf Goethe zurückgewirkt, daß er einige Jahre hindurch sein Talent in den Dienst des Hofes stellen mußte: was er da zur Unterhaltung dichtete, hatte seinen Zweck verfehlt, wenn es nicht unmittelbar gefiel. Dabei hatte er freilich auch zu erfahren bekommen, wie es mit dem „Effekt" geht: nämlich „wie wenn einer nach einem Rehe schösse, es fehlte und durch ein Ohngefähr einen Hasen träfe". Aber seine poetische Unschuld ist dadurch doch geschädigt worden. Wenigstens bei den Singspielen hat er den lebhaften Wunsch, daß sie „wirken" (allerdings auch aus freundlicher Fürsorge für seinen Jugendfreund, den Komponisten Kayser: damit er durch sie seinen Weg finde); und so wollte er durch Knebel und Kayser den Geschmack des Publikums in München und Wien studieren lassen, damit er bei der Arbeit berücksichtigen könne, was dort von Ernst und Scherz am meisten Effekt mache. Wenn Goethe trotzdem eben mit diesen Singspielen beim größeren Publikum kein Glück gehabt hat, so ist das auch darauf zurückzuführen, daß er beim besten Willen nicht auf den bloßen Effekt hin arbeiten konnte. Immerhin haben wir zu beachten, daß nun zwischen den Dichter und sein Werk Reflexionen treten, die ihm früher sehr ferne lagen, ja verwerflich erschienen; so daß wir jetzt unterscheiden müssen zwischen dem, was er sagen wollte, und dem, was er sagen mußte. Ähnlich verhält es sich ja auch mit seinen Briefen; und sein äußerliches Symbol hat dies darin, daß Goethe nun nicht mehr schreibt, sondern diktiert.

Doch brauchen wir uns durch diese Schwierigkeiten nicht entmutigen zu lassen. Der Schaden ist für die bloße Neugier größer als für den, der sich mit Goethe beschäftigt, um von ihm zu lernen. Was wir sicher wissen, ermöglicht uns bereits, die wichtigsten Richtlinien für die Entwicklung von Goethes Lebensanschauung zu ziehen. Ob wir das Zweifelhafte immer am richtigen Orte einfügen, kommt für unsere Zwecke kaum in Betracht. Deshalb kann ich auch, wie bisher, Vermutungen, die mir selbst nur mehr oder weniger wahrscheinlich sind, einflechten, ohne das Für und Wider im einzelnen zu nennen und abzuwägen.

Damit die fortschreitende Bewegung in Goethes Dichten anschaulich hervortrete, skizziere ich zuerst die Geschichte der Motive, die er sozusagen durchkomponiert. Sodann will ich an den größeren Dichtungen nachweisen, wie sich ihm das Bild des Lebens als eines Ganzen entwickelt. Dabei werden einzelne Dichtungen in verschiedenem Zusammenhang unter verschiedenen Gesichtspunkten öfter zu besprechen sein. Ich glaubte im Interesse der Sache auch Wiederholungen nicht zu ängstlich vermeiden zu sollen.

2.

Der „junge Goethe" ist wesentlich Erotiker. Die Liebe begeistert ihn zum Dichten und ihr Schicksal ist ihm bei weitem der interessanteste Vorwurf für seinen Gestaltungstrieb; auch seine Auffassung der Poesie und der Religion ist erotisch durchsäuert; was nicht mit der Liebe in Zusammenhang steht, tritt nur als Nebensache auf. Dies hat sich in Weimar geändert. Das poetische Erlebnis, das religiöse Empfinden, das Verhältnis zur Natur befreit sich

von der Herrschaft des Erotischen; die sozialen Verhältnisse gewinnen für den Dichter ein selbständiges Interesse; das Schicksal der Liebe wird eingegliedert in das allgemeine Schicksal des Menschen. Die Ursache aber ist, daß sich Goethes bisherige Auffassung und Wertung des Liebeslebens unter der fortschreitenden Erfahrung nicht behaupten kann. Wir versuchen also zuerst die Wandlungen anzuführen, die Goethe als Dichter der Liebe durchlaufen hat.

Da Goethes Herz in diesen zwölf Jahren von den Leiden und Freuden der Liebe in beständiger Unruhe gehalten wurde, möchte man auch eine reiche Ausbeute von Liebesgedichten erwarten. Aber der unmittelbaren Expektorationen des Liebesgefühls sind es (wenn wir von den bloßen Gelegenheitsgedichten, d. h. von den Versen *auf* bestimmte Gelegenheiten absehen) nicht eben viele. Einige schöne Lieder entspringen im ersten Halbjahr zu Weimar der verglimmenden Leidenschaft für Lili und der auflodernden Liebe zu Frau von Stein (Jägers Abendlied, Wonne der Wehmut, rastlose Liebe); einige fallen in das Jahr 1780/81, also in die Monate vor und nach der entscheidenden Verständigung mit Charlotte („Sag' ich's euch, geliebte Bäume"; Nachtgedanken; der Becher; an Lida); endlich freute sich Goethe in den einleitenden Strophen zu den „Geheimnissen" (später als „Zueignung" den Gedichten vorangestellt) von seiner Liebe reden zu können, ohne daß irgend jemand es verstehen könne als die Geliebte allein. Warum die Liebe zu Frau von Stein sich so wenig fruchtbar erwies, hat uns Goethe selbst erklärt: das Schicksal vergönnte den Liebenden nicht, „immer frisch auf Traumglück auszugehen"; es nötigte sie, sich und ihr Verhältnis zueinander zu verstehen, vor sich selbst zu rechtfertigen, also darüber nachzudenken. Die Reflexion aber schwächt die Unmittelbarkeit des Empfindens, welche die echte poetische Expektoration hervortreibt. Wenn jedoch die Leidenschaft den Damm, den die Reflexion ihr entgegensetzt, durchbricht, so offenbart sie

auch eine Tiefe, Macht und Fülle, die dem bloß naiven Liebesgefühl versagt ist.

So gibt sich im Anfang seiner Leidenschaft für Frau von Stein das Bewußtsein ihrer Unendlichkeit den kühnen, charakteristischen Ausdruck, daß er seine Liebe in eine Präexistenz zurückschaut:

> Ach, du warst in abgelebten Zeiten
> Meine Schwester oder meine Frau . . .*).

Die Sehnsucht der Liebe entspringt der Erinnerung an das einst genossene Glück: wenn das Herz die alte Wahrheit im Innern fühlt, wird ihm der neue Zustand Schmerz. Der Gehalt dieses Glücks hat sich dem Dichter schon vertieft: die Geliebte, die den Liebenden ganz versteht, tropft ihm auch Mäßigung ins heiße Blut. Doch ist die Liebe noch nicht als wirkliche Wechselwirkung empfunden und gedacht. Nachdem aber Goethe Charlottens Gegenliebe gewiß geworden, findet er den herrlichsten Ausdruck für die volle, beseligende und verpflichtende Gegenseitigkeit der Liebe (9. Oktober 1781):

---

*) Diesen Gedanken hat Goethe auch in Prosa ausgesprochen in dem Fragment eines Briefs an Wieland: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, nicht anders erklären, als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Frau. Nun wissen wir von uns, verhüllt in Geisterduft. Ich habe keine Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All." — Und später schreibt er (2. März 1779) an Charlotte: „Es ist mir fast unangenehm, daß eine Zeit war, wo Sie mich nicht kannten, und nicht liebten. Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe; und wenn Sie nicht so Feind dieser Welt wären, wollt ich nur Sie bitten zu dieser lieben Gefährtin." Doch war Goethe nüchtern genug, diese im Augenblick wahren Reflexe seiner Leidenschaft nicht zu einem Dogma von dem geheimnisvollen Ursprung und Wesen der Liebe zu verfestigen. In „Egmont" hat er sich von solchen Gedanken, die über die gegebene Wirklichkeit hinausschwärmen, entschieden abgewendet.

Den einzigen, Lotte, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig dein. Denn seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke.
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Wird ihm so die Wirklichkeit des Lebens durch die ganz ihn beherrschende Realität der Liebe fast zum wesenlosen Scheine herabgesetzt, so gibt die Liebe andrerseits dem, was ihn sonst beglückt, erst die rechte Weihe und den sättigenden Gehalt. So ruft er seinen geliebten Bäumen zu:

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein!
Denn ich grub viel Freud und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freuden jeden Tag.
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

Nachdem er sich endlich in eine so innige Verbindung mit der Geliebten eingelebt, daß er sich für sich allein gar nicht mehr als selbständiges Wesen erkennt, vermag er es, die echte Geistesehe in der tiefsten, zartesten, ergreifendsten Weise zu beschreiben:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne.
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

In der „Zueignung" (zu der diese Stanze ursprünglich gehörte) hat er auch die bedeutsamsten Wirkungen seiner „Ehe" gefeiert: ihre besänftigende Kraft, und daß sie ihn zugleich von den Menschen trennt und mit ihnen verbindet. Denn es ist die verklärte Geliebte, der er dankt:

Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;

ihr klagt er:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;

sie ist es auch, die ihn mahnt:

Erkenne dich, leb mit der Welt in Frieden.

Die schmerzliche Kehrseite aber der bloßen Geistesehe hat uns Goethe in Mignons Lied geoffenbart, das er sich, indem er es Frau von Stein überschickt, ausdrücklich zueignet:

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach, der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Während jedoch Goethe in seinem persönlichen Erleben die höchste Höhe und tiefste Tiefe der Liebe erreichte, hatte er zugleich genügende und zumeist sehr unangenehme Veranlassung, sich recht nüchterne, objektive Gedanken über die Liebe zu machen. Selbst das Verhältnis zu Frau von Stein hatte ja seine prosaische Seite: daß Charlotte den Klatsch fürchtete, und daß sie zur Eifersucht neigte, während

Goethe doch immer jedem schönen Gesicht gerne auch etwas Schönes sagte. Sodann hat er bald dem Liebesspiel, das in Weimar beliebt war, den versteckten Ernst, also die versteckte Komik abgemerkt. So schreibt er den 15. September 1777 an Frau von Stein über die Misels: „Sie versichern mir alle, daß sie mich lieb haben, und ich versichere sie, sie seien charmant. Eigentlich aber möchte jede so einen von uns, wer er auch sei, haben, und dadrüber werden sie keinen kriegen." Ferner war ihm des Herzogs unharmonische Ehe zu Zeiten eine schwere Sorge. Später wurde er in die Geschichte der unglücklichen Liebe des Prinzen Konstantin zu Karoline von Ilten hineingezogen. Dann erhielt er den unangenehmen Auftrag, die Liebesverhältnisse abzuwickeln, die dieser im Ausland angeknüpft hatte. Unter diesen Erfahrungen mußten ihm mancherlei und sehr sonderbare Gedanken aufsteigen über das Liebesgefühl, in dem er einst Glück und Gehalt des Lebens, ja das Leben selbst gesehen hatte. Die verschiedenartigen Elemente desselben treten ihm auseinander; dadurch büßt er aber seine Unbedingtheit ein und erweist sich als Gut und Macht von relativer Größe. Diese Zersetzung und Entwertung des Liebesgefühls läßt sich durch alle größeren Dichtungen Goethes von 1776 an verfolgen.

In dem Schauspiel „Die Geschwister" (gedichtet vom 26.—29. Oktober 1776) hat die Liebe noch ihre ungebrochene Naivität, ihre undifferenziierte Einheit. Marianne kommt unter ihre Gewalt, ohne es zu merken, zu wissen; und so scheint die Liebe in einer geheimnisvollen Verwandtschaft der Seelen zu bestehen, die die Menschen mit Zaubermacht zueinander zieht, auch wenn an eine Verbindung gar nicht zu denken ist. Aber das Wohlgefühl, das Marianne in der Nähe des vermeinten Bruders empfindet, macht es ihr nicht nur zur eigenen Freude, ihm das Leben behaglich zu machen (wie ja auch Wilhelm seine Arbeit immer mit dem Gedanken an Marianne tut: daß er ihr endlich ein angenehmes

sorgenfreies Heim bieten könne): es bringt in das geschwisterliche Zusammenleben bereits einen recht sinnlichen Zug. So schlägt sie denn auch um des Bruders willen die Werbung Fabricens aus, wie sie andrerseits mit geheimem Widerwillen daran denkt, daß der Bruder einmal eine Frau nehmen könnte. Darum kostet es sie viele Tränen, wenn Liebende sich schließlich als Geschwister erkennen müssen und also nicht heiraten dürfen; und so kann sie, deren Phantasie schon mit dem Glück spielt, das Kind eines geliebten Mannes zu pflegen, es als höchste Seligkeit empfinden, daß sie aus Wilhelms Schwester dessen Geliebte und Gattin werden kann. Es treten also aus dem allgemeinen, unbestimmten Liebesgefühl als einzelne zusammenwirkende Elemente deutlich hervor: die Fürsorglichkeit, das sinnliche Verlangen und die Sehnsucht nach dem Kinde. Und wir werden bereits auf den Gedanken hingedrängt, daß der eigentliche reelle Wert der Liebe in diesem ihrem konkreten Leben liege: der Befriedigung eines sinnlichen Verlangens, dem häuslichen Behagen, der Freude an dem gemeinsamen Kinde; und nicht in dem bloßen abstrakten Gefühl, zu lieben und geliebt zu werden.

In der Folge hat Goethe mit fortschreitendem Ernst die Liebe von erträumten himmlischen Gefühlen zurückzurufen gesucht auf den Boden des wirklichen Lebens: daß sie sich mit den gegebenen Lebensbedingungen einrichte und so des ihr möglichen, natürlichen, nicht unendlichen, aber auch nicht zu unterschätzenden Glücks teilhaftig werde. In dieser Richtung muß schon die Wahrheit liegen, die er durch das Singspiel „Die gute Frau" (jetzt „Lila") der Herzogin Luise zum 30. Januar 1777 nahebringen wollte. Näheres ist darüber freilich nicht zu sagen, da uns die Urgestalt des Stücks nicht erhalten ist. Wie es jetzt vorliegt, hat es zum Thema:

Was Lieb und Phantasie entrissen,
Bringt Lieb und Phantasie zurück.

Lila, die mit ihren Gedanken immer zu wenig an der Erde war, die in ihrer Zärtlichkeit sich die Gefahren ihres Gatten immer doppelt lebhaft vorstellte, wird durch eine falsche Nachricht von dessen Tod so erschreckt, daß sie den heimgekehrten Gemahl für ein Trugbild hält, da er ja in Wirklichkeit tot oder (wie sie später glaubt) von bösen Geistern gefangen gehalten sei. Sie wird von Doktor Verazio dadurch geheilt, daß er ihre Wahnideen dramatisiert und ihr bei deren pantomimischer Darstellung die Aufgabe suggeriert, den gefangenen Gemahl zu erlösen. Aber ihre Heilung wird ja nur dann von Dauer sein, wenn in ihr die gefährliche Verbindung von Liebe und Phantasie aufgelöst wird. Sonst wird die Liebe immer wieder den Anlaß finden, ähnliche Phantasien zu erzeugen. — Auf den folgenden Geburtstag der Herzogin erlaubte sich Goethe die leere Liebesempfindelei in dem „Triumph der Empfindsamkeit" mit dem übermütigsten Humor zu verspotten. Der Prinz Onoraro ist der empfindsamste von allen Männern. Nichts geht ihm über den zärtlichen Verkehr mit der Natur; er hat auch ein Herz, das aller Qualen und Seligkeiten der Liebe fähig ist. Nur kann er leider bei seinen zarten Nerven die wirkliche Natur nicht ertragen; die Geliebte aber, für die er glüht, ist die Gattin eines andern. Doch weiß er sich zu helfen: sein Naturmeister schafft ihm eine künstliche Natur; seine Liebesandacht hält er zu der Puppe der geliebten Mandandane. Nachdem nun die wirkliche Geliebte sich an die Stelle der Puppe gesetzt hat, fühlt der Verliebte zum erstenmal den Zug, der ihn nach dieser himmlischen Gestalt zieht, sich verringern. Und wie ihm nachher feierlich seine Puppe als angebliche Mandandane übergeben wird, kommt die gewöhnliche Verzückung wieder über ihn: „Himmel, sie ist's! Seligkeit tauet herab!" Das also ist die Wahrheit des beglückenden Gefühls von der Nähe der Geliebten! Wie die Naturschwärmerei, ist auch die Liebe des empfindsamen Prinzen eitel Einbildung. Diese unendliche Leidenschaft braucht nur ein geglaubtes, kein wirkliches Objekt. Ja, sie wird durch die Wirklichkeit der Geliebten eher gestört als genährt. Sobald aber Mandandane dies überzeugend erfährt, hat der Prinz alle Macht über sie verloren. Denn mit dieser Liebe will ein wirkliches Weib nicht geliebt werden. Unter den Büchern, die der Prinz im heiligen Busen der geliebten Puppe birgt, hat Goethe „die Leiden des jungen Werthers", in der ersten Bearbeitung auch „Stella" genannt. In der Posse selbst hat er Mandandane einen leidenschaftlichen Monolog der geraubten Persephone in den Mund gelegt, eine ernste Dichtung von tiefster Empfindung. Das hat er später als einen Frevel bezeichnet. Ursprünglich hatte dies so gut wie jenes seinen guten, berechtigten Sinn. Auch in Empfindungen, die an sich echt und wahr sein können, muß sich der Dichter, der sie darstellen will, in der Regel hineinsteigern; denn sie sind doch nicht seine wirklichen Empfindungen. Auch eignet der echten Empfindung die Schamhaftigkeit, daß sie sich lieber gedämpft als übertrieben ausspricht. Wenn nun Goethe gegen alle gemachte, bloß anempfundene oder doch künstlich gesteigerte Empfindung zu Felde zieht, so liegt eben auch die ernsthafte Dichtung in der Schußlinie; und dann die „Proserpina" so gut wie „Werther" und „Stella". Übrigens besteht das krankhafte Wesen der Liebe, von der Goethe sich in dieser ernsthaften „Grille" abwendet, nicht eigentlich in der Empfindsamkeit, sondern in ihrer bloßen Subjektivität: darin, daß man das Objekt aus ihr ganz wegdenken kann. — In „Iphigenie" (1779) hat Goethe ein leidenschaftliches Liebesverhältnis überhaupt nicht verwendet. Der König Thoas wird nicht von schwärmenden Gefühlen getrieben, daß er Iphigenie nach dem Verlust seiner ersten Gattin und seines einzigen Sohnes zur Ehe begehrt; ihn bestimmt der Wunsch nach einem Erben und die Erkenntnis ihres Werts. Darum tritt er auch nicht als schmeichelnder Liebhaber auf; Iphigeniens Widerstand reizt ihn zu so harten Worten,

daß sie bitten muß, ihr „arm Geschlecht" nicht zu schelten. Diese aber schätzt die Rückkehr in die Heimat höher als die Ehe mit dem König, dem sie doch ihre Achtung nicht versagen kann und von dem sie nicht im Unfrieden scheiden möchte, der also auch ihrem Herzen nicht gleichgültig ist. Aber die ganze reiche Liebesfähigkeit ihrer Natur erschöpft sich in der Pietät gegen Eltern und Geschwister. Es ist also nicht die erotische Liebe, worin das Weib notwendig Gehalt und Glück des Lebens suchen müßte. In der ersten Bearbeitung hat Goethe das noch schärfer zum Ausdruck gebracht. Da läßt er König Thoas unmutig ausrufen: „Unerschüttert wie Felsen ist ein Weib, das einmal nicht liebt." Das Erotische ist auch für das Weib (noch mehr natürlich für den Mann) ein Faktor des Lebens, nicht mehr. — Da sie diese nüchterne Betrachtung der Liebe fortsetzen, mögen hier auch die Singspiele „Jeri und Bätely" (1779) und „Die Fischerin" (1782) erwähnt werden, obwohl sie nicht viel Charakteristisches haben. Bätely hat erst gar keine Lust zu heiraten; da lernt sie Jeri, der sie umwirbt, als Beschützer schätzen; und daß er um ihretwillen verwundet wurde, lockt aus ihr nun auch zärtliche Gefühle hervor. Goethe selbst hat bemerkt, daß die Personen des Singspiels, obwohl sie Schweizerkleider anhaben, Leute aus seiner Fabrik seien. Sie werden also auch wohl die Liebe in der Weise darstellen, wie sie ihm jetzt am natürlichsten und gesündesten erscheint. Daß man füreinander fühlt, spielt darin die geringste Rolle. Die beherrschenden Motive sind: daß der junge Mann schließlich einmal eine Frau will und das Mädchen einmal einen Mann braucht — beides aus höchst natürlichen Gründen; und daß die Liebe zu dem Mann, bei dem sie sich geborgen fühlt, auch in dem sprödesten Mädchen sich ganz von selbst gibt. — Auch Dortchen, die Fischerin, ist nichts weniger als zärtlich. Daß sie Niklas liebt, verrät sich am deutlichsten in ihrem Unmut über die Rücksichtslosigkeit des Bräutigams,

der wunder tut, als ob er sie lieb hätte, und es doch treibt, wie wenn sie schon seine Frau wäre — indem er und der Vater sie zu Hause sitzen und warten lassen. Erst daß sie sich ins Unrecht gesetzt hat, indem sie die Ihrigen mutwilligerweise erschreckte, und daß sie dabei die ängstliche Fürsorge des liebenden Mannes sah, macht sie geneigt, auf seinen Wunsch nach einer baldigen Hochzeit einzugehen. Aber auch jetzt erweist sich die Echtheit ihrer Liebe darin, daß sie es nicht Wort haben will.

Niklas: Liebst du mich?
Dortchen: Ja, doch! geh nur!
Niklas: Und bist so niedergeschlagen!
Dortchen: Plage mich nicht! Ich bin deine Braut, morgen deine Frau; da hast du einen Kuß drauf, und laß' mich allein! (Niklas geht ab.) So muß und soll es denn sein, was ich so lange wünschte und fürchtete.

Der Dichter, der an diesem Tone des Liebesgesprächs seine Freude haben kann, wird kaum mehr geneigt sein, die Wertherische Wollust, sich an der direkten Expektoration des Gefühls zu berauschen, für einen besonders erhabenen Erweis von der Bedeutung und Macht der Liebe gelten zu lassen. Wie viel aber Goethe durch Kopf und Herz gehen mußte, bis Empfindung und Urteil in Sachen der Liebe so umgestimmt wurden, das zeigen uns erst die großen Werke, worin er mit anhaltendem Fleiß die fortschreitende Erfahrung des Lebens verarbeitete: „Egmont", „Wilhelm Meister", „Tasso". Da „Tasso" sich am unmittelbarsten an die Stimmung in „Werther" und „Stella" anschließt, legen wir zuerst dar, wie die Liebe darin aufgefaßt wird.

Es ist in Tassos Wesen begründet und ist für ihn auch ein Lebensbedürfnis, daß er in enge Fühlung mit den Frauen kommt. Er ist als Dichter vornehmlich auf sie angewiesen. Denn der Herzog Alfonso schätzt ihn zwar als Künstler, der durch hervorragende Werke seinem Hofe einen höheren Glanz verleiht; welchen menschlichen Gehalt er

darin gestaltet, ist für ihn Nebensache. Die Frauen dagegen fühlen sich dadurch angesprochen, daß durch seine Dichtungen die Seele des Dichters sich ihnen offenbart. Er gewährt ihnen in erhöhtem Grade, was Stella und Cäcilie an Fernando preisen:

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erscheint,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, teil an ihm zu nehmen.

Die Frauen lohnen ihm das durch ein Interesse für den Dichter, dessen Art je durch ihre eigentümliche Sinnesrichtung bestimmt ist. Gemeinsam ist ihnen, daß sie gerne für sein äußeres Wohl sorgen; bei seinem unpraktischen Wesen kann er es auch wohl brauchen, daß man ihn bemuttert. Auch dürfte Leonore von Sanvitale zugleich dem Sinn der Prinzessin Ausdruck geben, wenn sie ausruft:

Wie reizend ist's, in seinem schönen Geiste
Sich selber zu bespiegeln!

Doch würden wir gerade sie mißverstehen, wenn wir darin einen Ansatz zu leidenschaftlicher Liebe sehen wollten. Denn sie gibt diesem Genuß, in dem der junge Goethe die höchste Seligkeit der Liebe sah, eine Richtung aufs Äußerliche, indem sie fortfährt:

Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied
Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?
Dann bist du erst beneidenswert! Du bist,
Du hast das nicht allein, was viele wünschen;
Es weiß, es kennt auch jeder, was du hast!

Dich nennt dein Vaterland und sieht auf dich;
Das ist der höchste Gipfel jedes Glücks.
Ist Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen soll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?

Darum hat auch ihr Verhältnis zu dem Dichter einen unpersönlichen Charakter; und eben deshalb kann sie unbefangen von der Liebe des Dichters zu ihr und der Prinzessin reden, kann unbefangen in ihrer beider Namen gestehen, daß sie das Gefühl des Dichters für sie erwidern. Sie glaubt auch zugleich den Sinn Tassos richtig zu treffen, wenn sie der Prinzessin ihr Verhältnis zu dem Dichter ebenso zart wie kühl erklärt:

Hier ist die Frage nicht von einer Liebe,
Die sich des Gegenstands bemeistern will,
Ausschließend ihn besitzen, eifersüchtig
Den Anblick jedem andern wehren möchte ...
Uns liebt er nicht — verzeih, daß ich es sage! —
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl teilt er uns mit; wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste, was wir lieben können.

Aber sie hat damit (von Tasso ganz zu schweigen) nicht erschöpft, was die Prinzessin für Tasso empfindet. Im ersten Moment, da diese ihn kennen lernte, hat sie ihn mit dem Gemüt ergriffen. Im ferneren Umgang mit ihm hat sich in ihr stetig das Verlangen gesteigert, sich mehr zu kennen, mehr zu verstehn. Und dieses Verlangen blieb nicht ungestillt: täglich stimmte sich ihr Gemüt zu immer reinern Harmonien auf. So wurde er ihr persönlicher Freund; und die Aussicht ihn zu verlieren, entlockt ihr Klagen, wie sie der leidenschaftlichsten Liebe nicht schmerzlicher entströmen konnten:

Ich fühle schon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung, ihn zu sehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
Mein erster Blick hinab in unsre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Tau der Schatten.
— — — — — — — — — — —
Mit jugendlicher Sehnsucht griff ich nie
Begierig in den Lostopf fremder Welt,
Für mein bedürfend unerfahren Herz
Zufällig einen Gegenstand zu haschen.
Ihn mußt ich ehren, darum liebt ich ihn,
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erst sagt' ich mir: entferne dich von ihm!
Ich wich und wich, und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, so hart bestraft!

Für sie ist also, anders als für Leonore, Tasso selbst das Höchste, was sie lieben kann; und sie liebt ihn mit einer Liebe, die persönlicher nicht gedacht werden kann. Und doch glaubt sie von ihrer Liebe ebenso unbefangen reden zu dürfen wie Leonore, und sogar mit Tasso selbst. Denn ihr steht sicher und allgegenwärtig vor Augen, was sich ziemt. Für sie, die Prinzessin (und die ältere Frau), liegt aber ein Liebesverhältnis oder gar ein Liebesbund mit Tasso so weit außerhalb dem Bereich des Denkmöglichen, daß ihr gar nicht in den Sinn kommt, Tasso möchte ihre Liebe in diesem ungeziemendem Sinne verstehen. Zudem gehört für sie das Glück der Liebe zu den Dingen, die man sich nur durch Mäßigung, durch Entbehren zueignen kann; und da ihr Sinn darauf gerichtet ist, in das Nahe, Mögliche, Gegebene sich immer inniger einzuleben, so ist sie der Versuchung unzugänglich, durch Leidenschaftlichkeit sich das Schöne, das sie hat, zu zerstören. Tasso aber scheint in seiner Hingebung an sie so lenksam, daß sie nicht daran

zweifelt, ihn jederzeit durch einen leichten Druck ihrer Hand innerhalb der Grenze der Schicklichkeit zu halten. Das glaubt sie um so sicherer zu erreichen, je unbefangener sie ihm ihr eigenes Gefühl für ihn offenbart.

Aber sie täuscht sich in Tasso, wie sich Leonore in ihm täuscht. Daß diese eine sehr unpersönliche „Liebe" zu ihm hat, fühlt er wohl. Deshalb kann er auch nur selten mit ihr ganz offen sein; wie er sich auch Alfonso nicht anvertrauen kann, der ihn ebenso unpersönlich liebt. Die Prinzessin dagegen liebt er als die einzige Seele, mit der er aus freiem Busen wagen darf zu reden. Daraus fließt zunächst der Wunsch, daß er ihr, die ihm vertraut, etwas sein und immer mehr werden möge. Insofern kann er sich auch ihre Mahnung zueignen, daß er entbehren lerne, sich mäßig zeige, und so verdiene, daß sie ihm vertraue. Aber diese Verständigung über ihr Verhältnis beruht doch auf einem Mißverständnis. Denn er kann sich das Entbehren nicht als dauernde Bedingung des Glücks denken, sondern nur als Weg zu einer Innigkeit des Liebesverhältnisses, da er seiner nicht mehr bedarf. Daß ihn die Prinzessin „gern" entlasse, wenn es zu seinem Wohl gereiche, ist ihm eine bittere Enttäuschung, die ihm die schwärzesten Zweifel an ihrer Gesinnung gegen ihn erweckt. Seinem Sinn ist mit dieser Liebe nicht gedient; er wünscht vielmehr:

Oh, fühlte
Sie eine Leidenschaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! Willkommner
Ergriffe mich der Tod, als diese Hand,
Die kalt und starr mich von sich läßt.

So versteht nun einmal er die Liebe! Darum kann er auch, als er ihrer „Liebe" wieder gewiß geworden, nur zur äußersten Leidenschaftlichkeit überspringen, durch die er nun wirklich das Glück zerstört, das sie so gerne in den bisherigen Grenzen erhalten hätte.

Indem nun Goethe Tassos Leidenschaft für die Prinzessin bis zur sinnbetörenden Glut sich entwickeln läßt, stellt er in keiner Weise die Frage nach Schuld und Unschuld, Recht und Unrecht der beteiligten Personen. Die Liebenden, wie er sie zeichnet, sind vom reinsten Wohlwollen für einander beseelt; auch Leonoren dürfen wir kein unedles Motiv, keine unedle Absicht unterschieben. Sie meinen es alle herzlich gut. Da der Gang der Handlung nun doch notwendig zu einer Katastrophe hintreibt und dies nicht bloß in äußeren Umständen, auch nicht bloß in zufälligen Schwächen der Personen begründet sein kann, muß der Keim der tragischen Entwicklung in dem Verhältnis der Geschlechter selbst liegen. Und diesen Gedanken scheint mir Goethe in der Tat in sein wunderbares Werk hineingeheimnist zu haben. Die Liebe ist als solche ein Mißverständnis, sofern Mann und Weib, wenn sie einander von Liebe reden, immer etwas anderes in petto haben, als der andere Teil versteht.

Leonore genießt es als eine feine Schmeichelei, daß der Dichter sie durch sein Lied verewigt; auch die Prinzessin findet es billig, daß die Frauen Tasso freundlich begegnen, weil sein Lied auf manche Weise das Geschlecht verherrlicht. Für die Frau ist die Liebe des Mannes eine Huldigung; für den Mann bedeutet sie doch etwas anderes. Dasselbe Mißverständnis wiederholt sich in einer höheren Sphäre. Den beiden Frauen ist es ein Genuß, wenn Tasso mit dem Wohllaut seiner, einem liebekranken Busen entströmenden Klagen Hain und Luft füllt: aber daß der liebekranke Busen ein liebekranker Busen sein könnte, kommt ihnen nicht in den Sinn. Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht will nicht sehen, daß hinter der Liebesklage des Mannes, die es in selige Schwermut wiegt, die Begierde steht, die mehr der Gewalttat, als der Huldigung zuneigt. So will auch die Prinzessin Tassos Liebe als bloßes Gefühl im bloßen Gefühl genießen, ohne zu bedenken, welche Wünsche

sie in seiner Seele auslöst, wenn sie ihm von Vertrauen und Liebe spricht; sie mahnt ihn, durch Mäßigung, durch Entbehren sich ihres Vertrauens, ihrer Liebe würdig zu machen: wie wenn das für Tasso so eine einfache, fast natürliche Sache wäre wie für sie. Kurz, sie möchte sich die Liebe eines Mannes, die (der Natur des Mannes entsprechend) explosive Leidenschaft ist, an einem gelinden Feuer warm halten, um sie nach Gelegenheit und Bedarf und mit gewissenhafter Rücksicht auf das, was sich ziemt, zu genießen. Wie ihr endlich der notwendige Erfolg dieses ebenso wohlgemeinten wie verkehrten Unterfangens vor Augen tritt, indem Tasso ihr mit ausbrechender Leidenschaft zuruft:

Welch ein Gefühl!
Ist es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Ist's Raserei? Ist's ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste reinste Wahrheit faßt?
Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann,
Das mich allein so elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Diese Leidenschaft
Gedacht ich zu bekämpfen, stritt und stritt
Mit meinem tiefsten Sein, zerstörte frech
Mein eignes Selbst, dem du so ganz gehörst —

da weiß sie fassungslos nur zu erwidern:

Wenn ich dich, Tasso, länger hören soll,
So mäßige die Glut, die mich erschreckt.

Und daß er sie gar in die Arme preßt: nein, so was tut man doch nicht! Darum hat Tasso nicht bloß unrecht, wenn er ihr nachruft:

Und du, Sirene! Die du mich so zart,
So himmlisch angelockt; ich sehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum so spät!

Die Prinzessin ist Sirene, auch wenn sie nicht daran denkt, es zu sein. Sie ist es für ihn, den Mann, als Weib.

Diese böse Wahrheit ist die Frucht der 12jährigen Entsagung, in der sich Goethe der Liebe der Frau von Stein erfreuen durfte. Doch spricht er sie ohne Bitterkeit aus. Er läßt der Prinzessin in vollem Umfang die Entschuldigung zu gute kommen, daß sie nicht weiß, was sie tut.*) Auch teilt sie ja schließlich Tassos Schicksal; sie selbst ist „so lieblich angelockt, so hart bestraft". Die Liebe ist eben eine Falle, die das Schicksal ihr und Tasso gestellt hat.

„Tasso" zeigt, daß sein Dichter die Liebe nicht bloß erlebt, sondern auch durchdacht hat — gründlicher sogar, als für den Affekt der Liebe gut ist. Denn das Resultat ist nicht nur, daß die Entzückungen der Liebe dem Selbstbetrug, ja dem Fieberwahn bedenklich nahe rücken: Goethe kann auch der Liebe, wenn er sie einmal in diesem Lichte sieht, nicht mehr die beherrschende Stellung im Leben zugestehen, die sie für sich beansprucht. So stark das Drama unser Mitgefühl für Tasso und die Prinzessin erregt, so wenig hinterläßt es doch den Eindruck, daß die Tiefe ihres Gefühls ihnen ein Recht auf dessen Befriedigung begründe. Tassos Wünsche sind nicht nur wegen seiner Stellung am Hofe zu Ferrara zum voraus als unerfüllbar zu betrachten; wir gewinnen auch nicht die Zuversicht, daß ihn ihre Gewährung wirklich und auf die Dauer beglücken würde. Das Glück aber, das die Prinzessin in ihrer Liebe genießt und gerne für eine unbegrenzte Zukunft sich erhalten möchte, wird eben durch die Entwicklung ihres Verhältnisses zu Tasso als unhaltbar erwiesen. Was das für Goethe zu bedeuten hat, lehrt mit unerfreulicher Klarheit eine Vergleichung mit „Stella". Dort hat die Liebe einen so starken Glauben an sich selbst, daß sie sich dem schwersten Kampfe gewachsen glaubt, nicht bloß mit dem Vorurteil der Welt, sondern auch mit der tief in der Natur begründeten Eifersucht. Jetzt kann die Prinzessin nur wie entehrt von dem geliebten Manne fliehen, der in der Glut der Leidenschaft sich und ihren Stand und den Ort vergißt, wo er sich befindet; und Tasso selbst ist es der höchste Schmerz, daß er, nachdem er dies verschuldet, sich nicht wenigstens noch Verzeihung erbitten kann. Es steht also nicht mehr so, daß die Liebe überhaupt nichts Böses tun kann, weil, was wirkliche Liebe tut, an sich das Gute ist; vielmehr muß sie sich nun durch die bestehenden Verhältnisse vorschreiben lassen, wie sie sich äußern darf. So gründlich ist dem Dichter alle Liebesschwärmerei vergangen.

*) Auch darin müssen wir einen wohlgemeinten, arglosen Gedanken der Prinzessin erkennen, daß, wo Sittlichkeit regiert, die Frauen regieren. Ob freilich dem Dichter nicht auch die Umkehrung dieser schönen Sentenz in den Sinn gekommen ist: wo die Frauen regieren, regiert die „Sittlichkeit"; und ob nicht er in dem weiblichen Drängen auf das Geziemende und Sittliche verschleierte Herrschsucht gesehen habe: das darf mindestens gefragt werden. Bei manchen andern unter den goldenen Worten des „Tasso" dürften ähnliche Erwägungen angebracht sein. Es paßte nicht zum Tone dieses Dramas, daß Mephisto darin zum Wort komme. Trotzdem darf nicht alles als die unzweifelhafte und einzige Meinung des Dichters angenommen werden, was so ganz fein und klug und sittlich klingt. Beispielsweise erwähne ich noch Vers 1024—47. Als diese ergreifende Klage über die Unbeständigkeit der Männer gedruckt wurde, war es des Dichters ernste, trockene Meinung, daß es von der alternden Frau von Stein töricht wäre, die Gefühle, die ein junges Mädchen in ihm erweckte, für sich zu beanspruchen.

Dieselbe schmerzliche Resignation durchdringt die Darstellung der Liebe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren". Wird in „Tasso" die Katastrophe dadurch herbeigeführt, daß aus der anscheinend ganz geistigen, „platonischen" Liebe schließlich doch das sinnliche Verlangen hervorbricht, so wird dies in dem Roman von Anfang an offen als die zweite Seite der Liebe, wenn nicht als der geheime Ursprung aller Liebesgefühle behandelt. Daß das Männliche und das Weibliche sich gegenseitig anziehen, tritt hier als ein Naturgesetz auf, dessen Wirkungen nur in dem Unerfahrenen Staunen erregen können. Es ist darum auch gar nichts besonderes daran, daß derselbe Mann, dasselbe Weib in der Folge der Zeit oder gleich-

zeitig unter die Einwirkung verschiedener Individuen des anderen Geschlechts kommen. Indem der Dichter die Wirrnisse darstellt, die sich daraus ergeben, will er durchaus keinen sittlichen Widerwillen in uns erregen; er fordert eher unser Mitleid heraus, da er den Nachdruck durchweg auf die Leiden legt, die aus der Unsicherheit des Liebesverlangens folgen, das sich doch an ein Objekt festheften möchte, und aus der Eifersucht auf dieses Objekt, wenn es sich selbst auch unstetig zeigt. Das Neigen von Herzen zu Herzen und von Sinnen zu Sinnen ist eine Schule für den Menschen, in der auch das Widerwärtigste ertragen werden muß, aber auch seinen Wert hat. Was wir darin zu lernen haben, ist vor allem, daß Sinnlichkeit und Gemüt wohl auseinander zu halten sind. Wilhelm ist ein guter Mensch mit den trefflichsten Eigenschaften des Gemüts: daß er die Schwäche für die Weiber hat, tut dem keinen Eintrag. Aber auch Marianne ist ein herzensgutes Geschöpf, obgleich sie zwischen Norberg und Wilhelm eine höchst ungute Rolle spielt. Sogar Philine ist, bei aller Leichtfertigkeit, nicht ohne Gemüt und Charakter, und der Dichter will, daß wir das nicht verkennen. Wenn es aber bloß natürlich ist, daß die Geschlechter sich gegenseitig anziehen, so ist es um so mehr zu überlegen, mit welchem Individuum des andern Geschlechts man sich dauernd fürs Leben verbinden will. Die sinnliche Neigung ist dafür keine Grundlage von genügender Festigkeit. Aber es ist auch kein Hindernis einer glücklichen Verbindung, daß man schon vorher geliebt hat. Sollte Wilhelm nicht mit einer Frau glücklich werden wollen, weil er mit Marianne unglücklich war? Sollte das für eine Frau ein Hindernis sein, mit ihm glücklich zu werden? Gewiß nicht, wenn sonst die Bedingungen des Glücks vorhanden sind. Und ebenso, dürfen wir annehmen, wird auch die Frau dadurch nicht einfach entwertet, daß sie schon eine Liebesgeschichte gehabt hat. Daß jemand durch eine schmerzliche, lehrreiche Schule gegangen ist, sollte

seinen Wert eher erhöhen. So wäre, wenn wir Goethes Darstellung folgen, gewiß wenigstens Wilhelm zu beurteilen. Durch jedes neue Abenteuer wird sein Urteil berichtigt, sein Empfinden verfeinert. Dabei erkennt Goethe die Eifersucht als Tatsache an; aber so wenig im Tasso der Leidenschaft des Verlangens das Recht auf Befriedigung zugesprochen wird, so wenig gesteht Goethe der Eifersucht das Recht zu, ihren ganz natürlichen Schmerz in ein Urteil umzusetzen, das objektive Gültigkeit beanspruchen dürfte. Überhaupt also: indem Goethe im „Wilhelm Meister" die unmittelbarsten Regungen der Liebe mit sichtlicher Geflissenheit, größter Sorgfalt und feinster Kunst darstellt, erzeugt er den Eindruck, daß das Liebesgefühl zwar eine der wichtigsten Triebkräfte im Menschenleben ist, aber zum Bestimmungsgrund für die praktische Ausgestaltung des Lebens nicht taugt. Diese hat mit der Leidenschaft zu rechnen, darf ihr aber nicht folgen. Was wir, in ihr befangen, scheinfrei andern und uns antun, haben wir hinterher als unser Schicksal auf uns zu nehmen, zu tragen und zu verarbeiten.

Wenn wir eine genauere Kunde von der allmählichen Entstehung des „Egmont" hätten, so könnten wir ihm wohl eine vollständige Geschichte von Goethes Nachdenken über die Liebe entnehmen. In dem Liebesleben Klärchens sind sämtliche Motive verwendet, die wir sonst in den Werken dieser Zeit treffen. Wir können sie jetzt nur nach ihrer inneren Verwandtschaft aneinanderreihen; doch möchte diese sachliche Anordnung in der Hauptsache mit ihrer zeitlichen Entwicklung in Goethe zusammentreffen. Eine geheimnisvolle Macht zieht Klärchen zu Egmont, zieht aber auch Brackenburg zu Klärchen. Sie schafft dort eine Verbindung, in der die Liebenden den seligsten Sinn finden, sie läßt hier den Liebenden in dem Unsinn einer unerwiderten Sehnsucht verschmachten. Beides ist notwendiges Schicksal. Doch wird dieser Gedanke weder zur Erklärung noch zur Bewertung

der Liebe verwendet; er bleibt im Hintergrunde und dient nur nachträglich zur Beruhigung über den tragischen Ausgang der Liebe: Brackenburg soll es aus der Hand des Schicksals hinnehmen, daß ihm Klärchens Liebe versagt bleibt, wie Klärchen es aus der Hand des Schicksals hinnehmen muß, daß ihr der Geliebte entrissen wird. Im Vordergrunde dagegen vollzieht sich die wirkliche Entwicklung der Liebe ohne jedes Eingreifen geheimnisvoller Mächte nach klar erkennbaren Gesetzen. Brackenburg kann Klärchen keine Liebe einflößen, weil er ihr nichts zu bieten hat, das Gemüt und Geist beschäftigen, das Leben ausfüllen könnte. Denn er geht in dem leeren Gefühl und Wunsch auf, daß er Klärchen besitzen möchte. Nur dadurch will er, nur dadurch sollte sie glücklich werden; aller übrige Inhalt des Lebens verliert ihm gegen diesen beherrschenden, einzigen Gedanken das Interesse. Aber Klärchen ist durch ein leeres Schmachten nicht zu rühren; auch daß er sich durch die Ahnung ihres Verhältnisses zu Egmont nicht von ihr abbringen läßt, macht ihr keinen Eindruck. Für sie ist aber auch das kein bestimmender Grund, daß er ihr einmal einen Unterschlupf gewähren könnte, wenn die Jugend und die schöne Liebe doch ihr Ende hat. Ja, einst, ehe sie liebte, hätte sie ihn wohl auch heiraten können: jetzt steht die Sache anders. In Egmont hat sie den gefunden, der ihre Seele, ihr Leben ausfüllt: das ist mehr als häusliches Behagen; das ist auch etwas anderes, als das bloße Bewußtsein geliebt zu werden, und wäre es auch mit einer Liebe, „wie man sie nur in Heldengeschichten findet". Egmont ist kein schmachtender Liebhaber, sondern ein Mann, der es wagt, sie sich zuzueignen, obwohl sie vor der Welt nicht die Seine werden kann. Er bezaubert sie durch seine Erscheinung; der Anblick seines tollkühnen Wagemuts macht ihr Herz in Freude und Furcht erbeben; vor allem aber: er lebt einer Sache, über der er sich vergessen kann. Der höchste Inhalt seines Lebens ist der Kampf für die Freiheit und das Glück seines Volks; diesem Zweck müssen alle andern ein- und untergeordnet werden. In das Leben eines solchen Mannes irgendwie aufgenommen zu werden, ist für Klärchen eine Ehre, die ihr höher steht, als die eitle Schmeichelei, eines bloßen Privatmenschen Ein und Alles zu sein. Die Versicherung, daß er nur bei ihr, „geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt," — daß er nur da ruhig, offen, glücklich ist, ganz er selbst: das ist für sie ein Glück, auf das die Welt keine Freuden mehr hat. Nichts kann ihr dieses höchste Glück entwerten; daß sie die Mutter ängstet, Brackenburg peinigt, ihren guten Ruf verliert, kommt dagegen nicht in Betracht. Egmonts Geliebte ein verworfenes Geschöpf!? Nein, und wenn alle Nachbarinnen, wenn das ganze Volk das zischelt! Gilt es den Geliebten zu retten, der um des Vaterlandes willen in die höchste Gefahr gekommen ist, so scheut sie sich auch nicht, ihr Gefühl für ihn auf der Straße zu verraten. Und da sie ihn nicht retten kann, geht sie ihm im Tode voran; denn ohne ihn ist das Leben doch kein Leben mehr. Was aber Klärchen für Egmont war, offenbart uns sein letzter Traum: Klärchen, bei der er allein ganz er selbst, also frei war, reicht ihm den Siegeskranz, der ihm als einem Märtyrer der Freiheit gebührt.

In der Darstellung dieser Liebe finden wir den überschwänglichen Liebesenthusiasmus des jungen Goethe wieder, aber jetzt gesättigt durch den tiefen Gehalt, den Goethes Verhältnis zu Frau von Stein im Laufe der Jahre gewonnen hatte. So ist sie zu Goethes schönstem Hymnus auf den unendlichen Wert der Liebe geworden. Der Mann findet bei der Frau, die ihn liebt und versteht, eine Freistatt, in der sich erst und allein sein innerstes, wahrstes Wesen entfalten kann; für die Frau, deren Leben dadurch ernsten Gehalt bekommen hat, daß sie den Mann im Leben erst heimisch machte, ist das Leben ohne Liebe nicht mehr

lebenswert. Aber diese vertiefte Auffassung des Verhältnisses der Geschlechter wird von selbst zu einer Einschränkung des Lobs, das sonst der Liebe als solcher erteilt wird. Ein wahres, wirkliches Glück wird die Liebe erst durch den Gehalt, den sie in gewissen Verhältnissen bekommt; das leere Liebessehnen eines Brackenburg darf höchstens unser Mitleid, nicht unsere Bewunderung beanspruchen. Aber auch in die so warm empfundene, begeisternde Darstellung von Klärchens und Egmonts Liebe ist ein Zug kühler, resignierter Reflexion eingeflochten, der alle Liebesschwärmerei vernichten muß und uns dadurch freilich auch zeigt, daß Goethe selbst nicht schwärmt, sondern die beobachtete und durchdachte Wirklichkeit des Lebens mit klarem Bewußtsein zeichnet.

Es ist groß von Klärchen, daß sie dem Verhältnis zu Egmont, das ihnen beiden ein so reelles Glück gewährt, das Scheingut des guten Rufs opfert. Aber ist es auch groß von Egmont, daß er dieses Opfer annimmt, ja fordert? Denn ein Nichts ist der gute Name eines Mädchens doch wieder nicht. Einmal hat Goethe diese Schwierigkeit gestreift. Wie Klärchen bekennt, daß sie sich scheute, vor die Regentin zu treten, meint Egmont: „Du bist doch sonst nicht zaghaft. Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham.“ Klärchen schlägt die Augen nieder, nimmt seine Hand und lehnt sich an ihn; worauf Egmont, indem er ihre Augen küßt, fortfährt: „Ich verstehe dich, liebes Mädchen; du darfst die Augen aufschlagen.“ Und nun Klärchen: „Laß mich schweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen sehen, alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer.“ Aber sie erwartet von ihm keine Rechenschaft über sein Verhalten gegen sie, und er hält es weder für nötig noch für nützlich, von dem Opfer zu reden, das sie ihm bringt. Denn so, wie die Dinge nun einmal liegen, kann er Klärchens Liebe nur in dieser illegitimen, für sie peinlichen Form besitzen. Nicht

bloß der Standesunterschied verwehrt es, daß er die Geliebte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin machte; als solche könnte sie ihm auch gar nicht sein, was sie ihm so ist. Sowie Egmont zu der Geliebten ein offizielles Verhältnis hätte, wäre sie in die Welt aufgenommen, aus der er zu ihr flüchtet, um sich selbst wieder zu finden. Damit wäre aber auch ihr höchstes, stolzestes Glück vernichtet. Wie die Dinge nun einmal liegen, hat für die beiden Liebenden ihr Liebesverhältnis nur als freies, und deshalb freilich auch dem Tadel frei gegebenes, Sinn und Wert. Die Liebe ist eben nicht Herr über die Verhältnisse, sondern hat sich in sie zu schicken. Bloß zu Ehren der Liebe sich gegen diese zu empören, ohne für die Liebe selbst noch sonst irgendwelchen Vorteil davon zu haben: das fällt Egmont nicht ein, das ist auch nicht in Klärchens Sinn, weil sie wirklich liebt; und so brauchen die Liebenden gar nicht davon zu reden.

Schwerer zu verstehen ist ein anderer Zug in der Geschichte dieser Liebe, der auch den Freunden zu Weimar höchst anstößig war, als sie das Drama aus Rom gesandt erhielten. Da Goethe sich trotzdem zu einer Änderung nicht entschließen konnte (sonst war er Bedenken nicht unzugänglich), dürfen wir annehmen, daß er für den Charakter des geschilderten Liebesverhältnisses und darum für Goethes damalige Auffassung der Liebe von wesentlicher Bedeutung ist. Während nämlich Klärchen den Geliebten nicht überleben will, glaubt Egmont, dem unentrinnbaren Tode verfallen, sie seinem neugewonnenen Freunde Ferdinand empfehlen zu sollen. „Noch eins,“ ruft er ihm zuletzt noch zu: „Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den findet, ist geborgen.“ Sein alter Diener Adolf möge ihm den Weg zu diesem Kleinod zeigen. Egmonts letzte Sorge ist also, Klärchen einen Ersatz für seine Liebe zu schaffen; und er muß des Glaubens sein, ja den Wunsch haben, daß Klärchen diesen

Ersatz annehme. Wie dies mit Egmonts ganzer Lebensanschauung zusammenhängt, werden wir später besprechen; hier haben wir nur zu erörtern, was daraus für Goethes Auffassung der Liebe folgt. Als Dichter muß er die Absicht haben, daß in der gegebenen Situation das natürliche Empfinden der beiden Liebenden sich in entsprechendem Handeln zum Ausdruck bringe. Wenn nun Klärchen Egmont nicht überleben kann, obgleich dieser selbst den Gedanken und Wunsch faßt, daß sie nach seinem Tod weiter lebe und liebe, so kann das nur die Ursache haben, daß sie ihr Verhältnis zueinander verschieden empfinden. Und zwar ist für Klärchen ihr Lieben von der Person Egmonts unabtrennbar: die Liebe ist ihr also ein ausgesprochen persönliches Verhältnis und darum auf zwei Individuen beschränkt. Für Egmont dagegen ist es denkbar, ja unter gewissen Verhältnissen selbstverständlich, daß in dem Liebesverhältnis eine Person durch die andere ersetzt werde. Er selbst denkt, unbeschadet seiner Liebe (nein: aus Liebe), im Sterben daran, Klärchen für einen Ersatz zu sorgen: so sachlich, so unpersönlich empfindet er die Liebe. Die Ursache ist leicht zu erkennen: Klärchen hat Sinn und Zweck ihres Daseins darin gefunden, daß sie für Egmont lebt; Egmont dagegen lebt nicht für Klärchen, sondern für Volk und Vaterland. Darum ist für Klärchen ein Leben ohne Egmont überhaupt nicht lebenswert, weil ohne Zweck und Sinn; Egmont würde in Klärchen nur das höchste Glück seines Lebens verlieren, nicht dessen Sinn und Zweck. Er würde also Klärchens Verlust beklagen, könnte aber weiterleben, weil er weiterleben müßte. Wenn er sich dessen bewußt ist, darf er auch von der Geliebten nicht erwarten, daß sie ihn nicht überleben wolle; und wird sie ihn überleben, so wünscht er ihr auch fernerhin ein volles, wirkliches Leben in der Liebe zu einem Mann, der dessen wert ist, daß sie für ihn lebt. In diesem Punkte können sich also die Liebenden nicht verstehen. Aber diese Zwiespältigkeit wird dadurch aufs schönste ausgeglichen, daß Klärchen für den Geliebten gar nicht sein will, was er ihr ist. Einem solchen Wunsch würde eher Brackenburg genügen; aber das macht ihr ja eben dessen ganzes Wesen unschmackhaft, daß er in Zeit und Ewigkeit keinen höheren Inhalt des Lebens kennt als die Liebe. Sie kann sich nur des Mannes freuen, der mehr ist und sein will als ihr bloßer Liebhaber. Kann nun aber die Liebe von Mann und Frau so verschieden erlebt werden, so ist sie auch an beiden verschieden zu beurteilen. Ist es an der Frau groß, daß sie in der Liebe aufgeht, so ist es am Manne klein, und zwar gerade nach dem Urteil der liebenden Frau. Die Frau kann in der Liebe zur Heldin werden; aber sie wird es nur in der Liebe zu einem Mann, der seinerseits etwas Höherem lebt als der Liebe.

Welche Entwicklung Goethes Verständnis der Liebe in den ersten zwölf Jahren zu Weimar durchlaufen hat, zeigt eine Vergleichung des „Egmont" mit früheren Werken; und freilich auch, das sich nur entwickelt und bestimmter gestaltet hat, was schon in ihm lag. Daß das richtige Weib in dem Mann, den sie lieben soll, mehr sehen muß als den bloßen Liebhaber, läßt schon Adelheid von Walldorf erkennen; andrerseits zeigt Clavigo, wie unerträglich es für den bedeutenden Mann ist, sein Leben auf die bloße Rolle des getreuen Liebhabers zuzuschneiden; Götz und Elisabeth sind deshalb ein so glückliches Paar, weil Elisabeth in Götz zugleich den Helden bewundern, Götz in Elisabeth zugleich die getreue Gehilfin schätzen kann. Werther lebt in Brackenburg wieder auf, nur verkürzt um den dichterischen Einschlag, den Werthers Persönlichkeit hat. Dadurch sinkt er aber auch zum bloßen Gegenstand des Mitleids herab, und sein Sehnen und Schmachten, Lieben und Leiden verliert allen ästhetischen Reiz.

Daß endlich Egmont sein Klärchen dem Freunde hinterlassen will, erinnert an Cäciliens Vorschlag, daß sie und Stella Fernando zugleich angehören könnten. Doch welcher

Unterschied in der Stimmung! Beidemal läßt Goethe die Liebe auf die Ausschließlichkeit des Besitzes verzichten. Aber die Liebenden der Stella erreichen diesen Verzicht nur in der grausamsten Not, unter konvulsivischen Gemütserregungen, durch einen salto mortale von der höchsten Steigerung persönlichen Liebesempfindens aus; Egmont vollzieht den Gedanken, daß die Geliebte nach seinem Tode eines andern sein werde, frei, ohne zwingende Not und ohne merkliche Erregung, kraft verständiger Überlegung, die ihm dadurch ermöglicht ist, daß sich der persönliche Affekt der Liebe in ihm stark abgeschwächt hat. Jene erheben sich schwärmend zu einer überpersönlichen Auffassung der Liebe; dieser hat unter der Oberfläche der Leidenschaft ihre unpersönliche Natur entdeckt und bejaht. Hat sich Goethe einst dem Vorwurf der Unsittlichkeit ausgesetzt, so riskiert er jetzt den Verdacht der Spießbürgerlichkeit: denn die Gemeinheit findet ja daran in der Tat nichts Besonderes, daß „ein Kleinod" wie Klärchen aus einer Hand in die andere übergeht. Im Zusammenhang mit Goethes Leben erweist sich die unpersönlichere Auffassung der Liebe zugleich als schmerzliche Resignation auf ein unhaltbares phantastisches Ideal, wie als befreiendes, erleichterndes Zugeständnis an die tatsächliche Natur der Leidenschaft.

3.

In der Frankfurter Zeit war Goethe nicht nur insofern Erotiker, als die Liebe der bevorzugte Gegenstand seines Dichtens war; auch der Gemütszustand des Dichters war der erotischen Erregung verwandt, weshalb er zur Charakteristik der künstlerischen Produktion und des künstlerischen Genusses mit Vorliebe Symbole aus dem Liebesleben verwendet. Indem sich nun in Goethes Gemütsleben die Liebesinbrunst zersetzt, verliert auch die poetische Stimmung den erotischen Charakter; und wie die Liebe, wird nun die

Kunst als ein Faktor des Lebens neben andern in seiner besonderen Stellung, seiner relativen Bedeutung erfaßt.

Ganz aus der früheren Stimmung heraus deutet sich Goethe (im Frühjahr 1776) Hans Sachsens poetische Sendung. Wenn der Meister die Frühlingssonne spürt, gebiert ihm die Sonntagsruhe neue Arbeit:

Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält;
Daß die fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gern möcht von sich geben.

Darum wünscht ihm auch die Muse, die ihn zum Dichter weiht:

Ein heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe lichte Glut.

Damit aber das Leben, das ihn treibt, immer bei holden Kräften bleibe, reicht sie seinem innern Wesen als Nahrung und Balsam die Liebe eines holden Mägdleins. An ihrem Auge soll sich ihm manches wirre Schicksal lindern; durch ihren wonniglichen Kuß soll er wiedergeboren werden: so „wird der Dichter nimmer kalt".

Als Muse wird die Liebe von dem Dichter noch angerufen in der „Harzreise im Winter" (Dezember 1777):

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!
Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen,
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor . . . .

Die Liebe ist es also, die des Dichters Phantasie erregt und durchschwärmt. Wenn aber Goethe drei Jahre später die Dichtkunst poetisch verherrlicht, fällt gerade dieser Gedanke hinweg, obschon Goethe auch dieses Gedicht zu einer Gabe für die Geliebte bestimmt (Meine Göttin, September 1780). Darum tritt jetzt auch die Innigkeit der künstlerischen Empfindung zurück hinter der Freiheit der künstlerischen Laune; und den Wert der Dichtung sieht jetzt Goethe nicht mehr in der inbrünstigen Zueignung des Lebens, sondern in der freien Erhebung über die gemeine Wirklichkeit. Alle die andern armen Geschlechter der kinderreichen, lebendigen Erde wandeln und weiden in dunkelm Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Notdurft: dem Menschen allein ist es vergönnt, sich dem Druck der prosaischen Wirklichkeit zu entziehen, indem er sich ein höheres, reicheres, freieres Leben dichtet. Wenn freilich das Leben einen so traurigen, beklemmenden Anblick gewährt, kann darin keine begeisternde Aufgabe für den Dichter liegen, dessen gegenwärtige Wirklichkeit nur liebend zu erfassen und getreu nachzubilden; da kann er ein positives Verhältnis zur Wirklichkeit nur gewinnen, indem er die bessere Zukunft vorausahnt. Darum ist er befreundet mit der älteren, gesetzteren Schwester der Phantasie, der edlen Treiberin, Trösterin Hoffnung. Dagegen fürchtet er den Tadel der alten Schwiegermutter Weisheit, die dazu nicht gut sehen kann, daß man sich im freien Spiel der Phantasie über die Schwierigkeiten erhebt, die durch ernste Arbeit überwunden werden sollten.

So tritt also die Kunst neben das Leben, ja ihre leichte Heiterkeit in direkten Gegensatz zu dem drückenden Ernst des Daseins. Damit verbindet sich eine Änderung in der Art der dichterischen Produktion. Den 7. Juni 1780 erzählt Goethe Frau von Stein, daß er unterwegs seine

Lieblingssituation in „Wilhelm Meister“ *) wieder ausgeführt habe. „Ich ließ den ganzen Detail in mir entstehen und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, daß ich eben zeitig nach Gotha kam . . . . Ich wollt' gern Geld drum geben, wenn das Kapitel von Wilhelm Meister aufgeschrieben wär'; aber man brächte mich eher zu einem Sprung durchs Feuer. Diktieren könnt' ich's noch allenfalls . . . Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden, und meinem Zustand in dem Augenblick, wo ich jetzt schreibe, ist ein Unterschied wie Traum und Wachen.“ Auch der junge Goethe hätte von sich sagen können, daß er in einer Art Traumzustand dichte**). Dagegen läßt sichs in seinem Munde kaum denken, daß man ihn eher zu einem Sprung durchs Feuer brächte, als dazu, eine in der dichterischen Exaltation erlebte Szene aufzuschreiben: er sprang eher aus dem Bette wie ein Toller, um seine Visionen aufzuzeichnen. Daß er aber den Detail einer Lieblingssituation hätte wieder in sich entstehen lassen und dadurch bis zu Tränen gerührt worden wäre: das ist dem jungen Goethe nicht zuzutrauen. Ihm hing die Wahrheit der Dichtung an der Unwillkürlichkeit der Empfindung, woraus sie geboren wird; daß die Empfindung erst über der Beschäftigung mit einem Gebilde der Phantasie hinzutritt, hätte ihm die freie Spontaneität des Dichters beeinträchtigt. Umgekehrt möchte Goethe jetzt der Meinung sein, daß die enge Gebundenheit des Dichtens an den Affekt, der nicht in der Macht des Dichters steht, dessen freie Bewegung aufhebe. Neben impulsiver Genialität lernt er jetzt das Talent würdigen, das die Mittel der künstlerischen Darstellung sicher beherrscht. Entzückte ihn früher das Ahnungsvolle am höchsten, also die unendliche Per-

*) Welche dies war, ist nicht bekannt.

**) „Was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen auftat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganzes oder der Teil eines schon Vorhandenen.“ Dichtung und Wahrheit, 15. Buch.

spektive, die ein genial hingeworfenes Werk eröffnet, so rühmt er jetzt an Wielands „Oberon“ einen Vorzug, der um so höher zu schätzen ist, je seltener er ist: „daß nämlich der Autor nichts hat machen wollen und gemacht hat, als was eben da steht“ (an Lavater, den 24. Juli 1780). Doch ist ihm das frei Weben der Einbildungskraft, worin er jetzt das eigentümliche Wesen der Kunst sieht, keineswegs ein willkürliches Phantasieren. Er betrachtet die Kunst immer noch als einen Naturtrieb; nur vergleicht er sie nicht mehr dem heftigen, das Individuum vergewaltigenden Zeugungstrieb, sondern dem ruhig und stetig wirkenden Instinkt, womit die Biene und die Spinne ihre kunstvollen Werke schaffen. („Die Nektartropfen“; um 1781.)

Wie diese Verschiebung in Goethes Auffassung der Kunst mit der Umbildung seines erotischen Empfindens zusammenhängt, offenbart uns die „Zueignung“ (1784): ein Gedicht, das auch insofern in Goethes Entwicklung eine bedeutsame Stellung einnimmt, als es ursprünglich ein Zeugnis seiner Liebe zu Frau von Stein sein sollte und später von ihm zu einem Vorwort für seine gesammelten Schriften umgearbeitet und abgerundet wurde. Darin entspricht denn auch die Erhebung, welche die Kunst gewährt, ganz genau dem segensreichen Einfluß, den Goethe seiner Liebe nachrühmt. Die Muse erscheint dem Dichter als ein göttlich Weib; aber seine Begegnung mit ihr erweckt in ihm kein leidenschaftliches Liebesverlangen, obgleich sie ihm bestätigt:

Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen,
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Denn was er ihr verdankt, ist etwas ganz andres als die Reizung und Befriedigung der Leidenschaft:

Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt ....

Damit schenkte sie ihm der Erde beste Gaben; und darum kann und will er jedes Glück nur durch sie haben; diesen Segen ihres Umgangs auch den Brüdern zu vermitteln, reicht sie ihm der Dichtung Schleier dar, gewebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit:

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

Goethe nennt die himmlische Gestalt, die ihm der Dichtung Schleier reicht, „die Wahrheit“, obgleich ihr Wesen, das wir aus ihrer Gabe erschließen müssen, durch keine der üblichen Auffassungen der Wahrheit richtig bezeichnet wird. Denn sie lehrt ja nicht die praktische Wahrheit: wie die üble Wirklichkeit ins Bessere umzugestalten sei; sie zeigt aber auch nicht bloß, als theoretische Wahrheit, die Wirklichkeit, wie sie ist. Die charakteristische Funktion der Dichtung besteht vielmehr darin, daß sie das spezifische Gewicht der Wirklichkeit für den Menschen vermindert. Dadurch werden alle bangen Erdgefühle zum Schweigen gebracht; dadurch wird jede Lebenswelle besänftigt; dadurch hilft sie dem Menschen zu leben. Sie ist also kein bloßes Spiel, sondern hat eine große praktische Bedeutung: gerade darin, daß sie das Leben (wenigstens zeitweilig) in ein Spiel verwandelt, liegt ihr praktischer Wert. Wie der Dichter dieses Wunder vollbringt, sagt uns Goethe nicht. Dagegen ist offenbar, daß seine frühere und jetzige Wertung der Dichtung in direktem Gegensatz zueinander stehen. Einst wollte er durch die Kunst die Bewegung des Lebens möglichst intensiv fühlen, so daß ihm die Glut der die Kunst erzeugenden und durch die Kunst erzeugten Empfindung auch

das Maß ihres Wertes war. Jetzt soll ihm die Kunst die Temperatur der Empfindung herabdrücken, die Heftigkeit der Bewegung des Lebens lindern. Der letzte Grund dieser Veränderung ist natürlich, daß ihm seine impulsive Natur aus einer Quelle erhöhten Selbstgefühls zu einer Unbequemlichkeit geworden ist, wie er auch nur deshalb die besänftigende Wirkung der Geliebten auf sein Gemüt preisen kann, weil jeder Ausbruch heftiger Leidenschaft sein Verhältnis zu ihr trübt und gefährdet. Auch damit ist wohl schon zu rechnen, daß unter der fortschreitenden Erfahrung und der Zucht der Selbstbeherrschung die Spontaneität seines Empfindens sich bereits abgeschwächt hat: Goethe macht also vielleicht aus der Not eine Tugend, indem er sich Wesen und Wert der Dichtung nun anders deutet.

Aber es zeigt sich nun auch schon in dieser Periode, daß diese veränderte Auffassung der Kunst den Dichter in Goethe gefährdet. Einige Liebesgedichte, die noch vor der italienischen Reise entstanden sind, streifen bereits bedenklich nahe an die bloße Spielerei (z. B. verschiedene Empfindungen an einem Platze; Antworten bei einem gesellschaftlichen Frageſpiel; Liebhaber in allen Gestalten). Die Singspiele, auf die er in den Jahren 1785 und 86 viele Zeit und Kraft verwendete (Scherz, List und Rache; die ungleichen Hausgenossen — für das letztere wurden die genannten Lieder gedichtet), sind auch nicht höher zu werten. Und die Umarbeitung von „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villabella“, die Goethe von seiner neuen Auffassung der Kunst aus vollzog, hat diesen Jugendwerken den Reiz der frischen, auch übersprudelnden Empfindung genommen, ohne ihnen einen besseren Ersatz zu geben als den der korrekteren Stilisierung.

Diese Gefahr wurde durch einen anderen Fortschritt, den Goethe in der Auffassung der Kunst machte, noch vergrößert. Ist das Dichten nicht mehr die Entladung eines unmittelbaren Dranges, so tritt das Machen-Können und

Machen-Wollen von selbst in den Vordergrund. Und so wird es zu einem Geschäft neben andern Geschäften des Lebens. In der Tat ist ja das Dichten auch eine Beschäftigung; die Aufführung eines Dramas ist sogar eine wichtige Arbeit, zu der viele zusammenwirken müssen. Auch hat das Geschäft des Dichtens und Theaterspielens wie andere seinen bestimmten Zweck: man will mit der Darstellung natürlich den Erfolg haben, daß man das Publikum ergötzt. Somit tritt nun auch bestimmend ins Bewußtsein, was freilich den dunklen, unbestimmten Hintergrund aller künstlerischen Produktion bildet: daß man nicht bloß für sich dichtet, sondern auch für das Publikum. Das nächste ist, daß man für das Publikum auch dichtet, was man für sich selbst kaum hätte ausgestalten mögen. So wird endlich die Poesie selbst eine höchst unpoetische Sache: sie sinkt zum Handwerk herunter. Goethe hat das gesehen und hat damit poetisch abgerechnet. In dem Gedicht „Auf Miedings Tod“ (1782) hat er das Handwerksmäßige der Kunstübung noch von seiner anmutendsten Seite genommen. Das Beste wäre offenbar, wenn die Natur selbst in jeder Darstellerin des Kunstwerks, wie in Corona Schröter, die Kunst erschaffen würde. Der Theatermeister Mieding verdient deshalb den Dank der Muse, weil ihm ein Gott in holder, steter Kraft zu seiner Kunst die ew'ge Leidenschaft gab. Auch von dem Liebhabertheater zu Weimar entwirft Goethe mit gutem Humor ein sehr ansprechendes Bild. Aber er kann sich's auch nicht versagen, andrerseits auf die Rolle hinzuweisen, die die Musen in der gemeinen Wirklichkeit spielen. Denn es ist doch nicht bloß Scherz, sondern auch harte Wahrheit, wenn er ihnen zuruft:

Ihr Schwestern, die ihr bald auf Thespis Karr'n,
Geschleppt von Eseln und umschrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feilzubieten, fahrt;

Bald wieder, durch der Menschen Gunst beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt:
Die Mädchen eurer Art sind selten karg,
Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg.

Im „Wilhelm Meister" aber (der Roman sollte ursprünglich „Wilhelm Meisters dramatische Sendung" heißen) hat Goethe mit wenig schmeichelhaften Farben gemalt, wie die Poesie des Schauspielerlebens von nahem aussieht. Das Interesse des Publikums und das der Schauspieler entspringt aus gleich unreinen Beweggründen; und der wahre Kunstenthusiast ist (auch abgesehen von seiner Begabung) im Theater am wenigsten an seiner Stelle. Er kann nichts besseres tun, als daß er das Kunsthandwerk den Handwerkern überläßt.

Endlich hat Goethe im „Tasso" gezeigt, daß gerade die Eigentümlichkeiten des Geistes und Gemüts, vermöge deren der Dichter andern den doppelten Genuß des Daseins verschafft, ihm selbst das Leben mit den Menschen, die ihn als Dichter genießen und verehren, bis zum Unerträglichen erschweren können. Da er aber dort das Leiden des Dichters zu der Tragödie des außerordentlichen Menschen vertieft, der als solcher nicht verstehen und üben kann, was dem gewöhnlichen Menschen ganz leicht wird, müssen wir diese Dichtung später ausführlicher besprechen. —

Wie ein wehmütiger Rückblick auf eine Zeit, da Goethe mit seinem dichterischen Talent noch keinen Hof zu entzücken hatte, muten die Worte des Sängers an (etwa 1783):

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

Doch scheint Goethe die beschriebene Wandlung in der Art und Auffassung der dichterischen Produktion als Fortschritt empfunden zu haben. In der Tat hat er als Dichter an Freiheit gewonnen. Die Phantasie, welche nach Laune und

Lust gestaltet, bewegt sich leichter als der Liebesdrang, der sich des Objekts seiner Sehnsucht durch Nachschaffen vergewissern muß. Darum kann auch jene der Form eine Aufmerksamkeit widmen, durch die dieser sich gedrückt und ernüchtert fühlte. Endlich ermöglichte die neue Art zu dichten richtige dichterische Arbeit (der junge Goethe war nur produktiv, nicht fleißig), und das war für die Vollendung größerer Werke nicht nur ein Vorteil, sondern eine notwendige Bedingung. Die besten Entwürfe des jungen Goethe sind Fragmente geblieben; auch „Egmont", „Tasso" und „Wilhelm Meister" wären nie vollendet worden, wenn Goethe seiner impulsiven Art zu dichten treu geblieben wäre. Doch mag er bei der Umarbeitung seiner früheren Werke auch empfunden haben, daß in ihnen eine Poesie lag, die ihm jetzt nicht mehr gegeben war: die „Lebenswelle" fließt in ihnen trüber, aber auch mit rascherer Bewegung; und hat Goethe weniger bewußte Erfahrung in sie hineinzuarbeiten vermocht, so tritt er selbst uns darin als lebendiger Mensch sicherer entgegen.

4.

Indem die erotische Stimmung in Goethe zurücktritt, wandelt sich auch sein religiöses Empfinden. Es bewegt sich bis dahin zwischen Ganymed und Prometheus; ist bald demütige, wirkliche Sehnsucht, das unendliche Leben der Welt in sich aufzunehmen, bald stolzer männlicher Glaube an die eigene göttliche Schaffenskraft, im einen wie im andern Falle verbunden mit dem Gefühl, nur Exponent der unendlichen Kraft zu sein, die das All belebt. Beide Formen dauern erst fort, nur daß sie die frühere Kühnheit des Ausdrucks nicht mehr erreichen. Ganymedische Sehnsucht nach Vereinigung mit dem alliebenden Vater klingt vernehmlich nach in „Wanderers Nachtlied" (12. Februar 1776):

Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.

Dagegen hören wir Prometheus noch aus dem „königlichen Gebet" heraus und aus „Menschengefühl", die beide dem Anfang der Weimarer Zeit angehören mögen:

Ha, ich bin der Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin der Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe!

und:

Ach, ihr Götter! große Götter,
In dem weiten Himmel droben,
Gäbet ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Mut;
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben!

Auch der Seefahrer, der männlich an dem Steuer steht und herrschend auf die grimme Tiefe blickt, er fühlt sich noch als Schöpfer seines Glücks. Immerhin wird an ihm schon hervorgehoben, daß er, scheiternd oder landend, seinen Göttern vertraut.

Durch die Wendung, die Goethes Leben in Weimar nahm, bekommt die neue religiöse Stimmung, die sich darin ankündigt, mehr und mehr das Übergewicht. Er lernt nun das Glück in concreto kennen, nämlich als wirkliche Befriedigung eines auf einen bestimmten Zustand des Lebens gerichteten Verlangens. Die unendliche Schöne, die sich an Ganymeds Herz drängt, verdichtet sich für ihn zu der Freude über „sein Tal"; der Schaffensdrang des Prometheus sieht sich die Aufgabe gestellt, unter den gegebenen Verhältnissen zu Weimar sich und andern ein relatives Wohlsein zu bereiten. Im einen wie im andern ist Goethe abhängig von bestimmten Bedingungen des Natur- und Menschenlebens, die für keine Sehnsucht und für keine Schöpferkraft zu überspringen sind. Darum tritt nun in seinem Bewußtsein die Gebundenheit an höhere Mächte, die Ergebung in ihr Walten,

das Vertrauen in ihr Wohlwollen stärker und stärker hervor. So bemerkt er mit Verwunderung, wie seltsam ihn das Schicksal leitet, denkt mit Freude und Bangen dessen, was es ihm noch zubereitet haben möge, und findet, daß ihm nichts bleibt als:

Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen*).

Er bittet in derselben schwebenden Stimmung (Nov. 1776):

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Aber das Gefühl der Abhängigkeit erzeugt keine tatlose Resignation:

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten;
Nimmer sich bangen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei**).

Doch bekommt das Gefühl einer rein passiven Bestimmtheit durch ein unausweichliches Schicksal so stark das Übergewicht, daß Goethe sich einem richtigen Fatalismus nähert. Mit freudigem Schrecken erkennt er sich als einen der Lieblinge der Götter, denen sie alles ganz geben:

Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz***).

Glück und Unglück ist reines Verhängnis:

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,

*) „Einschränkung", 3. August 1776.
**) Aus „Lila", 1776/77.
***) 8. Juni 1777.

Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löst*).

Eben darum darf sich der Mensch jeder falschen Scham entschlagen, wenn ihm die Kraft versagt:

Ich war ein Knabe, warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab ich und geliebt
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann**).

„Iphigenie" schwankt (wie wir später genauer zeigen werden) hin und her zwischen einem strengen Schicksalsglauben, der auch die Sünde von den Göttern ableitet, und einem sittlich bedingten Vorsehungsglauben (Frühjahr 1779). Auf der Schweizerreise erkennt Goethe in dem dünnen Faden des Wasserfalls zu Lauterbrunnen, den der Wind auffängt, von seiner Richtung ablenkt und zerstäubt, ein Symbol der menschlichen Seele, mit der das Schicksal sein Spiel treibt (14. Okt. 1779). Endlich nimmt Goethe in der Ode „Grenzen der Menschheit" (etwa 1780) seinen Prometheus förmlich zurück. Es verlohnt sich, den Anfang der beiden Gedichte unmittelbar nebeneinander zu stellen:

*) „Harzreise im Winter", Anfang Dezember 1777.
**) „Grabschrift", 17. März 1778.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn, als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Segnende Blitze
Über die Erde sät,
Küß' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Die übermütige Herausforderung der Götter, der freche Hohn über ihre Abhängigkeit von menschlicher Verehrung verwandelt sich in demütige Anerkennung ihrer unvergleichlichen Übermacht. Ja, an die Stelle des Übermuts tritt ein gewisser Kleinmut. Nicht nur ist der Mensch gegen die Götter nur eine der vielen Wellen, die in ewigem Strom an ihnen vorüberrauschen; wenn er das einzig wahre, wirkliche Leben führt, das ihm vergönnt ist, mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde stehend, so kann er sich nicht einmal der Eiche, der Rebe vergleichen.

Doch hat Goethe diesen Gedanken nicht zu Ende gedacht. Die Ode „Das Göttliche" (1782) entspringt einer wesentlich verschiedenen Auffassung des Menschen und seines Verhältnisses zur Gottheit. Darin gesteht Goethe

dem Menschen wieder einen Vorzug zu vor allen Wesen, die wir kennen: sein Herz, das ihn befähigt, edel zu sein, hilfreich und gut. Aber dieses Herz, in dessen heiliger Glut Prometheus sich selbst als schöpferischen Gott fühlte, wird jetzt gewissermaßen zu einem Sinn, durch den wir die unbekannten höheren Wesen ahnen. Das Beispiel des edlen Menschen lehrt uns diese glauben:

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tat oder möchte.

Wenn aber der Mensch im Unterschied von den andern Geschöpfen der höheren Wesen Vorbild werden kann, so müssen auch diese sich unterscheiden von der unfühlenden Natur, von dem ebenso unfühlenden Glück. In der Richtung dieses Gedankens liegt der Glaube an einen persönlichen Gott. Aber Goethe kann auch die Vorstellung nicht festhalten, daß der Mensch frei unter einem freien Gott lebte, mit ihm verwandt und verbunden durch ein gleichartiges (sittliches) Fühlen und Wollen. Er stellt den freien Menschen doch wieder unter eine unbedingte Notwendigkeit, ohne sich um den Widerspruch zu kümmern, der dadurch entsteht.

Nach ewigen, eh'rnen,
Großen Gesetzen
Müssen *wir alle*
Unsres Daseins
Kreise vollenden.
Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet . . .

Ob das, *wie* der Mensch unterscheidet, wählt und richtet, nicht ebenfalls an ewige, eherne Gesetze gebunden

ist: das ist eine Frage, die wir an den Dichter nicht richten dürfen.

Die scharfe Scheidung des Sittlichen und Natürlichen, zu der Goethe in der besprochenen Ode ansetzt, ist an ihm so befremdlich, daß man versucht ist, sie für eine bloße dichterische Laune zu halten. Daß dem nicht so ist, beweist das Fragment der „Geheimnisse" (1784). In dieser großangelegten Dichtung zum Preise des wahren Menschen, dessen Vorbild uns die Unsterblichen glauben lehrt, ist der Unterschied zwischen dem Sittlichen und Natürlichen zum scharfen Gegensatz gesteigert.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: „Das ist er; das ist sein eigen!"

Denn alle Kraft drängt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort,
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort;
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Freilich ist auch hier die Selbstverleugnung nur der Weg, aber doch der einzige Weg zur wahrhaft *humanen* Existenz. Indem sich aber Goethe dieses schwer verstandene Wort zueignet, glaubt er zugleich den wahren schönen Sinn des Christentums getroffen zu haben: wenn er das Kreuz mit Rosen umschlingt, dient es ihm als Sinnbild des Lebens, das auch er als das höchste erkennt.

Doch hat die Begeisterung für diese Humanität nicht so lange vorgehalten, daß Goethe ihr Lob hätte zu Ende

fingen können. Sie war unter Verhältnissen entstanden, die ihn mit sich selbst in Zwiespalt gebracht hatten, und empfahl sich ihm vornehmlich dadurch, daß sie einen verklärenden Schimmer auf seine unnatürliche Verbindung mit Frau von Stein warf. Als er wieder ein selbständiges Wesen zu werden begann, konnte sie sich nicht behaupten. Darum ist für den Helden wahrer Menschlichkeit, dessen Bild Goethe in Italien vollendete, für Egmont, die Selbstverleugnung weder der Weg zur Humanität noch das Maß menschlicher Größe, wie er sich auch eher die mit Dornen besetzte Rose, als das mit Rosen umwundene Kreuz zum Symbolum wählen würde. Darum kehrt er auch von der Unterscheidung der menschlich fühlenden Götter und der unfühlenden Natur zu der Einheit des Schicksals zurück, von dem die Menschen, die sich selbst zu bestimmen glauben, unwiderstehlich bestimmt werden. Doch müssen wir die Auffassung des Menschenlebens, die Goethe in „Egmont" niedergelegt hat, einer späteren Untersuchung vorbehalten.

5.

Schon der junge Goethe hat sich auch für die wirtschaftlich-politische Seite des menschlichen Lebens interessiert. Aber zur brennenden Frage wurde ihm das Ökonomische weder unmittelbar im eigenen Leben noch mittelbar durch die Freunde, mit denen er in engerer Verbindung stand. Der Beruf, der ihm aufgenötigt worden war, vermochte diesen Mangel nicht zu ersetzen; ja er hat Goethe eher darin gehindert als gefördert, daß er die Bedeutung des Rechts tiefer erfaßt hätte. So ist das Soziale in seinen früheren Dichtungen durchaus Nebenmotiv, und wenn es (wie im „Götz von Berlichingen") breiteren Raum einnimmt, ziemlich abstrakt und farblos gehalten. Das hat sich geändert, als Goethe in Weimar sich ernsthaft an der Regierung eines ob auch kleinen Staatswesens beteiligte.

Nun gewinnt es für ihn ein selbständiges Interesse, wie die Menschen sich miteinander unter den gegebenen Bedingungen ihres Daseins einrichten sollen, damit sie sich ihres Lebens freuen können. Da er aber Freund, Berater, Diener eines Fürsten wird, so lenkt sich sein Nachdenken insbesondere darauf, wie sich das Verhältnis von Fürst und Volk am ersprießlichsten gestalte.

Darüber hatte er schon in der Person und durch den Mund des Götz von Berlichingen seine Meinung ausgesprochen. Wo Vertrauen waltet, da regelt sich das Verhältnis der Menschen von selbst; und Vertrauen kann da sein, wo jeder sich ganz objektiv dessen freuen kann und muß, daß um ihn her Leben und Gedeihen ist. Dagegen kann es niemand wohl werden, wo der eine in dem Schaden des andern das Maß des eigenen Vorteils sieht. Ausgeklügelte Rechtssatzungen geben diesem falschen bösen Sinn eher eine Handhabe, als daß sie ihm wehren könnten. Dieser Anschauung ist Goethe im wesentlichen geblieben, nur daß ihm immer deutlicher wird, daß das ideale Verhältnis zwischen den Menschen ein frommer Wunsch ist, dem die brutale Wirklichkeit die Erhörung versagt. Die Vertrauensseligkeit ist wie Götzens, so auch Egmonts Verderben. Wenn aber das Vertrauen in der Welt enttäuscht werden *muß* und der edle Mann sich doch nicht entschließen kann und darf, das Mißtrauen zu lernen: so verliert das Leben in der großen Welt allen Reiz, den es aus der Ferne hat. Das ist denn auch das traurige Ende von Goethes Gedanken über Politik. —

Zur lyrischen Expektoration hat ihn der politische Trieb überhaupt kaum gedrängt. Das „königliche Gebet" würde nicht übel in den Anfang der Weimarer Zeit passen: da glaubte Goethe vielleicht in Karl August einen Fürsten gefunden zu haben, der nicht nur die Edlen liebt, denen er gebietet, der von ihnen auch geliebt wird; da schien ihm dies vielleicht noch ein Glück von solcher Größe, daß der

Beglückte wohl Gott im Himmel bitten darf, ihn vor Überhebung zu bewahren. Aber wenn wir das Gedichtchen richtig deuten, gilt es doch mehr dem Freunde als dem Fürsten. Und eben der fürstliche Freund lehrte ihn über das Glück, ein Fürst zu sein, erheblich nüchterner denken. In dem Innigsten, was Goethe ihm je gesagt hat („Ilmenau", auf den 3. Sept. 1783, des Herzogs 26. Geburtstag) beklagt er sein edles Herz, daß es durch ein enges Schicksal vom Wege der Natur abgeleitet worden sei: dieses „enge Schicksal" ist aber nichts andres als seine fürstliche Geburt, Erziehung, Stellung. Auch das Leben im Kreise des Fürsten stellt sich ihm nun ganz anders dar: es erfordert eine Kunst besonderer Art, „die arme Kunst, sich künstlich zu betragen". Vor Überhebung aber muß er den Freund nun bloß noch insofern warnen, als er ihn daran erinnert, wer andre wohl zu leiten strebe, müsse fähig sein, viel zu entbehren.

Daß Goethe die zauberische Anziehungskraft der Politik doch auch empfunden hat, zeigt uns „Tasso". Auch hier wird nicht vertuscht, daß im politischen Leben nicht das Vertrauen gilt, sondern das Mißtrauen;

> Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
> Wohl abgemessen sein, wenn er zuletzt
> An deinen eignen Zweck dich führen soll.
> Wer seines Herren Vorteil rein bedenkt,
> Der hat in Rom gar einen schweren Stand:
> Denn Rom will alles nehmen, geben nichts;
> Und kommt man hin, um etwas zu erhalten,
> Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
> Und glücklich, wenn man da noch was erhält.

Aber es gewährt darum auch seine besondere Befriedigung, in diesem Kampf der bloßen Klugheit einen Preis davon zu tragen. Und es gibt doch auch ein Ideal der politischen Kunst:

> Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
> Als einen Fürsten seh'n, der klug regiert;
> Das Reich zu seh'n, wo jeder stolz gehorcht,
> Wo jeder nur sich selbst zu dienen glaubt,
> Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Was dem Papst, auf den dies Lob zielt, nachgerühmt wird, sind in der Tat nur Tugenden des Verstandes, nicht des Gemüts. Die Welt liegt so klar vor seinem Blick als der Vorteil seines eigenen Staats. Das Kleine sieht er klein, das Große groß; damit er einer Welt gebiete, gibt er seinen Nachbarn freundlich nach. Insbesondere weiß er die Menschen zu unterscheiden, leiht nur dem erfahrenen Mann sein Ohr, nur dem Tätigen seine Gunst. Für die eigenen Verwandten tut er nicht weniger noch mehr, als billig ist: er nutzt ihnen, indem er sie nutzt, und genügt so zugleich dem Geschmack des Volks, das den Mächtigen selbst tadelt, wenn er für die Seinen nicht zu sorgen weiß. Die Wissenschaft ehrt er, sofern sie nützt, die Kunst, sofern sie ziert und sein Rom verherrlicht. Man sieht, dieser Fürst ist nichts, als das personifizierte Zweckbewußtsein. Und doch wird Tasso von Antonios Beschreibung im Tiefsten bewegt: die ganze Seele füllen ihm die Gestalten jener Welt,

> Die sich lebendig, rastlos, ungeheuer
> Um einen großen, einzig klugen Mann
> Gemessen dreht und ihren Lauf vollendet,
> Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.

Ja, im Blick auf sie fürchtet er, der Dichter, der sich seines Werts doch auch bewußt ist, wie Echo an den Felsen zu verschwinden, als ein Nichts sich zu verlieren. Doch hat Goethe auch bei dieser idealen Auffassung der Politik die Kehrseite nicht vergessen. Unter kleineren Verhältnissen hat und übt Alfons dieselbe Auffassung des Regierens wie der Papst. So weiß er z. B. Antonio und Tasso wohl zu unterscheiden und je in seiner Art zu nützen und zu schätzen, jenen als Diener, diesen als Zierde seines Staats. Aber

während Antonio sich dabei wohl befindet, ist Tassos Gemüt nicht befriedigt, und so kann er auch die Gunst des Fürsten nicht mit hingebendem Vertrauen erwidern. Er ist nichts weniger als ein Freiheitsschwärmer; er weiß, daß der Mensch nicht geboren ist, frei zu sein; er kennt für den Edlen kein schöneres Glück, als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen. Aber das empfindet er doch, daß er für seinen Herrn und Gönner keine Person ist, die ihren Zweck in sich selbst trüge. Das ist der wahre, böse Gehalt der schweren Worte, daß Alfons ihm eben nicht der Freund, sondern der Herr ist. Daß Tasso schweigen lernen muß, wenn er spricht, daß er ihm auch gegen die Stimme des eigenen Verstandes und Herzens gehorchen muß, ist nur die Äußerung, also das Symptom des inneren, wirklichen Mißverhältnisses. Darum ist Tassos Verfolgungswahn ein Körnchen Wahrheit nicht abzusprechen: er ist in der Tat für seinen Gönner nur Mittel zum Zweck, das entbehrlich wird, sobald der Zweck erreicht oder vergessen ist.

Doch wird im „Tasso" das politische Leben einseitig vom Standpunkt des Regierenden aus aufgefaßt; dagegen hat Goethe in „Egmont" das Verhältnis von Fürst und Volk von allen Seiten dargestellt, die er eben sehen konnte. Dabei verbinden sich die frommen Wünsche und schönen Phantasien, die den Dichter des Götz begeisterten, mit den bitteren Erfahrungen, die dem Minister Goethe das Leben sauer machten. Das Ende aber ist, daß in der bösen Wirklichkeit gerade der zugrunde gehen muß, der aus dem wahren, ebenso natürlichen wie idealen politischen Sinn heraus wirken will.

Egmont ist insofern Realpolitiker, als er sich durchaus auf den Boden der gegebenen Verhältnisse stellt. Er ist ein treuer Diener des Königs von Spanien; und wir müssen ihm glauben, daß er nicht die Absicht hat, sich dieser Abhängigkeit zu entziehen. Seines Wachstums Gipfel, den er noch zu erreichen hofft, ist nur, daß der König sich

entschließe, durch ihn als Statthalter seine Landsleute zu regieren. Anderseits macht es ihm keine Skrupel, daß der Adel, zu dem er gehört, mit seinen Brüdern, den gemeinen Bürgern, sehr ungleich geteilt hat. „Das ist vor Jahrhunderten geschehen," meint er, „und wird jetzt ohne Neid geduldet." Ihm sind also die Verhältnisse recht, wie sie sind; und er meint, sie könnten andern auch recht sein.

Denn auf die politischen Verhältnisse kommt nach seiner Meinung im einzelnen so sehr viel eigentlich nicht an, wenn man sich nur auf ihre Stetigkeit verlassen kann. Was der Mensch will und braucht, ist das, daß er, wirkend und genießend, ein Leben entfalten darf, das seiner Natur entspricht. Das versteht Egmont unter Freiheit; und weil das bis zu einem gewissen Grade immer möglich ist, so hat Egmont von der Freiheit die altväterische Meinung, daß ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, überall so viel Freiheit hat, als er braucht. Doch drückt er sich hier nicht ganz seinem Sinne gemäß aus. Der aus innerem Antrieb tätige und genußfreudige Mensch ist frei, weil die Triebkraft in ihm sich durch äußere Hemmnisse nicht zurückdämmen läßt. So ist Egmont frei, so lange er den Mut hat, seine Freiheit zu betätigen. Ebenso sind seine Landsleute frei: ein jeder rund für sich, fest, rührig, fähig, zu drücken, nicht zu unterdrücken. Und wenn irgend ein Fürst wirklich frei ist, so ist er's in keinem anderen Sinne: auch er kann nur in seinen Verhältnissen die Kräfte betätigen, die sich durch ihn auswirken wollen. Es ist also eine durchaus konkrete, positive Freiheit, die Egmont im Sinn hat; für eine bloß abstrakte, negative Freiheit hat er kein Interesse.

Nun sollten freie Menschen sich nicht bloß vertragen können, sondern aneinander eine Freude haben. Dürfte König Philipp nicht auf seine Niederländer stolz sein, die doch Männer sind, wert Gottes Boden zu betreten? Egmont muß sie als solche lieben; und er wird auch von ihnen ge-

liebt: „weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht." Wo diese gegenseitige Freude aneinander fühlbar wird, entsteht ein Vertrauensverhältnis, das den Neid ausschließt und ein gedeihliches Zusammenleben gewährleistet. Insbesondere ist für den Fürsten der gute Wille des Volks das sicherste, das edelste Pfand der Herrschaft. Und darum sollte sein Hauptabsehen immer sein, sich das Vertrauen seiner Untertanen zu erwerben, zu erhalten. Dazu gehört vor allem, daß er sie in ihrer Eigenart achtet, auf ihre Begriffe von Recht und Unrecht Rücksicht nimmt, und sich in die geschichtlich gewordenen Verhältnisse ebenso fügt, wie sie sich drein fügen müssen. Gerade dem Fürsten fällt die Aufgabe zu, die Stetigkeit der Verhältnisse zu wahren, unter der die positive Freiheit allein gedeihen kann.

Aber diese wünschenswerte Entwicklung wird durch widerstrebende Kräfte durchkreuzt. Neben den Menschen, die ihr eigenartiges Leben entfalten wollen und eben deshalb auch andre in ihrer Eigenart gewähren lassen, ja fördern können, gibt es immer solche, die selbst nicht leben und deshalb auch andre nicht leben lassen können. Da sind auf der einen Seite Menschen, die nichts besitzen, darum auch nichts zu verlieren haben; sie stiften Unruhen, indem sie der urteilslosen Menge durch die Phrase der Freiheit die Köpfe heiß machen. Der biedere Zimmermeister kennt sie wohl: denn sie eben sind die Not des ehrsamen Bürgers. „Die Tagediebe, die Söffer, die Faulenzer, . . . die stänkern aus Langeweile und scharren aus Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier zu kriegen, fangen sie Händel an, die viel tausend Menschen unglücklich machen. Das ist ihnen eben recht. Wir halten unsere Häuser und Kasten zu gut verwahrt; da möchten sie gern uns mit Feuerbränden davontreiben." Auf der andern Seite aber steht „das Volk, das an den Blicken seines Herrn altert":

Leute, denen der höchste, ja einzige Gehalt des Lebens die Gunst des Fürsten ist. Sie spielen sich als seine Vorkämpfer auf und erhitzen ihn durch die Phrase der Autorität für *seine* Freiheit, d. h. für das Recht der unbeschränkten Willkür. Auch sie haben freilich zumeist noch einen reelleren Grund, der Autorität des Fürsten das Wort zu reden: als Diener seiner absoluten Willkür finden sie die günstige Gelegenheit, ihre Ehrsucht und Habgier zu befriedigen. So wird von der einen wie von der andern Seite für eine Freiheit gehetzt, die nicht in der konkreten Möglichkeit zu wirken und zu genießen besteht, sondern in dem bloßen Bewußtsein der Ungebundenheit. Je weniger innere Fühlung Fürst und Volk miteinander haben, desto leichter können sich die Feinde der positiven Freiheit zwischen sie eindrängen. Dann wird der Fürst versuchen, die Kraft seines Volkes, den Kern seiner Eigenheit, den Begriff, den es von sich selbst hat, zu schwächen, zu zerstören, nur um es bequemer regieren zu können. Das Volk aber wird dem Wahn verfallen, seine Lage durch Aufruhr bessern zu wollen, da doch die Anarchie nur zerstören, nicht schaffen kann. Wenn nicht ein Vermittler eintritt, der das betörte Volk und den verblendeten Fürsten miteinander über ihre wahren, gemeinsamen Interessen verständigt und dadurch das Vertrauen zwischen ihnen wiederherstellt, so ist der Bürgerkrieg unvermeidlich.

Diese Gefahr droht in den Niederlanden, und Egmont ist entschlossen, die gefährliche Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Dazu ist er in gewisser Beziehung wie geschaffen. Er selbst ist wirklich frei: aus innerem, mächtigem Lebenstrieb zugleich tätig und genußfreudig. Darum hat er auch eine Freude an allem, was aus sich heraus lebt. Selbst ohne Arg, ist er auch arglos gegen andere. Er liebt seine Landsleute, weil er sie nach ihrem eigentümlichen Wesen zu schätzen vermag; er mag aber auch nicht leiden, daß man von dem König unwürdig denkt. Diesem

hat er große Dienste geleistet, hat deshalb auch dessen höchste Gunst genossen. Aber dadurch läßt er sich nicht abhalten, seine und des Königs Rechte wohl abzuwägen, und sieht darin auch keine Verletzung seiner ganz ernst gemeinten Treue gegen den König. Seine Landsleute schwärmen für ihn, hoffen von ihm Rettung aus der gegenwärtigen Not und lassen sich leicht durch ihn bestimmen. Dadurch ist ihm sein Posten angewiesen, auf dem er bleibt, obgleich er dem besten Freunde schon verloren erscheint. Denn wenn er sich retten will, ist der schrecklichste Bürgerkrieg gewiß; daß er untergehe, ist doch immer nur wahrscheinlich. So versucht er es denn auch, ebenso besonnen wie freimütig, den Vertreter des Königs zu bewegen, daß er nicht durch rücksichtslose Strenge das verhetzte, aber gutartige, sich schon wieder beruhigende Volk aufs neue aufrege, vielmehr dessen Eigenart anerkenne und schone, seinen billigen Wünschen entgegenkomme: da dies ja auch der einzige Weg sei, auf dem Spanien überhaupt die Herrschaft über die Niederlande werde behaupten können. Aber der König hat ihn schon verraten, als er ihm noch die gefährdete Herrschaft zu retten sucht; von dieser Seite wird also der ehrliche Makler mit dem schwärzesten Undank gelohnt. Seine Landsleute aber, die für ihn schwärmten, werden durch ihre Liebe nicht getrieben, für ihn zu wagen, wie er für sie gewagt hat; und so sehen sie auch keine Möglichkeit, ihm zu Hilfe zu kommen. Er wird ein Opfer des Tyrannen, der nun einmal nicht durch Vertrauen, sondern durch Gewalt regieren will; aber er selbst hat seine Freiheit behauptet, und er stirbt in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Tyrannei, welche den Naturbedingungen alles Herrschens zu trotzen wagt, über sich selbst stürzen muß.

Das Stück schließt mit einer Siegessymphonie: mit Recht, weil der Held seine Freiheit siegreich behauptet; mit Recht auch deshalb, weil in der Tat die Tyrannei als solche selbstmörderisch ist. Aber von dem politischen Wirken

hat Goethe trotzdem eine durchaus pessimistische Auffassung. Egmont geht zugrunde, nicht obgleich, sondern weil er in lauterer Gesinnung und mit wirklicher Einsicht in die Bedingungen eines ersprießlichen Verhältnisses von Fürst und Volk zwischen den Gegensätzen vermitteln will. Margarete von Parma muß Alba weichen, weil sie, trotz ihrer religiösen Beschränktheit, nicht bloß menschlicher, sondern auch einsichtiger ist als dieser. Wer das wirklich Gute wirken will, hat nirgends auf Unterstützung, hat nur mit Unverstand und Verkennung zu rechnen. Das ist auch Egmont nicht unbewußt, der doch aus Temperament und Grundsatz jedermann das beste zutraut. Daß ein Volk nie alt und klug werde, kann er Alba nicht widersprechen; hat er doch selbst schon Klärchen geklagt, er sei „geliebt von einem Volk, das nicht weiß, was es will, geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist". Dagegen muß er Alba zu bedenken geben, wie selten ein König zu Verstand komme. Und doch hat er von den Königen selbst noch eine bessere Meinung als von ihren Beratern, denen Egmont offenbar um so weniger Gutes zutraut, je wichtiger sie sich machen. Für die Hauptsache haben sie ja, wie Alba zeigt, durchaus kein Verständnis: dafür, daß das Volk in einer Art behandelt werde, die ihm sein Vertrauen abgewinnt. Dagegen lieben sie, was leicht zu entscheiden wäre, mit wiederkehrenden Gesprächen zu überlegen. Dabei tritt der gute, verständige Mensch ganz von selbst zurück hinter den Streber oder Fanatiker, der die Sachen in eine künstliche Beleuchtung zu rücken weiß und dadurch der Herrschsucht die Gelegenheit schafft, sich unter dem Vorwand der Pflicht zu befriedigen. So versteht Margarete den Alba; doch hat auch sie an Egmont auszusetzen, daß er das Ernstliche scherzhaft nehme: während ihm doch Machiavell bezeugt, daß er in seiner anscheinenden Frivolität nur mehr wahr als klug geredet habe. Was

man wirklich Gutes tun kann, sieht in der Ferne wie nichts aus, eben weil es gut ist. U. s. f. u. s. f.

Es ist in der Tat kein freundliches Bild des politischen Lebens, das sich in „Egmont" vor unsern Augen entfaltet. Der trübe Gesamteindruck wird durch einzelne bitterböse Beobachtungen, die allenthalben angebracht sind, in der unerfreulichsten Weise verstärkt. Die Parallelen aber, die wir dazu in Goethes Briefen finden, beweisen uns, daß zu den „Eigenheiten und Albernheiten", die er seinem Helden geliehen, insbesondere seine ganze Auffassung der „großen Welt" gehört.

6.

Indem Goethe tiefer in das Leben hinein kommt, wird es ihm schwerer, sich frei darüber zu erheben und es als Ganzes auf sich wirken zu lassen. Das hat er später in den Tag- und Jahresheften selbst angedeutet, nur daß er diesen notwendigen Rückschritt in seiner menschlichen Entwicklung ganz ins Ästhetische umdeutet. Da erzählt er, daß ihn der Besuch in Weimar mit schönen Verhältnissen umschlungen und unversehens auf einen neuen glücklichen Lebensgang gedrängt habe. Aber an allen mitgebrachten, unvollendeten Arbeiten habe er nicht fortfahren können: „denn da der Dichter durch Antizipation die Welt vorweg nimmt, so ist ihm die auf ihn losdringende, wirkliche Welt unbequem und störend; sie will ihm geben, was er schon hat, aber anders, das er sich zum zweitenmal zueignen muß". Das ist gewiß richtig; aber aus den gleichzeitigen Zeugnissen seines damaligen Ergehens haben wir auch erkannt, daß die auf ihn eindringende wirkliche Welt ihre engen Grenzen hatte und oft schwer auf ihn drückte.

Das hat zunächst zur Folge, daß Goethe sein einst so freier und heiterer Humor in dem lustigen Leben zu Weimar nach und nach abhanden gekommen ist. Der „Triumph der Empfindsamkeit" bleibt trotz alles ausgelassenen

Mutwillens hinter dem „Neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel" weit zurück. Aus der bunten Fülle menschlicher Torheit wird nur eine Modekrankheit herausgegriffen; und auch deren Darstellung ist mehr zur literarischen Satire geraten, als daß sie uns eine tiefere Einsicht in das allgemein Menschliche geben würde. Goethe hat sodann auch das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" verengert, als er es 1778 für die Aufführung in Weimar bearbeitete: er ersetzte darin den kecken Spott über die Aufklärer und Schwärmer seiner Zeit durch eine Parodie auf das französische Theater; auch der einzige bedeutendere Zusatz, den er machte, bezieht sich auf das Schauspielerwesen. „Die Vögel" und „Das Neueste von Plundersweilern" richten endlich die Satire ganz überwiegend gegen Torheiten der Schriftstellerzunft und ihres Publikums. Und doch hätte das Leben zu Weimar einem kecken Humor einen recht dankbaren Stoff geboten. Aber Goethe hielt es weder für angebracht, der näheren Umgebung ihr Bild im Hohlspiegel der Satire zu zeigen, noch hatte er ihr gegenüber die innere Freiheit, daß er dies mit wirklich guter Laune hätte tun können. Eine völlige Wandlung in Goethes Humor läßt aber die Operette „Scherz, List und Rache" erkennen, auf die er im Jahr 1784/85 viel Mühe und Zeit verwendete oder verschwendete. Diese Dichtung war für Goethe bewußtermaßen ein ästhetisches Experiment; und sie ist, wie er später selbst erkannte, als solches verunglückt. Aber es ist doch auch bezeichnend, welchen Stoff er sich dafür wählte. Der Inhalt der Fabel ist: wie einem schmutzigen Geizhals und Erbschleicher seine Beute durch einen mehr noch unverschämten als witzigen Schelmenstreich wieder abgejagt wird. Goethe erklärt sich später den Mißerfolg der Dichtung unter anderm auch daraus, daß der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mystifiziert werde, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz habe, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergötzen

möchten; bei uns könne die Kunst den Mangel des Gemüts nicht leicht entschuldigen. Der schlimmere Mißgriff ist aber, daß diese Kunst auf einen Vorwurf verwendet wird, der durchaus kein tieferes Interesse zu erwecken vermag. Wenn der Dichter doch wenigstens unsere Aufmerksamkeit auf das allgemeine Gesetz lenken würde, daß über einen Schelm immer wieder ein größerer kommt; und wenn er doch darüber seinem humoristischen Behagen Ausdruck gäbe. Aber statt dessen drängt er uns nur die Frage auf, wie Scapin und Scapine den geizigen Dokter dupieren werden: nachdem wir dies erfahren, ist denn auch unser ganzes Interesse erloschen. Daß Goethe der Bearbeitung eines solchen Stoffes so viel Eifer widmen konnte, wird dadurch noch merkwürdiger, daß er um dieselbe Zeit den Plan der „Geheimnisse" faßte, worin er seine tiefsten Gedanken über die Erziehung des Menschengeschlechts niederlegen wollte. Er ist in Gefahr, als Dichter gegen das Gemütsleben indifferent zu werden, sonst könnte er sich nicht nebeneinander mit dem gemütvollsten und gemütlosesten Stoff beschäftigen.

Daß Goethe die Welt, die er zuvor als Dichter antizipiert hatte, nun erst als wirkliche erkennen und sich zueignen muß, hat ferner die Folge, daß er seine früheren, großartigen Versuche, die Grundbedingungen menschlicher Existenz künstlerisch zur Anschauung zu bringen, nicht wieder aufnehmen oder doch nicht wesentlich fördern kann. „Mahomet" ist ihm, wie es scheint, spurlos aus dem Gedächtnis entschwunden, obgleich ihn die Auseinandersetzung mit Lavater wohl daran hätte erinnern können. Wenn er freilich in dem „Propheten" Lavater mehr und mehr den berechnenden Politiker zu erkennen glaubte, so konnte ihm dieser für den Mahomet, den er einst sich gedacht hatte, nicht mehr als Modell dienen; und eben, daß er sich mit Lavaters Prophetentum persönlich auseinandersetzen mußte, verhinderte ihn, die Idee des religiösen Genius aus der Ferne zu sehen, die für die künstlerische Gestaltung notwendig ist. Wie „Mahomet" verschwindet auch der „ewige Jude", ohne eine Spur zu hinterlassen. Beachten wir, daß Goethe in dieser Zeit aus dem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" die Beziehung auf die religiösen Strömungen der Zeit ausgeschieden hat, so ist unschwer zu verstehen, daß er diesen Plan freilich nicht wiederaufnehmen konnte. Das geschichtliche Christentum verliert für ihn mehr und mehr an Interesse; oder wurde es ihm schon so widerwärtig, daß ihm auch zur satirischen Beleuchtung desselben die notwendige freie Stimmung fehlte. Auch die Fortsetzung der „Geheimnisse" möchte daran gescheitert sein, daß ein durch Herder angeregtes freundliches Interesse für die Geschichte der positiven Religion sich nicht behaupten konnte. Wie warm und zart und fein spricht Goethe noch in den „Geheimnissen" die Empfindungen des Bruders Markus aus, der nach ermüdender Wanderung das Kreuz mit dem Symbol der Dreieinigkeit erblickt:

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silberhimmelswolken schweben,
Mit Kreuz und Rosen sich emporzuschwingen.
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen;
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimnis Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet.

Und wie frech darf Mephisto in der zu Rom gedichteten „Hexenküche" das Geheimnis der heiligen Dreieinigkeit lästern:

ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört;
Wer will sich mit den Narrn befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Wenn Goethe auch von dieser Stimmung heimgesucht wurde (und wir wissen aus seinen Äußerungen über Lavater, daß dies der Fall war), so eignete er sich freilich wenig dazu, die Wahrheit überzeugend vorzutragen, daß jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig sei. So ist denn auch die Dichtung, die diesem Zwecke dienen sollte, nämlich eben die „Geheimnisse", in ihren ersten Anfängen stecken geblieben. — „Prometheus" hat gewissermaßen eine Fortsetzung gefunden: in „Iphigenie". Im Gesange der Parzen tönt noch dumpf die Empörung des Prometheus nach. Daß aber Goethe nun zu einem versöhnlichen Schluß gelangt, verdankt er nur einer wesentlichen Änderung der Auffassung. Im „Prometheus" hatte er das allgemeine Verhältnis des Göttlichen und Menschlichen zur Anschauung bringen wollen; die Betrachtung ist also religionsphilosophisch, oder vielmehr geschichtsphilosophisch: denn dieses Verhältnis ist kein ruhendes, sondern ein dramatisch bewegtes. Dagegen ist für Iphigenie das Verhältnis zur Gottheit eine individuelle Sorge und Aufgabe: die Betrachtung ist ethisch-erbaulich. So genügt denn auch dem Dichter, daß Iphigenie selbst mit dem Vertrauen auf die Götter wohl fährt, oder daß in ihr das Geschick des Hauses der Tantaliden eine günstige Wendung nimmt; wie aber der Wille der Götter dieses Geschick als Ganzes veranlassen könne, das bleibt ungeklärt.

Doch davon später mehr. Hier möge der Hinweis genügen, daß Goethe in „Iphigenie" den Standpunkt der Betrachtung eine volle Stufe niedriger nahm als einst in „Prometheus".

So hat denn Goethe von den das ganze Weltleben umspannenden Planen seiner früheren Zeit nur „Faust" im ursprünglichen Sinne festgehalten: gewiß auch deshalb, weil er in ihn allein seine fortschreitende Erfahrung einarbeiten konnte. Wie weit dies in der Zeit, die wir behandeln, wirklich geschah, ist freilich nicht mehr sicher auszumachen, da wir nicht wissen, ob der „Urfaust", den Fräulein von Göchhausem uns erhalten hat, alles enthält, was Goethe nach Weimar mitbrachte. Immerhin ist es der Mühe wert, das Verhältnis zwischen dem Fragment „Faust", das Goethe 1790 im 7. Band seiner Schriften veröffentlichte, und dem „Urfaust" genauer zu untersuchen.

Daß in dem Fragment der Schluß der Gretchentragödie weggelassen wird, hat gewiß nur ästhetische Gründe, die wir hier übergehen müssen. Stark überarbeitet wurde Mephistos Gespräch mit dem Schüler und die Szene in Auerbachs Keller: dabei wird nicht nur die Form verbessert, sondern auch des Schülers schnodderige Beschreibung des Studentenlebens ausgeschieden; dafür wird eine Charakteristik der Jurisprudenz und der Theologie eingeschoben. Beide wären schon dem Dichter des Götz und dem Verfasser der theologischen Sendschreiben zuzutrauen. Immerhin könnte der Hohn auf die Gesetze und Rechte, die sich wie eine ewige Krankheit forterben, auch aus amtlichen Erfahrungen Goethes abzuleiten sein, der 1778 seine Vorstellung von Ordnung, Polizei und Gesetzen nicht mit Worten ausdrücken durfte, weil sie leicht mißverstanden und dann gefährlich wären. Daß man aber in der Theologie sich am besten an Worte halte, ohne sich mit dem Begriff ängstlich zu quälen —

Mit Worten läßt sich trefflich streiten
Mit Worten ein System bereiten;
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben —

das erinnert an Mephistos Hohn über die Dreieinigkeit, den wir schon zu erwähnen hatten, und möchte wie dieser auf die Erfahrungen zurückzuführen sein, die Goethe mit Lavater machte. Von keiner wesentlichen Bedeutung ist, daß Goethe, um Fausts plötzliches Entbrennen für Gretchen zu erklären, ihn im Fragment durch den Zaubertrank der Hexe verjüngt werden läßt. Wie Faust in die Verbindung mit dem Bösen kommt, weiß der Dichter auch jetzt noch nicht darzustellen. Doch zeigen die Zusätze des Fragments zum Urfaust, daß Goethes Nachdenken über das Rätsel des Menschen von 1775—1789 einen bedeutenden Fortschritt gemacht hat, den wir auch ohne Mühe aus den Erfahrungen erklären können, die ihm diese Periode seines Lebens brachte.

Im Urfaust treffen wir zuerst Faust allein im Selbstgespräch, noch ehe ihm der Gedanke nahe getreten ist, sich mit dem Bösen zu verbinden; dann Mephisto im Gespräch mit dem Studenten, Fausts Rolle spielend; dann Faust mit Mephisto in Auerbachs Keller, ohne daß dort beider Verhältnis zu einander charakteristisch hervortreten würde; erst in der Tragödie Gretchens wirken sie so zusammen, daß sie sich gegenseitig beleuchten. Wir müssen sie also von da aus verstehen. Nun hat Gretchen, der in Faustens Arm so frei, so hingebend warm wird, von Mephisto sofort den abstoßendsten Eindruck. Seine Gegenwart schnürt ihr das Innere zu; denn

Man sieht, daß er an nichts Anteil nimmt,
Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.

Wenn Mephisto zu den Liebenden tritt, meint Gretchen sogar, sie liebte Faust nicht mehr; und sie kann sich's nicht

anders denken, als daß es dem Geliebten auch so sein müsse. In der Tat wird Faust von derselben Stimmung gegen Mephisto übermannt, nachdem er erfahren, wie Gretchen durch ihn ins Elend gekommen. Mephisto nimmt die Nachricht mit der gleichgültigen, ja schadenfrohen Bemerkung auf: „sie ist die erste nicht." Faust ist empört darüber, daß er gelassen über das Schicksal von Tausenden hingrinse, während ihm das Elend dieser einzigen Mark und Leben aufwühle. Er ruft dem Erdgeist zu: „Großer, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennst und meine Seele: warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt." Aber Faust ist es ja selbst gewesen, der Mephisto anherrschte: „hör, du mußt mir die Dirne schaffen!" — der prahlte:

Hätt' ich nur sieben Tage Ruh',
Braucht keinen Teufel ich dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen.

Er hat also das Unglück, daß er über Gretchen bringen mußte, nicht vorausgefühlt, ja sich seiner verderblichen Überlegenheit über das unschuldige Ding gefreut. Und wie er sieht, daß er ihren Frieden untergraben hat, ohne dadurch seine Seelennot zu heben: da bringt ihn das Mitgefühl doch nicht so weit, daß er sie erst vor der rohen Sittenrichterei der Menschen in Sicherheit bringen würde; vielmehr ruft er in selbstsüchtiger Verzweiflung aus:

Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen;
Mag's schnell geschehn, was muß geschehn.
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn.

Darum läßt er sich denn auch selbst, während Gretchen verzweifelt, von Mephisto in abgeschmackte Freuden einwiegen; und erst, als ihr Elend unheilbar geworden, durchwühlt es ihm Mark und Leben. Das Gute besteht also

für den Dichter dieser tragischen Liebesgeschichte darin, daß man für einander fühlt; das Böse ist, daß man an nichts Anteil nimmt; und wenn man gar noch des Leidens andrer sich freuen, aus dem, was andern Leiden schaffen muß, sich einen belustigenden Spaß machen kann, so ist ihm das das eigentlich Teuflische. Das fatale Rätsel des Menschen aber findet er in der Doppelnatur der „Liebe" ausgedrückt, die zugleich rücksichtsloses, ja zu schadenfroher Überhebung neigendes Begehren ist und warmes Mitgefühl. Und umgekehrt, weil für Goethe die wichtigste Lebensäußerung noch die Liebe ist, fällt ihm der Gegensatz des Guten und Bösen ganz in die Sphäre des Gefühls. Haben wir diese Erkenntnis aus der Geschichte Gretchens gewonnen, so finden wir sie auch in den ersten Szenen des Urfaust wieder. Faust fühlt den Mißerfolg, die Aussichtslosigkeit des menschlichen Erkenntnisstrebens als ein eigenes Leiden. Es will ihm schier das Herz verbrennen, daß das Ende seines Forschens die Einsicht ist, wir können nichts wissen. Mit der Einbildung, daß er etwas lehren könne, die Menschen zu bessern und zu bekehren, ist ihm auch alle Freude entrissen. Und es ist ihm kein Trost in seinem Unglück, daß er gescheiter ist als die andern Laffen alle. Seine Schüler an der Nase herumgeführt zu haben, ist ihm kein Vergnügen, sondern ein bittere Schmach. Mephisto dagegen hat seine Freude daran, die Philosophie als leere Wortklauberei zu verhöhnen. Er hat kein Gefühl für die Not des Hungers nach Wahrheit; es ist auch nicht die Achtung vor der Wahrheit, die ihn gegen wissenschaftliches Scheinwesen kritisch macht, und noch weniger die Wahrnehmung, daß dieses den Menschen nichts nützt. Will er recht den Teufel spielen, so stellt er mit frechem, lüsternem Witz die Kenntnis der menschlichen Schwachheit als ein Hilfsmittel dar, mit den Leidenden seinen Mutwillen zu treiben. Das sind die Früchte von des Lebens goldenem Baum, die er an Stelle der grauen Theorie empfiehlt. Dabei kann er

wohl die Rolle Fausts spielen: denn er ist in der Tat Faust selbst, in gemütloser Stimmung oder Verstimmung.

Bewegt sich nun der Gegensatz des Guten und Bösen ganz in der Sphäre des Gefühls; ist das Gute Gefühl und insbesondere Mitgefühl, das Böse Gefühllosigkeit und Schadenfreude: so kann an dem Bösen durchaus nichts Gutes sein. Doch findet sich schon in dem Urfaust ein Ansatz dazu, daß das Verhältnis von Faust und Mephisto unter einem andern Gesichtspunkt aufgefaßt und darum auch anders bestimmt wird. In dem Gespräch mit dem Studenten darf Mephisto recht viel sagen, was nach des Dichters Meinung nichts ist als eben die Wahrheit, rücksichtslos herausgesagt. Insbesondere aber läßt ihn Goethe gelegentlich auch dem in Liebe schwärmenden Faust über sein Gefühl die bloße Wahrheit sagen, die Faust wohl zur Besinnung rufen könnte, und nun ist es Faust, der in der Erregung des Gefühls sich gegen die Anerkennung der von Mephisto vertretenen Wahrheit sträubt. Faust bedenkt sich, der Frau Marthe den Tod ihres Eheherrn zu bezeugen, da er ja davon nichts weiß. Darüber entspinnt sich folgende Auseinandersetzung:

Mephistopheles.

O heil'ger Mann, da wärt ihr's nun!
Es ist gewiß das erst in eurem Leben,
Daß ihr falsch Zeugnis abgelegt.
Habt ihr von Gott, der Welt, und was sich drinne regt,
Vom Menschen und was ihm in Kopf und Herzen schlägt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Und habt davon in Geist und Brust
So viel als von Herrn Schwertleins Tod gewußt.

Faust.

Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste.

Mephistopheles.

Ja, wenn man's nicht ein bißchen tiefer wüßte.
Denn morgen wirst in allen Ehren
Das arme Gretchen nicht betören
Und alle Seelenlieb ihr schwören?

Faust.

Und zwar von Herzen.

Mephistopheles.

Gut und schön.
Dann wird von ew'ger Treu und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch so von Herzen gehn?

Faust.

Laß das, es wird. Wenn ich empfinde
Und dem Gefühl und dem Gewühl
Vergebens Namen such und keinen Namen finde,
Und in der Welt mit allen Sinnen schweife,
Und alle höchsten Worte greife,
Und diese Glut, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Mephistopheles.

Ich hab' doch recht!

Faust.

Hör, merk dir dies,
Ich bitte dich, und spare meine Lunge.
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Der hält's gewiß.
Und komm, ich hab' des Schwätzens Überdruß,
Denn du hast recht, vorzüglich, weil ich muß.

Mephisto hat in der Tat recht und Faust ist vielmehr der Lügner und Sophist. Allerdings kann man auch in diesem Fall eine Teufelei darin sehen, daß er Faust so die Wahrheit sagt: er singt ihm ein moralisch Lied, um ihn gewisser zu betören; trotzdem bleibt bestehen, daß Faust sich hinter sein Gefühl zurückzieht, um sich der unangenehmen Wahrheit zu erwehren. Es dreht sich also das Verhältnis um: das Gefühl will das Böse, das die gefühllose Kälte als solches erkennt. Faust würde das Mitgefühl mit Gretchen nicht so schnöde verletzen, wie er es tut, wenn er es über sich gewinnen könnte, von Mephisto die gefühllose Wahrheit über seine himmlischen Gefühle zu hören.

In dieser Richtung geht nun das Fragment einen guten Schritt weiter. Dem Dichter ist jetzt nicht bloß die Beständigkeit, sondern auch die Echtheit der himmlischen Gefühle zweifelhaft geworden. Nachdem Faust eben in wilder Öde seine Andacht zu dem erhabenen Geist gefeiert, der ihm die Fähigkeit verlieh, die ganze herrliche Natur zu fühlen, erlaubt sich Mephisto, ihm frech, aber nicht ohne den Stachel der Wahrheit, seine Meinung über diese Quelle neuer Lebenskraft zu sagen:

Ein überirdisches Vergnügen!
In Nacht und Tau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd' und Himmel wonniglich umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk im Busen fühlen,
In stolzer Kraft, ich weiß nicht was, genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition —
Ich darf nicht sagen, wie — zu schließen.

Und auf Fausts „Pfui über dich!" fährt er unbeirrt fort:

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht, gesittet Pfui zu sagen.
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' ihm das Vergnügen,
Gelegentlich sich etwas vorzulügen . . . .

Damit sind Fausts unendliche Gefühle nicht so ganz unrichtig charakterisiert. Mephisto glaubt sich deshalb rühmen zu dürfen, daß er Faust wenigstens auf Zeiten lang vom Kribskrabs der Imagination kuriert habe, in der Faust sich selbst aufreiben würde. Das ist denn wohl auch der Grund, warum sich Fausts Verhältnis zu Mephisto nun wesentlich anders darstellt als im Urfaust. Beklagt er sich dort gegen den erhabenen Geist über den Schandgesellen, an den er ihn geschmiedet, so ruft er ihm jetzt zu:

Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu nichts
Mit einem Worthauch deine Gaben wandelt.

Wenn Faust darin nur eine Demütigung und Beraubung sähe, würde ihm der Gefährte doch nicht unentbehrlich geworden sein. Mephistos Unentbehrlichkeit muß ihren Grund in einem wirklichen Nutzen haben, den Faust dem unangenehmen Genossen doch nicht absprechen kann.

Zum selben Resultat führt uns eine Untersuchung des Gesprächs zwischen Faust und Mephisto, dessen Schluß Goethe nun der Schülerszene vorausgeschickt hat. Weil dem Dichter das unbedingte Recht des schrankenlosen Gefühls nicht mehr sicher steht, gelingt es ihm nicht, aus Mephisto einen Teufel zu machen, gegen den sich sofort alles menschliche Gefühl empören müßte. Wenn Mephisto nicht neben- und hinterher einige teuflische Grimassen schneiden würde, möchte man Faust zu seinem trefflichen Berater beglückwünschen.

Faust beginnt mit einer leidenschaftlichen Expektoration seines Dranges nach unendlichem Leben, den wir schon aus seinem ersten Monolog kennen:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Mephisto erwidert darauf ganz ernsthaft und sachgemäß, daß das Ganze dieses Weltlebens nur für einen Gott gemacht sei. Fausts ebenso trotziges wie hohles „Allein ich will" müßte nicht bloß einen Teufel, sondern auch den ehrlichsten Biedermann zur Ironie nötigen. Mephisto gibt ihm also den Rat, sich mit einem Poeten zu assoziieren:

Laßt den Herrn in Gedanken schweifen
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehrenscheitel häufen . . .
Laßt ihn euch das Geheimnis finden,
Großmut und Arglist zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte selbst solch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Faust braucht sich natürlich nicht erst mit einem Poeten zu verbinden, denn er ist selbst sein Poet: daß er sich als Mikrokosmus fühlt, ist nichts als poetische Exaltation. In Wahrheit ist er, wie andere, ein Mensch mit seiner gewissen, beschränkten Fähigkeit, zu wissen, zu handeln und auch zu fühlen. Darum fragt er verzweifelt:

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen.

Mephisto aber antwortet wieder die bare, nüchterne Wahrheit:

Du bist am Ende — was du bist.
Setz dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist.

Faust fühlt das selbst schon; das ist ja eben seine Klage, daß er „dem Unendlichen" nicht näher kommt, und wenn er alle Schätze des Menschengeistes auf sich herbeirafft. Worauf Mephisto ihm wieder ohne jeden teuflischen Hinterhalt, mit offenem Ernst, erklärt, daß er eine ganz falsche Stellung zum Leben einnehme, indem er eine erträumte Unendlichkeit erfliegen wolle, statt die Welt durch stetigen Gebrauch der gegebenen Kräfte allmählich zu erobern, soweit es ihm eben möglich sei. Er schließt:

Drum frisch! Laß alles Sinnen sein!
Und grad' mit in die Welt hinein!
Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Nach dieser höchst verständigen Mahnung sind wir fast überrascht, daß sich der welt- und lebenskundige Berater in einem Selbstgespräch als „Lügengeist" kundgibt: hat er etwa den Engel des Lichts so vortrefflich gespielt, daß seine schwarze Seele sich in gar keinem Worte verriet? Aber nicht einmal als eingestandener Teufel kann er so recht den Teufel spielen. Man höre, was er Faust nachruft:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft;
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,

(der doch eben eine Lebensweisheit gepredigt hat, welcher man eher philisterhafte Nüchternheit nachsagen könnte, als eine Hinneigung zu Blend- und Zauberwerken)

So hab ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.

(Ganz richtig; und Mephisto hat ihm eben überzeugend gezeigt, daß das ebenso unmöglich wie widersinnig ist.)

Den schlepp ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit.
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erfleh'n;
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde geh'n.

Darin offenbart sich nun freilich eine ganz teufelsmäßige Bosheit. Aber wie sonderbar ist das doch! Faust müßte zu Grunde gehen, auch wenn er sich nicht dem Teufel übergeben hätte, — außer er könnte sich entschließen, dem Rate des Teufels zu folgen und der Erde Freuden nicht in übereiltem Streben zu überspringen. Also geht Faust in Wirklichkeit zu Grunde, weil er sich dem Teufel nicht übergibt. Und das sagt sich und uns der Teufel selbst.

Man sieht: Mephisto ist aus dem Schandgesellen und abscheulichen Untier, als das er dem Dichter des Urfaust vor Augen stand, ein so einsichtiger und im Grunde guter Teufel geworden, daß wir ihm einen seelenmörderischen Anschlag auf Faust kaum mehr zutrauen können, und noch weniger die ganz satanische Hinterlist, womit er die Verführung des armen Gretchens einfädelt. Ja, wenn wir genauer zuhören, glauben wir seine Stimme zu kennen: das ist ja Goethe selbst, welcher Freund Jacobi und Freund Lavater in allem Ernst und bester Meinung zurechtweist. Lavater ist einem Mann zu vergleichen, der Güter, Geld, Besitztümer, Weib, Kinder, Freunde, alles nicht achtete, um eine Maschine zum Fliegen zu erfinden; sein ganzes Wesen ist, wie ein trockener Schwamm, nach jenem Erhabensten so durstig, daß der geringste Tropfen der Ahndung jener Seligkeit ihm mehr Freude und Wollust gewährt, als der Genuß alles übrigen, den Menschen von Gott so reichlich gegönnten Guten. Lavater hat auch jenes verhängnisvolle Interesse für Blend- und Zauberwerke, von dem ihn Goethe vergebens zu heilen suchte. Lavaters zentraler Gedanke ist, daß alles im Menschen ist; er sieht in Cagliostro ein Siegel auf seinen Glauben, daß der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, alles in Einem sei; er findet in Pontius Pilatus alles, Himmel und Erde und Hölle, Tugend, Laster, Weisheit, Torheit, Schicksal, Freiheit — Symbol von allem und alles. An Jacobi aber fände Goethe viel zu beneiden, Haus und Hof, Reichtum und Kinder,

Schwestern und Freunde u. s. f. u. s. f. Dagegen hat ihn Gott mit Metaphysik, mit Spekulation gestraft, während er Goethe mit der Physik gesegnet hat, damit es ihm im Anschauen seiner Werke wohl werde. Im Gegensatz zu Jacobi will sich Goethe sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge widmen, die er erreichen kann, ohne sich im geringsten zu bekümmern, wie weit er kommen werde und was ihm zugeschnitten ist.

Goethe vertritt also gegen die beiden Freunde genau die Lebensauffassung, die Mephisto dem Faust predigt. Da ihnen Goethe als Versucher zum Unglauben erscheinen mußte, konnte es ihn wohl reizen, sich als Teufel zu verkleiden. Seiner Dichtung aber ist es nicht ganz gut bekommen, daß er Mephisto den besten Ertrag seiner Lebenserfahrung geliehen hat.

7.

In „Iphigenie" klingen allenthalben Stimmungen durch, die uns aus Goethes Briefen und Tagebüchern vertraut sind; und doch will es nicht recht gelingen, die Bedeutung festzustellen, die das Schauspiel für den Dichter selbst hatte. Nach dem Abschied von Wetzlar fühlt sich Goethe als Tantalus, der von den Göttern zu Tische gezogen und wegen übermütigen Benehmens in den Tartarus verstoßen wurde (an Kestner, 25. September 1772). Im Juni 1773 schreibt er Kestner, daß die Leute von ihm sagen, der Fluch Kains liege auf ihm; und er findet es sogar notwendig, hinzuzufügen: „keinen Bruder hab' ich erschlagen, und ich denke, die Leute sind Narren". Ob ihm dabei noch Friederike von Sesenheim ins Gedächtnis kam, ist schwer zu sagen. Dann schreibt er in der Zeit der heftigsten Erregung durch Lili und Gustchen an die Karschin: „vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland". Die Verzweiflung des Orest konnte er also aus sich selbst schöpfen.

Andererseits möchte man es fast als eine Probe auf die wirkliche Heilung des Orest betrachten, daß Goethe nach Vollendung der „Iphigenie" auf der Reise in die Schweiz Friederike und Lili aufsuchte. Mit sichtlicher Erleichterung berichtet er Frau v. Stein, wie gut er von Friederike aufgenommen worden sei, die er in einem Augenblick habe verlassen müssen, da es sie fast das Leben kostete, und daß er Lili recht glücklich verheiratet gefunden habe. So hätte also Goethe in Orest, den er selbst spielte, auch sich selbst gedichtet. Nach Iphigeniens Modell dürfen wir auch nicht weit suchen: in ihr ist Goethes „Besänftigerin", Frau v. Stein, nicht zu verkennen. Da Goethe um die Zeit der Entstehung dieses Dramas sich rühmt, frei von einer beschränkten Leidenschaft zu sein, so feierte er in der „Besänftigerin" wohl auch gerne die „Schwester". Aber warum hat er nun eine „Iphigenie" gedichtet, nicht einen „Orestes"? Was hat ihn veranlaßt, Iphigenie eine innere Krisis durchmachen zu lassen? Was bedeutet es insbesondere, daß diese Krisis durch das Wagnis der Wahrhaftigkeit zu einem glücklichen Ende gelangt? Das wissen wir nicht. Was uns bis 1779 über das wirkliche Verhältnis Goethes zu Frau v. Stein bekannt ist, gewährt uns überhaupt keinen nennenswerten Beitrag zu dem Verständnis der Dichtung; und die Frage ist eher, was wir aus dieser in jenes übertragen dürfen. Doch ist dies für uns von keinem Belang. Wir suchen also das Drama aus sich heraus zu verstehen, unbekümmert um die persönlichen Erlebnisse, die Goethe veranlaßt haben mögen, seinen Stoff gerade so zu behandeln, wie er tat.

„Iphigenie" ist als Drama erheblichen Einwendungen ausgesetzt. Es ist nicht meine Aufgabe, diese hier zu untersuchen; doch liegt es in der Linie unserer Betrachtung, auf die letzte Ursache der Mängel hinzuweisen, die man in der Komposition des Stückes finden kann. Es ist eine griechische Tragödie, wie Herder sie auffaßt: „eine Fabel menschlichen

Schicksals für menschliche Herzen". Da in ihr alles menschliche Handeln eingegliedert ist einem umfassenden und übermächtigen göttlichen Walten, so ist für den Dichter weder die Einheit des Helden noch die Einheit der menschlichen Handlung von wesentlichem Interesse. Nur hat er freilich auch nicht darauf geachtet, die Einheit einer göttlichen Handlung deutlich durchzuführen; so daß wir den Grund für die entscheidende Schicksalswendung, ohne die ein Drama nicht zu denken ist, doch wieder in einem menschlichen Tun suchen. Das entspricht ja dem wirklichen Verlauf des Menschenlebens, worin die Entscheidung *über* den Menschen zumeist durch eine Entscheidung *des* Menschen sich vollzieht; und so hat Goethes Dichtung durchweg eine ergreifende menschliche Wahrheit erreicht. Aber zugleich ergibt sich daraus eine Zwiespältigkeit des Interesses und der Stimmung, die den ästhetischen Genuß des Ganzen beeinträchtigt. Auch die Darstellung des Gehalts der Dichtung ist dadurch erschwert, daß sie sich der Schicksalstragödie nähert, ohne die Bedeutung der freien Entscheidung des Menschen ganz aufzugeben. Denn nun können wir nicht von dem Schicksal ausgehen, das die Menschen leiden und handeln macht, das also den inneren Zusammenhang des vorgeführten Ausschnitts aus dem Leben bestimmt; wir müssen uns zunächst vielmehr an das halten, was die Menschen tun, die wir doch nicht als die wirklichen Täter ihrer Taten und freien Urheber ihres Geschicks verstehen können. Der Dichter selbst nötigt uns, die Handlung im Vordergrund auf eine Weise zu erklären, die dem Hintergrund, aus dem sie hervorbricht, nicht entspricht.

An welchem Punkte wir einsetzen müssen, um den Knoten der dramatischen Verwicklung zu lösen, kann nicht zweifelhaft sein: es ist das die Tat, die Iphigenie selbst als ein kühnes Unternehmen mit dem klaren Bewußtsein vollzieht, dadurch über des Bruders und seines Freundes und ihr eigenes Leben die Entscheidung zu treffen: daß sie

es nämlich wagt, den Trug, durch den sie sich mit den Geliebten zu retten hoffte, selbst wieder zu zerstören. Die Bedeutung dieses Entschlusses besteht für sie nicht bloß darin, daß sie ein gewagtes Spiel spielt, weil sie die Wirkung ihres Geständnisses auf König Thoas nicht sicher voraussehen kann; sie erschöpft sich auch nicht in der sittlichen Leistung, daß sie unter den erschwerendsten Umständen der Wahrheit die Ehre gibt. Vielmehr stellt sie damit zugleich die Götter auf die Probe:

> Euch leg ich's auf die Kniee! Wenn
> Ihr wahrhaft seid, wie ihr gepriesen werdet,
> So zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht
> Durch mich die Wahrheit!

Und daß sich ihr Vertrauen auf die Götter bewährt, ist für sie ebenso wichtig, wie die günstige Wendung ihres Geschicks, die sie von dem Beistand der Götter erhofft. Es ist für sie nicht gleichgültig, wie sie mit dem Bruder die Rückkehr ins Vaterhaus gewinnt. Dieses ist durch eine lange Reihe furchtbarer Freveltaten entweiht. So sehr sie daher unter der Fremde leidet, so kann sie doch nicht wünschen, im Vaterhaus nur auch wieder unter die Herrschaft des alten Fluchs zu kommen. Aber sie hat dem schweren Geschick, das sie selbst erlitt, den freundlichen Sinn abgewonnen, die Götter möchten sie von ihrem schuldbeladenen Geschlecht abgeschieden haben, damit sie dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen die schwer befleckte Wohnung entsühne. Daß sie, die der Vater zum Opfer der Diana bestimmt hatte, von der Göttin selbst gerettet und zur Priesterin genommen wurde, erweckt in ihr den Glauben an eine solche liebevolle Absicht der Götter. In diesem Glauben hat sie lange Jahre mit steigender Sehnsucht und doch nicht ermattender Geduld auf die Heimkehr gewartet. Die unverhoffte, gottgewirkte Ankunft des Bruders, der in ihren Armen von den Qualen wahnsinniger Reue wunderbar geheilt wurde, schien ihr sodann ein Zeichen, daß nun

der von den Göttern bestimmte richtige Zeitpunkt für die Erfüllung ihres heißen, heiligen Wunsches herangenaht sei. Aber eben darum ist es für sie eine Anfechtung, die das erworbene Vertrauen in die Götter wieder gefährdet, daß sie durch das, was sie selbst zur Verwirklichung des geglaubten göttlichen Ratschlusses zu tun hat, die Reinheit preisgeben soll, auf der die bessere Zukunft der Tantaliden ruht. Es regte sich wieder in ihr der furchtbare Argwohn, daß die Götter vielleicht doch nur ihr rohes, höhnisches Spiel mit den Sterblichen treiben. Aus tiefster Seelennot mußte sie die Götter anflehen:

Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Lassen sie die Götter jetzt im Stich, so verliert sie, wenn nicht das Leben selbst, so doch den Glauben an eine freundliche höhere Leitung des menschlichen Geschicks, der die Grundlage aller Lebensfreudigkeit ist. Aber ihr Vertrauen wird nicht enttäuscht. Ihrer Aufrichtigkeit fällt als freie Gabe zu, was List und Gewalt doch nicht hätten erkämpfen können. Sie kann nun in die Heimat zurückkehren, getragen von der frohen Zuversicht, daß sie mit den Ihrigen einem neuen, aufsteigenden Leben entgegengehe.

In ihre Entwicklung ist die des Bruders eingeschlossen, doch so, daß in dieser ein Moment deutlich hervortritt, das auch Iphigenie durchlaufen haben mußte. Orest wird insofern von dem Schicksal noch härter getroffen denn Iphigenie, als er an dem Unheil, das in dem Hause des Tantalus fortwütet, tätig mitwirken muß. Es fällt ihm die furchtbare Aufgabe zu, den Mord des Vaters an der Mutter zu rächen. Mit halbem Herzen vollzieht er die grause Tat. Die eigene Leidenschaft kann sich in der Mutter heiligen Gegenwart nicht behaupten; aber die Schwester Elektra bläst der Rache Feuer wieder an. Darum erwachen sofort nach vollbrachter Tat Zweifel und Reue in seinem Gemüt. Und da er die Untat, die ihm selbst zur unerträglichen Last

wurde, doch hatte tun müssen, so wird ihm die Anklage gegen sich selbst zur Anklage gegen die Götter. Doch bitte er Apollo, daß er ihn von den Rachegöttinnen befreie, die ihn unstet und flüchtig von Land zu Land treiben. Er erhält die Zusicherung, daß er im Heiligtum der Schwester zu Tauris Hilfe finden werde. Mit nur halbem Vertrauen auf das Wort des Gottes und fast mehr nach dem Tode sich sehnend als nach Genesung tritt er die Fahrt nach Tauris an. Darum findet er es bloß richtig, daß er dort gefangen genommen wird, um als Opfer geschlachtet zu werden, und daß die Priesterin, die ihn töten soll, sich als seine tot geglaubte Schwester zu erkennen gibt. Ihre Freude über das Wiedersehen, die sie sich durch die Kunde von den neuen Greueln in dem elterlichen Hause nicht verbittern läßt, löst in ihm zunächst nur einen furchtbaren Ausbruch der wildesten Verzweiflung aus. Daß die liebende Schwester gezwungen ist, ihn zu morden, dünkt ihm gerade das passende Ende für das Geschlecht, dem sie entstammen und dem er nichts besseres wünschen kann als den völligen Untergang. Aber indem er ermattet niedersinkt, tritt ihm die ganze furchtbare Geschichte seines Geschlechts und auch die eigene Tat in ein neues Licht. Er glaubt sich in der Unterwelt und sieht dort Vater und Mutter und alle die Ahnen, die sich einst wütend bekämpft, in traulichem Gespräch. Es hat sich ihnen also als ein Nichts erwiesen, was sie entzweit, was sie sich gegenseitig angetan. Es ist also auch nichts, daß er die ihn um Erbarmen flehende Mutter gemordet: er darf zu ihr treten, als wäre nichts geschehen. Unter dem Eindruck dieses Gesichts vermag er sich der wiedergefundenen Schwester nun wirklich zu freuen; er versteht nun der Götter Rat, die sie ihm in heiliger Stille zum Segen bewahrt haben; er kann wieder an das Leben glauben, auf seine Rettung denken.

So behauptet sich in Iphigenie der Glaube an das Leben gegen den Druck hartnäckigen Unglücks; so erneuert

er sich in Oreſt, nachdem er durch das Bewußtſein ſchwerer Untat geknickt worden war. Die Geſchichte der beiden Geſchwiſter wird aber in Goethes Darſtellung ein Symbol der allgemeinen Stellung des Menſchen im und zum Leben. Man muß ſich ſchon Gewalt antun, um das Drama rein äſthetiſch aufzufaſſen: wir werden davon, unwillkürlich, nicht bloß ergriffen, ſondern auch *erbaut*. Der Dichter bezeugt uns als objektive Wahrheit des Lebens, daß wir in der Obhut liebender Götter ſtehen, die beſſer für uns ſorgen, als wir ſelbſt es zu tun vermögen. Wir können alſo nichts beſſeres tun, als daß wir unſer Heil ihnen anheimſtellen. Wir haben nie einen zureichenden Grund, zur Sicherung unſeres Lebens, zur Erfüllung unſerer Wünſche Mittel zu gebrauchen, durch die wir uns ſelbſt erniedrigen und beflecken. Alle Ungeduld, alle Eigenwilligkeit iſt nicht bloß ſinnlos, ſondern widerſinnig; ſie bricht die Früchte unreif, die gütige Götter doch nur für uns heranreifen laſſen. Dies die eine Reihe erbaulicher Gedanken, die uns Goethe vorträgt. Damit kreuzt ſich eine zweite. Die Übel, die wir einander zufügen, haben nicht das Gewicht, das unſer Eigenwille ihnen zuſchreibt; auch *daß* wir uns gegenſeitig ſchädigen und kränken, ſchätzen wir in dem Affekt der Rache und Reue (beides ſind nur Formen des Eigenwillens) nicht nach ſeiner wirklichen Bedeutung. Sind wir dem Eigenwillen erſtorben, ſo iſt auch alles, was andere und wir ſelbſt im Eigenwillen getan, für uns abgetan. Nur das Fortbeſtehen des Eigenwillens ermöglicht den Taten des Eigenwillens, durch ihre Nachwirkung das Leben zu beſchweren, zu gefährden. Wer in jedem Moment ſich ſelbſt ſterben kann, wird auch in jedem Moment zu neuem Leben erwachen. Aber dazu, daß man wirklich frei und leicht in die Zukunft hineinlebt, ohne ſich mit der Vergangenheit zu ſchleppen, dazu führt auch nur *ein* Weg: der Tod. Drittens aber hebt der Dichter hervor, daß das neue Leben, das dem Menſchen aufgeht, wenn er ohne Eigenwillen ſich

dem Willen der Götter überlaſſen kann, erſt ein wahrhaft menſchliches Leben iſt und ſich auch von ſelbſt in reiner, milder, tiefer Menſchlichkeit entfaltet. Nur dieſem Boden entſprießt eine Liebe, die alle umfaſſen, allen helfen kann, da ſie auch das Entſetzen vor dem Gräßlichen zu überwinden vermag; die gerade darin ihre ſchönſte Aufgabe erkennt, die peinlichen Nachwirkungen eigenwilligen Tuns zu ſühnen und zu heben.

Dies etwa in freier Wiedergabe der erbauliche Gehalt dieſer ergreifenden Dichtung. Wer ſie zur Erbauung lieſt, wird gerne den feinen Beziehungen nachgehen, die dieſe tröſtlichen, erhebenden und warnenden Gedanken unter ſich verbinden. Wenn wir aber von der Lebensanſchauung, die Goethe darin bekennt, ein ſicheres Bild gewinnen wollen, ſo zeigt ſich, daß dieſe weder ſo geſchloſſen, noch ſo einheitlich, noch ſo ſicher gegründet iſt, wie man unter dem unmittelbaren Eindruck der warmen Darſtellung des Dichters gerne glauben möchte. Der Zweifel der Möglichkeit eines ganzen, frohen Lebens iſt darin nicht überwunden, nur zurückgedrängt.

Zunächſt iſt der freundliche Ausgang zu beanſtanden, den Goethe von der griechiſchen Sage übernimmt und nur pſychologiſch vermittelt und religiös motiviert. Die Götter laſſen Iphigenie nicht im Stich, wenn ſie im Vertrauen auf ihren Beiſtand ihrem beſſeren Gefühl folgt. Aber haben die Götter noch nie den fallen laſſen, der in derſelben Weiſe dasſelbe wagte? Das wird niemand behaupten wollen. Alſo hätte Iphigenie durch ihre Wahrhaftigkeit ſich und die Genoſſen auch verderben können, die ſich durch ihre Liſt und ihre Tapferkeit vielleicht mit ihr gerettet hätten. Was dann? Dann wäre Iphigeniens Schickſal ein Beweis dafür, daß man mit ihrem Glauben nicht leben kann. Die glückliche Löſung der Verwicklung iſt, ſo fein ſie vorbereitet iſt, doch nur eine *zufällige* Gunſt der Götter, die durchaus nicht immer ſo guter Laune

sind. Die Fabel menschlichen Schicksals, die der Dichter uns vorführt, ermangelt also der typischen Allgemeinheit. Dadurch wird ihre erbauliche Wirkung empfindlich beeinträchtigt. Wer die Lebensfreudigkeit lehren will, muß von dem schlimmsten Fall ausgehen. Das Trauerspiel ist die einzig mögliche Form für die Darstellung einer optimistischen Weltanschauung. Darum ist „Egmont" erbaulicher als „Iphigenie", obwohl der Leser wohl zumeist den entgegengesetzten Eindruck haben wird. Iphigeniens Rettung lehrt, daß man in der größten Not nicht zu verzweifeln braucht, weil immer noch ein günstiger Ausgang möglich ist. Egmonts Untergang lehrt, daß der Wert des Lebens, weil er in dessen Form und Gehalt beruht, durch den schlimmsten Ausgang nicht aufgehoben werden kann. Iphigenie ist noch gut davongekommen; Egmont lebt, auf alles gefaßt, ein Leben, das jeden Moment lebenswert ist.

Wenn nun ferner Iphigenie und Orest in die Heimat zurückkehren, wenn in ihnen dem Hause des Tantalus eine bessere Zukunft erblüht: ist damit der furchtbaren Vergangenheit ihres Geschlechts wirklich der Stachel genommen? In keiner Weise! Oder wollen die geretteten Geschwister einfach vergessen, was hinter ihnen liegt? Stünde das in ihrer Macht, so wäre es ihrer doch nicht würdig. Auch ist eine Lebensfreudigkeit, die auf dem Vergessen beruht, von sehr unsicherem Bestand. Wir müssen also damit rechnen, daß in Iphigenie und Orest die Erinnerung an die Schrecknisse der Vergangenheit wieder erwacht, woran sie selbst leidend und handelnd beteiligt waren. Wie finden sie sich dann damit ab? Die Dichtung gewährt keinen sicheren Anhaltspunkt zur Beantwortung dieser doch naheliegenden Frage. Ja, noch mehr; an einigen Stellen verrät es sich, daß Goethe in dem Verhältnis seiner Helden zur Vergangenheit eine Schwierigkeit spürt, die er nicht bewältigen kann. Iphigenie macht die Erfahrung, daß man den Göttern vertrauen kann, wenn man sich ihnen anvertrauen will: also ist anzunehmen, daß sich ihnen eben nicht überlassen wollte, wen sie im Stich lassen. Da sie sich durch einen freien Entschluß ins richtige Verhältnis zu den Göttern setzt, muß sie sich berechtigt und veranlaßt fühlen, den zu verurteilen, der nicht im richtigen Verhältnis zu den Göttern steht. Dem entspricht etwa ihr Verhalten gegen die Mutter, das von ihrer sonstigen Menschlichkeit befremdlich absticht. Nicht nur, daß sie als selbstverständlich annimmt, Orest müsse den Vater an der Mutter rächen, die sich doch auch um ihretwillen von dem Vater abgewendet hat; nein, für die verbrecherische Mutter fühlt sie überhaupt nicht mehr. Wie Orest ihr sagt, daß sie mit Agamemnons Tod des Greuels Hälfte nur erfahren habe, erwidert sie:

Was fürcht' ich noch? Orest, Elektra leben.

Darauf Orest:

Und fürchtest du für Klytämnestren nichts?

Und wieder Iphigenie:

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Während Orest die Mutter trotz allem noch als Mutter fühlt, hat sich Iphigenie von ihr innerlich losgelöst.*) Anders stellt sie sich zu ihren Ahnen; aber nun stimmt auch die Art, wie sie sie entlastet, nicht mit ihrem

*) Darin sehe ich den schlimmsten Mangel in dem ganzen Drama. Iphigenie empfindet also weniger tief und stark als Orest: wie soll sie dann durch ihre Liebe dessen Verzweiflung heilen können? Ja, wenn sie des Bruders sich noch freuen könnte, der ihr die immer noch geliebte Mutter getötet hat: das müßte diesem das Bewußtsein einflößen, daß er durch seine Untat doch kein Unmensch geworden ist. Empfindet aber Iphigenie die Last des Muttermords gar nicht, so kann sie den Bruder auch nicht von der Last des Muttermords befreien. Kein Mensch kann dem andern einen Druck von der Seele nehmen, den er nicht selbst als wirklichen Druck mit ihm fühlt. Das entspricht wenigstens den Regeln der Seelsorge, die man bei einer Erbauungsschrift, als die „Iphigenie" sich unmittelbar gibt, wohl zu Rate ziehen darf.

Glauben an die Götter. So nimmt sie für Tantalus Partei, der das Vertrauen der Götter betrog:

Götter sollten nicht
Mit Menschen wie mit ihresgleichen wandeln;
Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach,
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräter;
Allein zum Knecht zu groß, und zum Gesellen
Des großen Donnrers nur ein Mensch. So war
Auch sein Vergehen menschlich.

Also haben ihn eigentlich die Götter selbst, die ihn nachher so streng bestraften, in Schuld gestürzt. Nicht anders verhält es sich mit seinen Nachkommen:

Zwar die gewaltge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbteil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band,
Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen, düstern Blick;
Zur Wut ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wut umher.

Diese schwere Anklage erhebt Iphigenie gegen die Götter, während sie schon aus ihrer Rettung einen viel günstigeren Begriff von ihrem Wesen und Walten erschlossen hat: daß die Unsterblichen der Menschen weitverbreitete gute Geschlechter lieben, dem Sterblichen gerne das flüchtige Leben fristen, ihm gerne ihres eigenen ewigen Himmels mitgenießendes fröhliches Anschauen eine Weile gönnen und lassen. So ist es auch nicht zu verwundern, daß ihr in der Stunde der Anfechtung das grimme Lied wieder vor den Ohren tönt, das die Parzen sangen, als Tantalus, ihr edler Freund, von den Göttern verstoßen wurde:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen

Und können sie brauchen,
Wie's ihnen gefällt.
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.
Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste
Geschmäht und geschändet
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens
Gerechten Gerichts.
Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen ....

Werden diese giftigen Zweifel für immer in ihr verstummen, weil die Götter nun ihrem Glauben wirklich entsprochen haben? Nein, und wenn es auch die höchste Sorge ihres Herzens war, in der sie sich zu bewähren schienen. So ist also für Iphigenie die Gefahr vorhanden, daß die Geister der Vergangenheit sie doch wieder beunruhigen. Nicht anders verhält es sich mit Orestes. Wie dieser im Hades Vater und Mutter versöhnt zu sehen glaubt, wie er zu hören glaubt, daß sie auch ihn willkommen heißen, da verlangt es ihn, den Urheber des ganzen Geschlechts und seiner Leiden kennen zu lernen.

O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo ist der Alte? daß ich ihn sehe,
Das teure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rate saß.

Aber Tantalus ist in den Frieden der Unterwelt nicht aufgenommen. Denn Orestes fährt befremdet fort:

Ihr scheint zu zaudern, euch wegzuwenden?
Was ist es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! es haben die Übermächt'gen
Der Heldenbrust grausame Qualen
Mit ehernen Ketten fest aufgeschmiedet.

Orest muß also des Ahnherrn vergessen, wenn er sich des Lebens freuen soll. Aber wird der Anlaß ganz ausbleiben, der ihm das Bild des Gottverhaßten, auf den er doch stolz ist, ins Gedächtnis zurückruft?

Goethe hat im hohen Alter (1827), als die Botschaft, die er durch „Iphigenie" liebevoll weithin verkündigen möchte, selbst angegeben:

Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Damit hat er den Inhalt seiner Dichtung nicht genau und erschöpfend bestimmt; denn Orests Sühnung ist ohne seine Vision nicht denkbar, wird also nicht allein durch Iphigeniens reine Menschlichkeit bewirkt. Es ist ihm aber auch nicht gelungen, dieses Evangelium in dem Drama überzeugend zum Ausdruck zu bringen. „Iphigenie" lehrt vielmehr, daß reine Menschlichkeit nicht alle menschlichen Gebrechen sühnen kann. Denn sie hat keine rückwirkende Kraft. Wird auch Iphigenie wirklich das väterliche Haus von dem Fluche entsühnen, der auf ihm lastet, so bleibt noch immer der Wunsch: wenn doch diese Sühnung gar nie notwendig geworden wäre! Freilich verbindet sich damit sofort der Gedanke, daß die edle, milde Menschlichkeit Iphigeniens nur unter dem Druck der Erinnerung an alle die Untaten ihrer Ahnen entstehen konnte. Aber leider hat Goethe dieses wichtige Motiv nicht so stark hervorgehoben, daß es den düstern Hintergrund, von dem die Lichtgestalt der Heldin sich abhebt, erhellen könnte. Im Gegenteil: weil Iphigenie mit der Vergangenheit selbst nicht fertig wird, so wird, für unser Gefühl, deren lastendes Gewicht durch ihre Rettung fast noch verstärkt. Warum greifen die Götter so spät ein, nachdem alle die entsetzlichen Greuel im Geschlechte der Tantaliden geschehen sind? Wie konnten dieselben Götter, die Iphigenie zur reinen Menschlichkeit erziehen, ihren Vorfahren Mäßigung, Weisheit und Geduld versagen? Machen sie nicht doch, nach unberechenbarer Laune, zum Gefäß der

Ehre und der Unehre, wen sie eben wollen? Also: wenn wir auf das Drama selbst hören, so sühnt die reine Menschlichkeit nicht alle menschlichen Gebrechen. Doch möchte ich darum durchaus nicht sagen, daß der Dichter hinter seiner Absicht zurückgeblieben sei. Hätte er bei der Abfassung des Dramas wirklich das zum Ausdruck bringen wollen, was er später selbst aus ihm heraushörte, so wäre vielmehr zu urteilen, daß er unwillkürlich doch der Wahrheit die Ehre gegeben hätte. Gegen die schwere Tragik des Menschenlebens, die in der Geschichte des Tantalus und seiner Nachkommen angedeutet ist, hilft weder Gottvertrauen noch Menschlichkeit.

Man kann freilich die Zwiespältigkeit der Stimmung in diesem Drama auch viel einfacher erklären, indem man annimmt, daß es Goethe nicht gelungen sei, die griechische Sage durchaus dem Geiste des Jahrhunderts der Humanität anzupassen — wie das ja auch unmöglich gelingen konnte. Aber damit tritt man der Ehre des Dichters Goethe zu nahe, der, wo er es ernst nahm, in der bloßen Kraft oberflächlicher Nachempfindung gar nicht dichten konnte. Ferner ist gerade die griechisch-fatalistische Stimmung in „Iphigenie", wo sie durchbricht, von unzweifelhafter Echtheit. Den Eindruck des Anempfundenen macht eher die zuversichtliche Predigt des Gottvertrauens. Damit würde stimmen, daß Goethe in „Tasso" und „Egmont" nicht diese wieder aufgenommen hat, sondern in die Bahnen eines strengen, harten Schicksalsglaubens zurücklenkt. Auch drücken ja diese Dichtungen durchaus nicht den Glauben aus, daß die reine Menschlichkeit alle menschlichen Gebrechen zu sühnen vermöge. Also möchte auch in „Iphigenie" die harte fatalistische Stimmung Goethes tiefstem Fühlen entsprechen und vielmehr das Humane oder auch Christliche aus einem fremden Einfluß abzuleiten sein (wie auch das Christlich-Humane in den „Geheimnissen"). Aus Iphigenie, wo sie so gar fromm und gut redet, spricht Frau von Stein; wo

schärfere Töne die Harmonie der Stimmung stören, vernehmen wir die Stimme des Tantaliden Goethe, den seine „Besänftigerin" nicht ganz zu zähmen vermocht hatte.

8.

Von „Tasso" habe ich schon vorweggenommen, was mir für Goethes Auffassung der Liebe und der Politik bedeutsam erschien. Ich habe also nur noch zu untersuchen, wie das Drama als Ganzes das Menschenleben widerspiegelt. Aber gehe ich, indem ich diese Frage stelle, nicht von einer ungerechtfertigten Erwartung aus? Ist das Thema dieser Dichtung nicht viel enger zu fassen? Ist sie nicht ganz ausdrücklich nur die Tragödie des Dichters? oder gar nur des Dichters bei Hofe? Und wird ihr allgemein menschlicher Gehalt nicht auch noch dadurch beeinträchtigt, wenn nicht vernichtet, daß der Held sich ganz unzweideutig als psychopathisch minderwertige Persönlichkeit offenbart? Wie sich's mit Tassos Geisteszustand verhält, mögen die Irrenärzte entscheiden: Goethe hat uns gewiß nicht die Leiden und Kämpfe eines Halb- oder Dreiviertelverrückten vorführen wollen, obwohl er wußte, daß der wirkliche Tasso geisteskrank war. Und ebensowenig hat er für Dichter und Hofleute die speziellen Schwierigkeiten darstellen wollen, die ein Dichter gerade bei Hofe haben mag. Auch daß er viel von den eigenen Erfahrungen, die er zu Weimar machte, in die tragische Geschichte seines Helden hineingearbeitet hat, berechtigt uns nicht zu dieser Vermutung, die ihm als Dichter keine Ehre machte. Gewiß ist die Farbe seiner Dichtung dadurch mit bestimmt, daß der Held ein Dichter ist und sein Geschick sich an einem Hofe abspielt. Aber das Leben an einem Hofe ist *wesentlich* dasselbe wie das aller übrigen Menschen; und der Dichter ist zuerst und wesentlich *Mensch*. In der Tat erweist sich Goethes Tasso, je mehr wir uns in ihn vertiefen, um so mehr nur als ein Mensch,

dessen Leben dadurch tragisch wird, daß eine allgemein menschliche Anlage bei ihm stärker entwickelt ist als bei dem Durchschnittsmenschen — wodurch er doch nicht ein abnormer Mensch wird, sondern nur ein menschlicherer Mensch. Als solchen wollen wir ihn denn auch betrachten.

Tasso macht als dramatischer Held einen sehr wenig heldenhaften Eindruck. Er fordert nicht etwa das Schicksal heraus, indem er den Übermenschen spielen wollte; daß er in leidenschaftlicher Liebe die Grenzen übersieht, die ihm durch seine äußere Lage gesteckt sind, ist sichtlich nicht Übermut von ihm, sondern eine paradoxe Wirkung der äußersten Verzweiflung. Auch treiben ihn nicht Ehr- und Herrschsucht in einen Kampf mit den Menschen, in dem er unterliegen mußte. Nein, er ist von Natur ein durchaus harmloser Mensch, dem die Absicht ganz ferne liegt, irgend jemand zu nahe zu treten, auch nur, indem er sich vor anderen auszeichnen wollte. Daß er mit niemand leben kann, hat vielmehr nur die Ursache, daß er dieses Kunststück nicht fertig bringt. Andern erregt er nicht etwa Furcht, nur Verdruß (in den sich auch Neid mischt auf die Bewunderung, die ihm sein Talent erwirbt) und Sorge, nämlich Sorge für ihn selbst. Wider Willen macht er sich unmöglich an dem Hofe von Ferrara, obgleich die maßgebenden Personen von Anfang an entschlossen sind, ihn mit Geduld zu tragen, obgleich später alles sich vereinigt, ihm über die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, in die er sich gebracht hat. Er *kann* eben auch zu den besten, aufrichtigsten Freunden in kein ersprießliches, ja nur erträgliches Verhältnis kommen. Er fällt also aus Schwäche. Und doch ist er ein echter tragischer *Held*: denn seine Schwäche wurzelt in einer Größe, durch die er alle überragt, die sich so freundlich um ihn, den Schwachen, bemühen. Das kann ja wirklich groß an einem Menschen sein, daß er nicht *kann*, was andern ganz leicht wird. „Wundersam ist doch jeder Mensch in seiner Individualität gefangen, am seltsamsten außerordentliche Menschen;

es ist, als wenn die viel schlimmer an gewissen Ecken dran wären als gemeine" (an Frau von Stein, 30. Juni 1780).

Warum kann sich nun Tasso in seine Umgebung nicht schicken? Darüber spricht er sich einmal (2. Aufzug 1. Auftritt) ruhig und vertraulich gegen die Prinzessin aus; legen wir also seine eigenen klaren Äußerungen unserer Untersuchung zu Grunde. Auf den Vorwurf, daß er sich selbst nach vielen Jahren kaum in einen Freund finden könne, erwidert er der Prinzessin:

Tadle mich!
Doch sage mir hernach, wo ist der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit dir
Aus freiem Busen wagen darf zu reden?

Daß er ein Verhältnis, worin er das nicht wagen darf, nicht als Freundschaft anerkennt und wünscht, können wir nicht ungerechtfertigt finden. Die Frage ist also nur, ob der Mangel an zuversichtlicher Offenheit nicht bloß in ihm begründet ist. Nun nennt ihm die Prinzessin ihren Bruder, Antonio, Leonore als vertrauenswürdige Freunde; Tasso glaubt aber, aus gutem Grunde sich keinem ganz hingeben zu dürfen. Von Antonio hat er eine sehr günstige Meinung:

Wie lehrreich wäre mir sein Umgang, nützlich
Sein Rat in tausend Fällen! Er besitzt,
Ich mag wohl sagen, alles, was mir fehlt.

Aber was andrerseits dem erfahrenen Manne fehlt, macht seine Vorzüge leider für einen Tasso ungenießbar:

Haben alle Götter sich versammelt
Geschenke seiner Wiege darzubringen,
Die Grazien sind leider ausgeblieben;
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn.

Wenn wir Tasso richtig verstehen, können wir ihm darin kaum widersprechen. Antonio hat soeben das Leben in Rom und die Dichtungen des Ariost in einer Weise

charakterisiert, die Tassos lebhaftes Interesse erregte: ihm mangelt also nicht etwa die bloße Anmut der Rede, die freilich keine Bedingung der Freundschaft bilden sollte, sondern die Zartheit der Gesinnung und des Benehmens. Nicht der Dichter Tasso ist von Antonio abgestoßen, sondern der Mensch in Tasso. Und das mit so gutem Grunde, daß wir Tassos Urteil sogar noch sehr milde finden müssen. Denn Antonio hat unmittelbar zuvor seine freundliche Begrüßung recht unfein mit der Andeutung erwidert, Tasso werde nicht fähig sein, ihn zu nützen:

Du wirst mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine schauen magst.

Die zarte Bitte des bekränzten Tasso:

Wenn du mein Glück vor deinen Augen siehst,
So wünscht' ich, daß du mein beschämt Gemüt
Mit eben diesen Blicken schauen könntest —

sie entlockt ihm eine Antwort, die eine doppelte Taktlosigkeit enthält, einen kränkenden Zweifel an Tassos Würdigkeit und eine plumpe Schmeichelei gegen den Herzog, die diesen beleidigen müßte, wenn er ihn nicht kennte:

Mir war es längst bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig ist.

Und wie wenn Tasso es selbst veranlaßt hätte, daß er derselben Ehre gewürdigt werde, wie die Herme Ariosts, schließt er sein Lob dieses Dichters mit der beißenden Bemerkung:

Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.

Das sind nun freilich Proben einer — Wahrhaftigkeit, die Tasso nicht locken können, mit diesem Manne aus freiem Busen zu reden. Sogar die Wahrheit, die er verspricht, bringt er in einer Weise an, daß sie in Ungerechtigkeit, also Unwahrheit sich verwandelt. Auch der feinen und zier-

lichen Leonore von Sanvitale möchte Tasso lieber nicht näher treten, obgleich sich leicht mit ihr leben läßt. Wenn wir seinen Grund hören, können wir ihm wieder nicht unrecht geben:

So liebenswürdig sie erscheinen kann,
Ich weiß nicht, wie es ist, konnt' ich nur selten
Mit ihr ganz offen sein; und wenn sie auch
Die Absicht hat, den Freunden wohlzutun,
So fühlt man Absicht, und man ist verstimmt.

Er fühlt die Absicht, ihm — wohlzutun; und durch diese Absicht hindurch eine zweite Absicht, die Leonore für sich durch ihr Wohltun erreichen möchte. In der Tat ist Leonorens absichtliche Liebenswürdigkeit von dieser zweiten Absicht getragen. Sie „liebt" Tasso aus Gründen: weil sie nämlich hofft, mit ihm und durch ihn unsterblich zu werden. Wäre Tasso nicht der Dichter, an dessen ewigen Nachruhm sie glaubt, so wäre er ihr gleichgültig. Tasso als Mensch ist ihr fremd. Darum unterscheidet Tasso sehr richtig zwischen ihr und der Prinzessin. Diese nimmt an seinem menschlichen Ergehen menschlichen Anteil; ihr als seiner „Beichtigerin" zu offenbaren, was ihn bewegt, ist ihm ebenso natürlich, wie er sich zwingen muß, gegen Leonore ganz offen zu sein. — Dem Herzog aber kann er sich deshalb nicht rückhaltlos anvertrauen, weil er in ihm zuerst und zuletzt doch den Herrn sehen muß. Daraus folgt, daß er schweigen lernen muß, wenn jener spricht; daß er dessen Gebot gehorchen muß, auch wenn Verstand und Herz lebhaft widersprechen. Vertraulichkeit ist aber nur da möglich, wo man sich selbst auch zur Geltung bringen darf; wo man auch gehört wird, und nicht bloß pro forma, sondern im Ernste. Übrigens bekennt Tasso selbst der Prinzessin nicht alles, was er gegen ihren Bruder auf dem Herzen hat. Wie ihn später Leonore darauf hinweist, daß der Fürst, wie seine beiden Schwestern, ihm unbedingt vertrauen, erwidert Tasso bitter:

O Leonore, welch Vertraun ist das?
Hat er von seinem Staate je ein Wort,
Ein ernstes Wort mit mir gesprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er sogar
In meiner Gegenwart mit seiner Schwester,
Mit andern sich beriet, mich fragt er nie.

Tasso wird von Alphons als Dichter hochgeschätzt, der eine beneidete Zierde seines Hofes ist; aber er ist für ihn auch nur der Dichter, der im Land der Träume verweilt, an dessen schönen Phantasien man sich ergötzen kann. Daß Tasso über die Wirklichkeit ernste, beachtenswerte Gedanken haben könnte, kommt dem Herzog gar nicht in den Sinn. Tritt ein eigner Fall ein, dessen Eigenheit doch vielleicht gerade dem Dichter sich offenbaren könnte (der echte Dichter ist ein Seher): so muß Tasso hinter jedem andern, sogar hinter Frauen zurückstehen. Er wird von dem Herzog als Mann und Mensch nicht ernst genommen. Das fühlt er durch alle Gunst hindurch, die dem Dichter gewährt wird; darum kann er als Mensch dem Herzog nicht offenbaren, was ihm selbst ernst ist. Kurz: Tasso hat, wenn er es genau nehmen will (und er nimmt es genau), wirklich nur einen Freund, mit dem er aus offenem Busen reden darf; und dieser Freund ist eine Frau und eine Prinzessin.

Daß Tasso in diesem Mißverhältnis zu seiner Umgebung das richtige Verhalten gegen sie treffe, ist zum voraus nicht anzunehmen. Wir hören denn auch, daß er launisch sei, zum Mißtrauen neige, sich gerne in die Einsamkeit zurückziehe. Nun weiß und gesteht er selbst, daß man an ihm zu tragen habe; das geben auch die Frauen zu, die ihm sonst so günstig sind; das wird von dem Herzog stark betont, der ihn doch durchaus an seinem Hofe festhalten will. Wenn wir aber Antonio hören, ist mit ihm überhaupt nicht zu leben. Da erscheint er als ein junger, verwöhnter Mensch von zweifelhaftem Talent, aber zweifellosem Selbstgefühl und maßloser Empfindlichkeit; groß-

sprecherisch, aber ohne andauernde Energie; gleich unfähig, seine sinnliche und seelische Erregung zu beherrschen; ohne Kenntnis der Welt, der Menschen und seiner selbst. Ja, es ist ihm sogar zuzutrauen, daß er durch ein intrigantes Doppelspiel sich die Gunst der beiden Frauen zugleich gewinnen wolle. Dadurch wäre freilich mehr als zur Genüge erklärt, daß der Herzog, der den Dichter Tasso so hoch schätzt, den Menschen Tasso nicht ernst nimmt. Wir tun doch wohl besser daran, diese Charakteristik nicht zu benützen. Nicht bloß, weil sie von Antonio stammt, dem wir zwar nach Goethes wahrscheinlichster Absicht keine feindseligen Ränke gegen Tasso zutrauen sollen, dem wir aber auch kein Verständnis für dessen andersartiges Wesen zutrauen dürfen. Von noch größerem Belang möchte sein, daß Goethe diese konkreten Züge dem Leben des geschichtlichen Tasso entnommen hat, ohne immer genau abzuwägen, ob sie auch das Wesen des Tasso ausdrücken, der ihm vor dem inneren Auge stand. Da nun Tasso nach Antonios eigenem Zeugnis zu stolz ist, sich zu verstellen (er wäre dessen auch gar nicht fähig), so müssen wir aus dem, was er vor unseren Augen und Ohren spricht und tut, über seinen Charakter wohl ins Klare kommen können. Wir halten uns also an dies, ohne uns viel um das zu bekümmern, was uns von den andren Personen im einzelnen über ihn erzählt wird.

Tassos erstes Auftreten offenbart uns sofort mit typischer Deutlichkeit eine Eigenheit seines Geisteslebens, die es ihm aufs äußerste erschwert, daß er sich in seiner bösen Lage nicht nur behaupte, sondern auch größeres persönliches Gewicht verschaffe. Er überreicht sein endlich vollendetes Werk dem Gönner, der ihm durch seine Gunst die Vollendung ermöglichte, mit tiefempfundenen Worten, die die wärmste persönliche Ergebenheit atmen. Aber indem er auszudrücken versucht, was er dem Fürsten an innerer und äußerer Förderung verdankt, wächst ihm dessen Bedeutung sichtlich an und weit über das wirkliche Maß hinaus. Auf die Glückwünsche, die ihm dargebracht werden und deren Inhalt ist, daß er sich des Beifalls jedes Guten, des allgemeinen Ruhms in der Folge der Zeit erfreuen möge, erwidert er:

Mir ist an diesem Augenblick genug.
An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb;
Euch zu gefallen, war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergötzen, war mein letzter Zweck . . .
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack;
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir stehn.

Das wäre, an irgend welche einzelnen Menschen gerichtet, eine geschmacklose Schmeichelei; und in diesem Sinne möchte ihn Antonio, wenn er zugegen wäre, mißverstehen. Aber der wahre Sinn von Tassos Rede ist für die Anwesenden eher kränkend als schmeichlerisch: denn er hat sich selbst, den Gönner und die Gönnerinnen als Einzelpersonen vergessen, und weiß sich nur noch als den Dichter, der sich an *sein* Publikum wendet. Was augenblicklich vor sich geht, ist ihm ein Symbol; und er fühlt in diesem symbolischen Vorgang die allgemeine Bedeutung stärker als das, was in der Wirklichkeit von diesen einzelnen Personen an ihm als einzelner Person getan wurde. Seine Freunde sind also betrogen, wenn sie sich dadurch geschmeichelt fühlen, daß sie für Tasso Welt und Nachwelt sind: sie sind ihm in diesem Moment *bloß* Welt und Nachwelt; ihre Bedeutung für ihn erschöpft sich darin, daß sie ihm Welt und Nachwelt *vorstellen*. Das zeigt sich noch deutlicher, wie ihm die Prinzessin auf Geheiß des Herzogs einen Lorbeerkranz aufs Haupt setzt. Er hört nicht, daß ihn Leonore als den „zum erstenmal" Bekränzten beglückwünscht; er vernimmt es auch nicht mehr, daß Alphons in diesem Kranz nur ein Vorbild jener Krone sieht, die ihn einmal auf dem Kapitol zieren soll. Er vergießt die ganze *wirkliche* Bedeutung des Vorgangs und fühlt sich nur noch als den in jugend-

lichem Alter gekrönten Dichter. Und seine Krönung fühlt er nur nach ihrer ideellen Bedeutung: als ersehnten Abschluß eines Dichterlebens. Darum sieht er sich auch sofort als einen, der das Leben schon hinter sich hat, der im Elysium in die Gemeinschaft der unsterblichen Helden und ihrer unsterblichen Sänger einzugehen im Begriff ist. Er wird sich darüber selbst so fremd, daß er sich die Fragen in den Mund legen kann:

Wer mag der Abgeschiedene sein? Der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? So schön bekränzt?
Wer sagt mir seinen Namen? sein Verdienst?

Zu sich zurückkehrend, ruft er endlich aus:

O daß ich gegenwärtig wäre, sie,
Die größten Seelen, nun vereint zu sehn!

Da fühlt Leonore, wie gar nichts sie, die wirklichen Menschen, für ihn sind, deren Huldigung er so ganz in Ehrfurcht ersterbend hinzunehmen schien. Sie ruft ihm zu:

Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennst.

Worauf Tasso mit einer Antwort erwidert, welche den doppelten Sinn des Vorgangs sehr bezeichnend ausdrückt:

Es ist die Gegenwart, die mich erhöht;
Abwesend schein ich nur, ich bin entzückt.

Seine Entzückung besteht eben darin, daß sich ihm das gegenwärtig Wirkliche zum Symbol der allgemeinen Idee erhöht — wodurch es doch selbst zum bloßen Symbol herabsinkt.

Tasso erlebt also die Wirklichkeit als ein Symbol; und dann *ist* sie ihm, was sie ihm **bedeutet**. Das ist nun an sich gar nichts Absonderliches. Unsere Vorstellung von der Wirklichkeit ist nie deren bloßer Abdruck in unserem Geiste, ist immer eine Deutung der Eindrücke, die uns geworden sind. Wir können das einzelne Erlebnis auf gar keine andre Weise in den Zusammenhang unsrer Welt aufnehmen, als indem wir durch seine Singularität hindurch etwas Allgemeines, Typisches darin erkennen; und dieses Allgemeine ist uns dann das eigentliche Wesen des Erlebten, das dessen bloß zufällige Singularität zur Bedeutungslosigkeit herabdrückt. Aber die Menschen unterscheiden sich darin, mit welchem Grad der Stärke der unverarbeitete, rohe Eindruck in der Deutung nachklingt und gegen diese den Zweifel wachruft, ob die Wirklichkeit nicht etwas andres sein möchte, als was sie zu bedeuten scheint. Der Nachdruck dieser Frage steht in umgekehrtem Verhältnis zu der Lebhaftigkeit, womit die Bedeutung des durchlebten Moments empfunden wird, und zu der Fülle dessen, was der Mensch aus seinem Eigenen in den gehabten Eindruck hineinlegt. Tasso hat ein sehr reiches, tief und rasch bewegtes Innenleben; darum bedeutet ihm alles, was ihm zustößt, mehr als es einem andern bedeuten würde; darum geht ihm die zufällige Besonderheit des Erlebnisses sehr leicht in dem Typischen, das er darin sieht, unter; darum ist er im Moment, da er von einem Eindruck (aber eigentlich von sich selbst) überwältigt wird, des Zweifels nicht fähig, ob die Wirklichkeit auch sei, was sie ihm bedeutet. So tritt bei ihm unverhältnismäßig stark hervor, was doch allen Menschen gemein ist, daß er der Wirklichkeit nur das Motiv zur Bildung seiner Welt entnimmt; und diese seine Welt hat lebhaftere Farben, stärkere Bewegung, schroffere Gegensätze als die Welt der gewöhnlichen Menschen. Diese Besonderheit macht ihn zum Dichter, der andern einen erhöhten Genuß des Daseins vermitteln kann; aber sie erschwert ihm auch das Verhältnis mit den Menschen, die doch mit ihm in derselben wirklichen Welt leben, bis ins Unerträgliche. Sie bringt eine gefährliche Zweideutigkeit in sein Leben, da die gesteigerten Gefühle, womit er unter dem Eindruck der Wirklichkeit sich erlebt, von ihm und den andern auf diese Wirklichkeit bezogen werden, die doch nur ihr Anlaß, nicht ihre Ursache, ihr Gegenstand ist. Daraus folgen auf

beiden Seiten empfindliche Enttäuschungen. Ihm selbst erscheint die Umgebung verändert, wenn seine Stimmung gewechselt hat; und diese Umgebung bemerkt mit Verwunderung und Verdruß, wie wenig sie dem auf einmal ist, dem sie zuvor so viel war. Schlimmer noch ist, daß ihm die Wirklichkeit keine festen Umrisse und sichern Verhältnisse bekommen kann. Denn die Bedeutung des Erlebten ist nur durch dessen Qualität bestimmt, ist aber von der Quantität unabhängig. Das kleinste Ereignis kann als Symbol unendliche Wichtigkeit bekommen; und das größte, folgenreichste Ereignis ist eben auch nur Symbol. In Tasso löst also die Wirklichkeit wohl Gefühle und Gedanken aus, die ihr der Art nach entsprechen; aber die Stärke seiner Eindrücke steht nicht in Proportion zu der Stärke der sie nur veranlassenden Reize, ist vielmehr ausschließlich oder doch überwiegend von inneren Bedingungen abhängig. So verbindet sich in ihm mit einem feinen Sinn für qualitative Unterschiede ein bedenklicher Mangel an Augenmaß für quantitative Verhältnisse. Tasso unterscheidet, wie wir sahen, ganz richtig die verschiedene Art seiner Beziehung zu den verschiedenen Personen seiner Umgebung; in dieser Hinsicht sieht er schärfer als der weltkundige Antonio, der Tassos innere Stellung zu den Frauen und dem Herzog gründlich verkennt. Aber er vermag nicht abzuschätzen, wie viel die einzelnen Personen aus ihrer Gesinnung heraus für oder wider ihn sein können. Er versteht also insbesondere nicht, wie man zugleich für und wider ihn sein könne, je in bestimmter Beziehung und gewissem Grade. Wo nur eine Verschiebung der Quantität eintritt in der Mischung der Gesinnung gegen ihn, da sieht er sofort eine Änderung der Qualität. Er hat also auch keinen sichern Takt für das Maß der jeweils angebrachten Hingebung und Zurückhaltung. Namentlich ist es ihm unmöglich, Vertrauen und Mißtrauen zu verbinden; er kann nur vom einen zum andern überspringen.

Da ist es freilich nicht bloß für ihn, sondern auch für

seine Umgebung sehr schwer, ein ersprießliches Verhältnis aufrecht zu erhalten. Weil aber dem gewöhnlichen Menschen die Unterschiede der Quantität leichter ins Auge fallen als die feinen, versteckten Gegensätze der Qualität; weil deshalb im gemeinen Gang des Lebens das Quantitative entscheidet, während das Qualitative oft geflissentlich übersehen wird: so wird allerdings Tasso leicht als der dastehen, den man eben dulden und tragen muß; und was an ihm gesündigt wird, mag sich im schlimmsten Falle als unbedeutendes Versehen darstellen. Bei kleinem Anlaß leidenschaftlich loszufahren: das ist sichtlich ein schwerer Charakterfehler. Daß man aber einen Menschen nicht ernst nimmt, ist für ein feines Gefühl unerträglich und läßt sich einem gröberen Gefühl gar nicht nachweisen. So ist Gefahr, daß Tasso in ein schweres Mißverständnis mit seiner Umgebung sich verwickle; der Anlaß brauchte nicht einmal so bedeutend zu sein, als er wirklich ist.

Aus der Verzückung, worein ihn seine Krönung versetzt, wird er von Antonio unsanft aufgeweckt. Dieser begegnet seiner Hoffnung, daß auch er der Nähe des vielerfahrenen Manns sich freuen dürfe, mit verletzendem Zweifel, findet Tassos Ehrung übertrieben, verkennt dessen wirkliche Bescheidenheit. Doch empfindet Tasso diese Kränkung weniger tief; wohl deshalb, weil er als Dichter seines Wertes gewiß ist. Aber die Art, wie Antonio nach wohlvollbrachtem Geschäft aufgenommen wird, macht ihm einen um so schmerzlicheren Eindruck, da ihn zugleich dessen Bericht über die Politik des Papstes anregt, sich Wesen und Bedeutung der politischen Tätigkeit auszudenken, von der er als bloßer Dichter ausgeschlossen ist. Wehmütig bekennt er nachher der Prinzessin:

> Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust
> Die sichern Worte des erfahrnen Manns;
> Doch, ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
> Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete,
> Wie Echo an den Felsen zu verschwinden,
> Ein Widerhall, ein Nichts, mich zu verlieren.

Achten wir darauf, daß sich hier sofort wieder die besprochene Eigentümlichkeit Tassos offenbart. Es ist ganz richtig: gegen die Tat ist das sie rühmende Wort, wenn wir nur auf die Qualität sehen, nichts. Tasso fühlt also den Gegensatz von Tat und Wort scharf in seiner wesentlichen Bedeutung. Aber eben deshalb kann er jetzt nicht sehen, daß in dem Zusammenhang des Lebens jede einzelne Tat nur ihren relativen Wert hat, gegen den der relative Wert des Worts nicht wie ein Nichts verschwindet. Weil er nun doch auch etwas werden möchte, kann er gegen sein eigenes, richtigeres Gefühl auf den Gedanken der Prinzessin eingehen, daß er sich mit Antonio befreunden müsse. Denn er sieht zwar wieder sein wesentliches Verhältnis zu Antonio richtig: daß ihre Eigenart sich zugleich ergänzt und ausschließt; aber den Grad der Schwierigkeit, darüber sich zu verständigen, daß man sich als verschieden ergänze, vermag er nicht abzuschätzen. Da es ihm durch das richtige Gefühl, daß ihn die Prinzessin liebe, zugleich zu einer Aufgabe der Liebe wird, Antonios Freundschaft zu gewinnen, kann er über dieser zweiten wesentlichen Bedeutung, die die Sache für ihn gewinnt, um so eher vergessen, daß er sich einem Antonio nicht durch eine stürmische Werbung als Freund empfehle. So kommen denn die beiden auch wirklich in Streit, statt sich einander anzunähern. Tasso vergißt sich endlich so ganz und gar, daß er Antonio, gegen das strenge Verbot, den Frieden des Palasts zu brechen, auf der Stelle zum Zweikampf nötigen will. Da dieser Zwist alle weiteren Verwicklungen veranlaßt, haben wir seine Voraussetzungen und seinen Verlauf genauer zu untersuchen.

Leute von Tassos Art verlieren sofort alle Sicherheit der Bewegung, wenn sie nicht rein und frei ihrem unmittelbaren Gefühl Ausdruck geben können. So ist Tasso von Anfang an nicht auf der Höhe seiner selbst, indem er auf fremde Anregung unternimmt, was ihm sein eigenes Herz widerrät, und was überhaupt bloß dann einen guten und

schönen Sinn hat, wenn es aus eigenem Antrieb geschieht. Er bringt sich darum auch sofort durch die Art, wie er seine Sache angreift, in eine ungute, schiefe Stellung zu Antonio, die eine Verständigung zum voraus unmöglich macht. Den Lorbeerkranz auf dem Haupt, unter Berufung auf den Wunsch der Prinzessin, bietet er Antonio seine Freundschaft an — Antonio, der den Lorbeerkranz nur dem Hochverdienten gerne gönnen mag, die Gunst der Frauen mit gutem Willen auch mit dem Höchstverdienten niemals teilen wird. Die Berufung auf die Prinzessin ist also bei Antonio nicht die beste Empfehlung und erweckt zudem Zweifel an der Lauterkeit von Tassos Eifer: ist's ihm nicht eingestandenermaßen mehr um die Prinzessin zu tun als um Antonio? Darum ist es wohl zu begreifen, daß Tassos warme Worte von Antonio nicht ebenso warm erwidert werden können. Aber dieser besitzt auch nicht die Überlegenheit des Geistes, daß er den Fehler, den Tasso gemacht, zu verbessern vermöchte. Weil ihn dieser an seiner empfindlichsten Stelle berührt hat, rückt er nicht offen mit der Sprache heraus. Er überhört also regelmäßig, daß die Prinzessin eine nähere Verbindung zwischen ihnen wünsche (wie er auch überhört, daß Tasso sich die Krone nicht bezweifeln lassen wolle, deren ihn der Fürst würdig erachtet). Da er somit nicht berücksichtigen will, was Tasso antreibt, ihm jetzt seine Freundschaft so leidenschaftlich anzubieten, muß er dessen Ungestüm als Aufdringlichkeit behandeln, muß also Tasso unrecht tun. Seine Abneigung, direkt auf Tassos Stellung am Hofe einzugehen, nötigt ihn ferner, sich in allgemeinen Sentenzen zu bewegen, wobei es Tasso überlassen bleibt, die Anwendung auf seinen Fall selbst zu machen. Das ist nun so ziemlich die übelste Art, sich mit einem Tasso auseinanderzusetzen, der nicht das nötige Augenmaß hat, um aus einer unbestimmten Anspielung gerade soviel herauszuhören, als in sie gelegt wurde. So kommt denn nach und nach richtig zur Sprache, was einmal herausgesagt und besprochen werden

mußte, wenn man sich nähertreten sollte; aber jetzt nicht in freimütigem Austausch der Gedanken, der auf dem Glauben an Verständigung ruht und deshalb zur Verständigung führt, sondern in dem unangenehmen Tone, der sich einzustellen pflegt, wenn ein zurückgedrängter Gegensatz sich wider den Willen der Beteiligten Geltung schafft. Antonio steigert zunächst durch seine kühle Zurückhaltung Tassos Selbstgefühl bis zu der stolzen Äußerung:

Es sei an Jahren, an geprüftem Wert:
An frohem Mut und Willen weich' ich keinem.

Darauf erwidert Antonio erst noch ganz sachlich:

Der Wille lockt die Taten nicht herbei,
Der Mut stellt sich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt —

Dann aber regt sich seine persönliche Empfindlichkeit:

Und oft entbehrt ein Würd'ger einer Krone —

Und nun verrät sich auch seine wahre Meinung von Tasso in einer bösen Anzüglichkeit:

Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
Von sehr verschiedner Art; sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Dadurch übernimmt er für Tasso, der bis dahin in ihm nur den erwünschten Freund vor Augen hatte, die Rolle des bloßen neidischen Nebenbuhlers: wie von Tassos Gemütsart nicht anders zu erwarten. Daß Antonio weder der große Mann sein dürfte, der, unbesorgt um das eigene Schicksal, nur an andere dächte, noch der kleine Mensch, der fremdes Verdienst, mit dem er sich nicht messen kann, wenigstens neidisch zu bemäkeln suchte: dieser nächste Gedanke liegt Tasso am allerfernsten. Nun kann aber jede Zurechtweisung, jede Mahnung nur noch Öl in das entflammte Feuer seiner Entrüstung gießen. Antonio trifft ihn freilich jetzt auch an seiner verletzlichsten Stelle: indem er ihn als übereilten Knaben behandelt, der der Zucht bedürftig

und hoffentlich auch noch fähig ist; als Helden des Lippenspiels und Saitenspiels, der trotzig tun kann, weil er sicher ist, geschont zu werden; als einen hohen Geist in enger Brust, der sich wie der Pöbel in Worten Luft macht. Das ist es ja eben, was ihm am Herzen nagt: daß er nicht für voll genommen wird. Mit jedem Wort gibt es ihm Antonio zu fühlen, daß er sich herabläßt, mit ihm zu reden. Tasso müßte viel mehr oder viel weniger sein, wenn er darüber nicht außer sich kommen sollte.

Der Fürst muß die Streitenden trennen. Und nun erfährt Tasso etwas gänzlich Unbegreifliches, das ihm das Recht des Lebens, das er allein leben kann, völlig in Frage stellt. Er erwartet, daß Alphons entscheide, wer in dem vorgefallenen Streite recht und unrecht habe; und in diesem Gericht glaubt er wohl zu bestehen, obwohl er sich bewußt ist, das Gesetz verletzt zu haben. Sein Herz spricht ihn frei; also wird ihn gewiß auch das Herz des Fürsten freisprechen. Hat er sich doch nur einer Erniedrigung erwehren wollen, die er nicht dulden durfte, wenn er der Gnade des Fürsten wert bleiben wollte. Antonio dagegen meint, die nicht so leicht zu beantwortende Frage nach Recht und Unrecht könne und müsse zuvörderst auf sich beruhen: indem nämlich Tasso dem Gesetze verfallen sei, das den Frieden des Palastes schütze, sei er kein freier Mann mehr, den man verklagen, gegen den man sich verteidigen, dem man genugtun könnte. Und Antonio bekommt darin recht. Tasso wird ohne Untersuchung des eigentlichen Streithandels zu Zimmerhaft verurteilt. Um zu verstehen, was das für ihn bedeutet, müssen wir noch einmal auf seine Auseinandersetzung mit Antonio zurückgreifen.

Nachdem Tasso sich verbeten, daß ihm Antonio die Krone, deren ihn sein Fürst würdig geachtet hatte, bezweifle und begrinse, hatte ihm Antonio zugerufen:

Es ziemt der hohe Ton, die rasche Glut
Nicht dir zu mir, noch dir an diesem Orte.

Darauf Tasso:

Was du dir hier erlaubst, das ziemt auch mir,
Und ist die Wahrheit wohl von hier verbannt?
Ist im Palast der freie Geist gekerkert?
Hat hier ein edler Mensch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt, hier ist die Hoheit erst an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit! Darf sie sich der Nähe
Der Großen dieser Erde nicht erfreun?
Sie darf's und soll's!

Die Größe des Gemüts scheint ihm das beste Recht auf die Nähe der Großen zu geben, in der sich nur die Kleinheit, wie der Neid sie verrät, ängstlich fühlen sollte. Antonio verweist ihm diesen hohen Ton wieder mit den Worten:

Unsittlich, wie du bist, hältst du dich gut?

Tasso nimmt diesen Gegensatz auf und erwidert herausfordernd:

Viel lieber, was ihr euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.

Er müßte von seinem Herrn klein denken, wenn er ihm nicht denselben großen Sinn zutrauen dürfte. Wie sehr hat er sich darin getäuscht! Dieser „Große" stellt selbst das „Sittliche" so unbedingt über das „Edle", daß er ihm die Freiheit abspricht, weil er in der edlen Aufwallung seines Gemüts gegen unedle Behandlung eines Gesetzes vergaß; daß er für Antonio kein ernstes Wort des Tadels hat, obschon dieser ihn, freilich innerhalb der Schranken des Gesetzes, unedel beleidigte; daß er nicht einmal erst untersuchen zu müssen glaubt, wer in der Sache recht hat. Damit hat der Fürst prinzipiell gegen Tasso entschieden, hat dessen Denkweise aus seiner Nähe verbannt. Es ist also auch in Alphons' Augen ein strafwürdiges Verbrechen, lieber „unsittlich" sein zu wollen als „unedel". Das ist für Tasso so neu, daß er den Herzog und sich selbst nicht mehr kennt und den Ort, dessen Hoheit er durch Hoheit des Sinnes zu entsprechen glaubte. Darum muß auch alles an ihm abgleiten, was Antonio und Alphons ihm mahnend und beruhigend zurufen. Antonio weist ihn auf des Herzogs Milde hin, der das Gesetz um seinetwillen gelindert hat. Aber was hilft es Tasso, daß ihm nur die leichteste Strafe auferlegt wird, wenn die Bestrafung als solche sein ganzes Leben und Wesen ins Unrecht setzt? Der Herzog warnt ihn, die Sache nicht höher zu nehmen, als er selbst. Die Wahrheit ist, daß Tasso sie tiefer nimmt als der Herzog, und nicht etwa zu tief, sondern gerade so tief, als sie ist. Für Tasso handelt sich's um Sein und Nichtsein — als der, der er nun einmal ist, der er allein sein kann, allein sein will. Auch das ist nicht richtig, daß Tasso nicht fühle, wie der Herzog zu ihm gesinnt sei. Er fühlt nur zu gut, daß dieser bei allem Wohlwollen für den Dichter ihn als Menschen so wenig für voll nimmt wie Antonio. Hat er doch nicht einmal zu wissen begehrt, wie ihn dieser so beleidigt hat, daß es Tasso auch um des Herzogs willen nicht dulden durfte.

Bis zu diesem Punkte ist in Tassos Geistesleben etwas eigentlich Krankhaftes nicht zu bemerken. Sein Gefühl ist sehr hoch gesteigert und bewegt sich in scharfen Gegensätzen; aber die Schwankungen in seiner Stimmung sind immer wohl motiviert. Nimmt er, was ihm zustößt, zu hoch oder zu tief, so beruht das darin, daß ihm alles Zufällige in dem Wesentlichen, alles Quantitative in der Qualität des Erlebnisses untergeht, — worin eher Größe als Krankheit des Geistes zu erkennen ist. Nun aber scheint sich das Bild zu ändern. Tasso dichtet von jetzt an den Personen seiner Umgebung Absichten und Pläne an, die ihnen nicht in den Sinn kommen; er beschließt, ihrer Hinterlist mit Verstellung zu begegnen: Züge, die als Symptome einer Psychose gedeutet werden können. Doch entspricht das schwerlich des Dichters Sinn; und es ist auch nicht an dem, daß sie so gedeutet werden müßten. Denn die Überzeugungskraft der unzweifelhaften Wahnbilder, mit denen er sich quält,

beruht darauf, daß sie nur phantastische Ausdeutungen des wirklichen Verhältnisses sind, worin er zu seiner Umgebung steht. Sonst könnten wir Tassos fernerem Schicksal freilich nur noch mit pathologischer Wißbegier, nicht mehr mit menschlicher Teilnahme folgen. Darum müssen wir auch auf diesen Punkt mit besonderer Sorgfalt achten.

In der Einsamkeit verschärft sich Tasso natürlich die Auffassung seines Mißgeschicks. Sein ganzer Fehler ist ein Verdienst: daß er von Antonio zu gut, zu menschlich dachte. Und nun soll er nicht der Beleidigte sein, sondern selbst der Beleidiger. Wie einen Schüler hat ihn der Fürst gezüchtigt. Es ist bloße Willkür, die ihn der Freiheit beraubt hat. Das ist ja nun alles Mißverständnis, dem nur leider der Wahrheitskern nicht abgeht. In der Tat hat ihn die Willkür zum Gefangenen gemacht: nur nicht die augenblickliche Willkür des Fürsten, sondern die Willkür einer Satzung, die für jeden Fall gelten soll, ob auch ihr Verstand einmal zum Unsinn wird. Wie ein Schüler ist Tasso gezüchtigt worden: allerdings. Wenn ein Schüler sein ordnungswidriges Verhalten erklären will („ich meinte", „ich dachte"), so wird ihm bedeutet, daß er nichts zu meinen, zu denken hat; — und so ungefähr ist Tassos Erklärung abgewiesen worden. Er soll der Beleidiger sein, nicht der Beleidigte: das hat nun freilich niemand gesagt, daß Tasso den Antonio beleidigt hätte; aber warum würde er denn bestraft, wenn er nicht beleidigt haben sollte? Und er hat doch niemand und nichts beleidigt; daß das Gesetz als ein Abstraktum „beleidigt" werden könnte, kommt ihm nicht in den Sinn. Ferner hat er wirklich zuerst darin gefehlt, daß er von Antonio zu hoch dachte: denn dieser hat sich ihm gegenüber weder menschlich noch als welterfahrenen Mann bewiesen. Antonio hat gegen Tasso ohne wirkliche Überlegenheit den Überlegenen gespielt. Er hat ihn als Knaben behandelt, ohne zu bedenken, daß man dadurch den Knaben nur herausfordert und verbittert. Antonio hat in der Tat für den

Freund, den Tasso brauchte, nicht Erfahrung genug; Tasso hat es also wirklich überschätzt, was ihm der erfahrene Mann nützen könne. Der Kern der Gedanken, die Tasso sich macht, ist richtig; darum kann er lange daran fortdenken, ohne seines Irrtums gewahr zu werden.

Leonore will vermitteln und macht nichts gut, nur alles schlimmer. Denn Tasso glaubt ihr an der Stirne abzulesen, daß sie das Gegenteil von dem denke, was sie sagt. Wenn er damit meint, daß sie sich klug von ihm loslösen wolle, nachdem ihn das Glück verlassen, verkennt er sie ganz und gar; sie will ja die entstandene Schwierigkeit vielmehr benützen, ihn fester an sich zu knüpfen. Aber darin trifft er leider das Richtige, daß sie nicht aufrichtig gegen ihn ist. Sie will Tasso glauben machen, daß Antonio günstiger von ihm denke, als er meine: nachdem doch Antonio sich eben gegen sie sehr unfreundlich über Tasso ausgesprochen, mit dem er sich auch nur versöhnen will, weil der Fürst ihn nicht verlieren möchte. Darum hat Tasso gegen Leonore auch dann nicht ganz Unrecht, wenn er endlich eigenwillig ausruft:

> Und irr' ich mich an ihm, so irr' ich gern!
> Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind
> Und wär' untröstlich, wenn ich mir ihn nun
> Gelinder denken müßte. . . .

Denn Leonore will ihm eine Auffassung Antonios aufreden, deren Falschheit er ganz richtig fühlt. Sodann rät sie Tasso, sich für eine Zeit von Ferrara zu entfernen, da er aus der Ferne sein Verhältnis zu den Freunden reiner sehen werde. Der Rat ist gut, nur die Begründung in ihrem Munde nicht wahr: ihr wirkliches Motiv ist ja, daß sie den gefeierten Dichter für sich haben möchte. Dafür unterschiebt ihr Tasso die böse Absicht, ihn in eine unbehagliche und unhaltbare Zwitterstellung zwischen den Mediceern und den Este hineinzudrängen. Sehr mit Unrecht, gewiß. Aber sein Wahn hat doch den richtigen Kern, daß

dies die Folge seiner Übersiedlung nach Florenz wäre. Denn Alphons fürchtet in der Tat, daß ihm Tasso, wenn er von Ferrara fortgehe, von den Mediceern abspenstig gemacht werde. Tasso hat also guten Grund, sich Leonorens Rat vorsichtig zu überlegen. Ja, man möchte münschen, daß er noch mißtrauischer gegen sie wäre, als er ist: denn er glaubt leider ihrer Versicherung, daß die Prinzessin ihn gern entlasse, wenn's zu seinem Wohl gereiche. Das ist ja gar nicht wahr; die Prinzessin gibt ihre Einwilligung zu Tassos Entfernung nur sehr ungern (wenn man ihren Verzicht auf weiteren vergeblichen Widerstand überhaupt als Einwilligung bezeichnen kann):

Entschlossen bin ich nicht; allein, es sei,
Wenn er sich nicht auf lange Zeit entfernt.

Aber Leonore, ob sie nun ihren Plan nicht gefährden oder Tasso schonen will, glaubt ihm den wirklichen Sachverhalt verschleiern zu sollen. Die Folge ist, daß Tasso auch an der Prinzessin irre wird. Damit verliert er den letzten festen Punkt, auf den er den Blick heften könnte, wenn in ihm und um ihn alles ins Schwanken gerät.

Antonio kündigt dem Gefangenen die Freiheit an. Tasso erwidert mit schneidender Schärfe:

Die Willkür macht mich frei, wie sie mich band;
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.

Da ihm seine Verfehlung gegen die Satzung gänzlich Nebensache ist, muß er denken, daß man ihm nicht die Ehre antun will, auf die Sache einzugehen. Antonio überhört diese böse Bemerkung, deren tieferen, berechtigten Sinn er wohl nicht versteht. Von sich aus fügt er seiner Botschaft hinzu:

Ich habe dich
Mit Worten, scheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenschaft bewegt,
Es selbst empfand. Allein, kein schimpflich Wort
Ist meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen hast du nichts als Edelmann
Und wirst als Mensch Vergebung nicht versagen.

Er meint also wohl, Tasso könne sich an dieser Erklärung genügen lassen. Das heißt nun freilich, die Sache sehr leicht nehmen, so leicht, daß man an sein Wort erinnert wird:

Wie leicht der Jüngling schwere Lasten trägt
Und Fehler wie den Staub vom Kleide schüttelt.

Er hat sich nichts zuschulden kommen lassen, was der Edelmann an dem Edelmann rächen müßte: das ist offenbar für ihn die Hauptsache und sollte auch für Tasso die Hauptsache sein. Daß der Mensch in Tasso von ihm gekränkt wurde, das glaubt er einfach damit erledigen zu können, daß er pro forma um Vergebung bittet. Pro forma! Denn Tasso ist ja nur, wie es scheint, tief gekränkt worden. Ferner ist Tasso mehr gekränkt worden, als Antonio es selbst empfand. Also hat wohl nur Tasso diese wohlgezielten Anzüglichkeiten, durch die dem Menschen alles Urteil, dem Dichter der Ernst abgesprochen wurde, schwerer genommen, als sie gemeint waren. Von welcher Leidenschaft Antonio gerade bewegt wurde, so daß er nicht voll empfinden konnte, wie tief er Tasso verletzte; ob sich diese Leidenschaft nicht eben gegen Tasso richtete: darüber braucht er sich nicht zu erklären. Und vor allem: er hat in der Sache nichts zurückzunehmen! Daß ihm Tasso verzeihe, ist auch der Wunsch des Fürsten; so entspringt vielleicht auch das nur dem Wunsche des Fürsten, daß er um Verzeihung bittet. Auf diese Weise soll Tasso sich abfinden lassen, nachdem er bis ins innerste Mark verletzt worden ist! Er antwortet richtig und ernsthaft, daß Kränkung schlimmer sei als Beschimpfung. Die Verzeihung, um die er pro forma gebeten, gewährt er pro forma, weil er seine Pflicht gegen den Fürsten kenne, der es wünscht. Doch kann er sich nicht enthalten, ernsthaft hinzuzufügen: „sofern es möglich ist." Antonio überhört das und bietet jetzt Tasso seine Dienste mit einer Geflissentlichkeit an, die uns seine frühere, gegen Tasso gerichtete Bemerkung in Erinnerung bringt:

In einem Augenblicke forderst du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt.

Wir brauchen nun nicht zu bezweifeln, daß er Tasso in guter Meinung von seinem Plane, Ferrara sofort zu verlassen, abzubringen versucht. Immerhin ist zu beachten, daß er soeben im Gespräch mit Leonore Tasso für unverbesserlich erklärt hat, so daß mit ihm nicht weiter zu kommen sei, als daß man ihn eben dulde, wie so manchen andern auch. Er hält also Tasso nur, weil der Fürst ihn halten will; damit verbindet sich der Wunsch, daß er selbst den Schein vermeide, Tasso vertreiben zu wollen; und wenn er nun mit diesem doch zusammen leben muß, so will er ihm allerdings mit Rat und Tat nützen, so gut er kann. Tasso fühlt wieder diesen Sachverhalt; aber in dessen Deutung verquickt sich ihm Wahrheit und Irrtum zu einem unauflöslichen Knäuel des Mißverständnisses:

Deutlich seh ich nun
Die ganze Kunst des höfischen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben
Und will nicht scheinen, daß er mich vertreibt.
Er spielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeschickt mich finde,
Bestellet sich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürsten und der Fürstin Blick.

Doch denkt er sich Antonios Stellung zu ihm fast noch zu günstig, wenn er fortfährt:

Man soll mich halten, meint er: habe doch
Ein schön Verdienst mir die Natur geschenkt;
Doch leider habe sie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder schlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düstern Sinn.
Es sei nicht anders, einmal habe nun
Den Einen Mann das Schicksal so gebildet;

Nun müsse man ihn nehmen, wie er sei,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm,
Was Freude bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinst genießen,
Im übrigen, wie er geboren sei,
So müsse man ihn leben, sterben lassen.

Denn Antonio ist nicht der Meinung, daß man Tasso halten solle, und glaubt nicht, daß Alphons je Freude an ihm erleben werde. Er will ihn nur nicht vertreiben, weil ihn dieser nicht verlieren will.

Auch darin, daß Antonio des Fürsten Stirn umnebelt habe, täuscht sich Tasso nur insofern, als dies gar nicht nötig war. Über Tassos unglücklichen Charakter ist Alphons zum voraus einer Meinung mit Antonio. Tasso ist ihm so gut wie diesem ein Mensch, den man nur eben tragen kann. Alphons hat ihm über Soll und Haben die Rechnung gestellt und ist zu einem Resultat gekommen, das Tasso nicht erfahren dürfte:

Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes
Und weiß nur allzuwohl, was ich getan,
Wie sehr ich ihn geschont, wie sehr ich ganz
Vergessen, daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte.

Antonio schreibt er auf keine Weise zu, daß geschehen ist, was geschah. Nur von dem Dichter Tasso denkt er besser als Antonio. Darum ist er auf ihn als seinen Diener stolz; darum hält er es für einen Vorteil, ihn trotz allem zu halten. Wie unendlich kühl, wie verletzend gnädig er gegen Tasso gesinnt ist, verrät seine Antwort auf Antonios zweifelnde Frage, ob er sich von einem Menschen wie Tasso je noch Freude versprechen könne:

Du hättest recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächsten Vorteil suchen wollte!
Zwar ist es schon mein Vorteil, daß ich nicht
Den Nutzen grad und unbedingt erwarte.
Nicht alles dienet uns auf gleiche Weise;

Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes
In seiner Art, so ist er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päpste selbst gewiesen.
Mit welcher Nachsicht, welcher fürstlichen
Geduld und Langmut trugen diese Männer
Manch groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen schien und doch bedurfte!

Er läßt denn auch beim Abschied von Tasso den Grund und Zweck seiner fortdauernden Gnade offen hervortreten:

Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde dir nach Rom und wünsche sehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögest, wie ich dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Als sein behandelt er auch Tassos Dichtung, die er ihm eben überreicht hat; Tasso soll die beabsichtigten Verbesserungen in eine Abschrift eintragen, die für ihn gefertigt werden soll. Übrigens weiß er dem Dichter Tasso gut und fein zu raten. Freilich versteht er nicht, was der echten Dichtung den höchsten Wert gibt. Denn er glaubt Tasso warnen zu sollen, daß er nicht zu viel Blut in seine Tinte mische:

Dich führet alles, was du sinnst und treibst,
Tief in dich selbst. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub.
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir selbst!
Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.

Wenn Tasso diesem Rat folgen wollte und könnte, wäre er als Poet überhaupt verloren, ohne vielleicht als Mensch mehr zu gewinnen als größere Bequemlichkeit für sich und andre. Den Dichter Tasso entläßt Alphons endlich mit schönen und warmen Worten:

Höre mich!
Du gibst so vielen doppelten Genuß
Des Lebens, lern', ich bitte dich,
Den Wert des Lebens kennen, das du noch
Und zehnfach reich besitzest. Lebe wohl!
Je eher du zu uns zurückekehrst,
Je schöner wirst du uns willkommen sein!

Daß er auch dem Menschen Tasso etwas Freundliches sagen könnte und sollte, kommt ihm nicht in den Sinn. Den Handel mit Antonio übergeht er als eine abgemachte Sache mit Stillschweigen. Wie Tasso durch Antonio so schwer gereizt werden konnte, daß er glaubte, zur Waffe greifen zu müssen, braucht er auch jetzt nicht zu erfragen. Er weiß ja, ohne Tasso darüber zu hören, daß Antonio nur insofern eine Schuld haben kann, als er es an der klugen Nachsicht gegen den schwer zu behandelnden Dichter fehlen ließ. Darum ist es eine verzeihliche Täuschung, daß Tasso aus des Herzogs Worten nur Antonios Stimme hören konnte. Die richtigere Schätzung des Dichters Tasso ist für den Menschen Tasso gleichgültig, wenn diesem das Recht versagt wird, doch auch als Mensch in Rechnung zu kommen.

Tasso hat Leonoren leider geglaubt, daß ihn die Prinzessin gerne entlasse, wenn es zu seinem Wohl diene. Sein Mißtrauen, einmal rege geworden, wird dadurch scheinbar bestätigt, daß ihm die geliebte Fürstin in diesen trüben Stunden kein Zeichen ihrer Gunst sandte. So glaubt er unter den bittersten Schmerzen sich die fürchterliche Wahrheit nicht verhehlen zu dürfen, daß er auch sie unter die Feinde rechnen müsse. Dem Anschein nach ist dies eine Ausgeburt des bloßen Verfolgungswahns. Und doch steckt auch darin ein Korn Wahrheit: vielmehr der Kern seines Irrtums ist wieder Wahrheit. Die Prinzessin tut nicht, was Tasso von ihr erwarten könnte; und der Grund ist, daß sie innerlich doch auf seiten Antonios steht, indem sie, wie dieser, das Geziemende über das Gute stellt. Sie hat

ja (das weiß sie selbst) den ganzen unglückseligen Zwist veranlaßt, indem sie Tasso antrieb, um Antonios Freundschaft zu werben. Dabei warnte sie ihr Geist: Antonio erschien ihr, als er neben Tasso sich stellte, schroffer, in sich gezogener als je. Aber sie versäumte es, Antonio zu sprechen, ehe Tasso ihm seine Freundschaft antragen konnte. Und warum?

Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
Ich scheute mich, gleich mit den ersten Worten
Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen.

Antonio hätte ja meinen können, sie sei in Tasso verliebt! Und diesem Verdacht durfte sie sich um so weniger aussetzen, als er ja nicht so ganz fehlgegriffen hätte! Nun ist das Unglück geschehen. Tasso ist als der Schuldige auf sein Zimmer verbannt; Antonio geht frei umher, weil er offenbar unschuldig ist. Sie vermutet trotzdem ganz richtig:

Gewiß hat ihn Antonio gereizt,
Den Hochgestimmten kalt und fremd beleidigt.

Aber sie kann damit Tasso nur vor sich selbst entschuldigen: weiter reicht ihr Verständnis für den Freund, reicht auch ihr Mut nicht. Sie weiß, daß sie in ihm sich selbst verdammen muß; aber sie wagt nicht, in ihm sich selbst zu rechtfertigen. Daß man Tasso doch darüber *hören* müßte, wodurch ihn Antonio so schwer beleidigt: das kommt ihr so wenig in den Sinn als dem Herzog und Leonoren. Insofern trifft Tassos verzweifeltes „Auch sie!" ganz das Richtige: auch sie behandelt ihn nicht als einen Mann, der ernst zu nehmen wäre. Ihre persönliche Neigung erzeugt nur ein tieferes Mitleid mit dem armen, kranken, hilflosen Freunde. Wie sie merkt, daß er sich ganz verkannt und verlassen fühlt, weiß sie nur ihm sanfte Vorwürfe zu machen.

Ich schone dich, denn sonst würd' ich dir sagen:
Ist's edel, so zu reden, wie du sprichst?
Ist's edel, nur allein an sich zu denken,
Als kränktest du der Freunde Herzen nicht?

Ist's dir verborgen, wie mein Bruder denkt?
Wie beide Schwestern dich zu schätzen wissen?
Hast du es nicht empfunden und erkannt?
Ist alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Tasso! Wenn du scheiden willst,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

Daß man auch an Tasso wirklich und schwer gefehlt haben könnte, liegt für sie nicht im Bereiche der Möglichkeit. Glaubt Tasso zu entdecken, daß sie ihn doch nicht ganz und gar verstoßen habe, und offenbart sich jetzt seine gänzliche Verzweiflung in einem höchst phantastischen, sinnlosen Vorschlag, wie er vielleicht in ihren Diensten bleiben könnte: so sieht sie wieder nur *seine* Krankheit und ergießt sich in leeren Klagen und Wünschen:

Ich finde keinen Rat in meinen Busen,
Und finde keinen Trost für dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hilfe reichen möchte? Möchte mir
Ein heilsam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns.
Das treuste Wort, das von der Lippe fließt,
Das schönste Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht.

Endlich zeigt ihre Antwort auf seine Bitte um Rat, daß sie, was ihm eigentlich not tut, so gründlich verkennt, wie irgendwer in Ferrara. Ihm, der vor allem darunter leidet, daß er wie ein unmündiges Kind behandelt, gehätschelt, gezüchtigt, geschont, übersehen wird, ihm weiß sie nichts Besseres zu sagen, als daß er sich in den bequemen Zustand des Geleitet- und Versorgtwerdens williger fügen sollte.

Gar wenig ist's, was wir von dir verlangen;
Und dennoch scheint es allzuviel zu sein.
Du sollst dich selbst uns freundlich überlassen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht bist,
Wenn du nur erst dir mit dir selbst gefällst.
Du machst uns Freude, wenn du Freude hast,

Und du betrübst uns nur, wenn du sie fliehst;
Und wenn du uns auch ungeduldig machst,
So ist es nur, daß wir dir helfen möchten
Und, leider! sehn, daß nicht zu helfen ist,
Wenn du nicht selbst des Freundes Hand ergreifst,
Die, sehnlich ausgereckt, dich nicht erreicht.

Es ist klar, daß sie ihm auf diese Weise keine festere, männlichere Haltung zu geben vermag. Vielmehr muß die zärtliche Neigung, die aus ihren Worten spricht, nach all den peinlichen Aufregungen der letzten Stunden ihn vollends der Herrschaft über sich selbst berauben. Und so bewirkt sie nur, daß Tasso das zweite Mal und in noch schlimmerer Weise die Etikette verletzt, indem er, der Liebende, ihr, der Liebenden, in die Arme fällt und sie fest an sich drückt. Sachlich ist das eben so richtig, wie daß er Antonio zum Zweikampf fordert; und der Prinzessin Schuld ist nicht geringer als Antonios. Aber Tasso ist es wieder, der als der Schuldige dasteht: es ist noch Milde, daß man vor ihm bloß wie vor einem Verrückten flieht. Indem er aber sein gequältes Herz durch Verwünschungen gegen die Verschworenen, den Henkersknecht, den Tyrannen, die verschmitzte Mittlerin, die buhlerische Sirene erleichtert, charakterisiert er noch einmal seine wirkliche Lage in Ferrara mit unheimlicher Sicherheit. Die Verschwörung, die er argwöhnt, ist freilich eine bloße Ausgeburt seiner überreizten Phantasie; seine vermeinten Feinde sind vielmehr in wohlwollender Fürsorge um ihn bemüht. Nur will sich Alphons einen berühmten Dichter halten wie ein schönes, seltenes Tier, und glaubt sich seiner Pflicht gegen ihn zu entledigen, indem er ihn immer nur schont, ohne ihm je sein *menschliches* Recht werden zu lassen. Leonore von Sanvitale erlaubt sich ihm aus lauter Fürsorge ohne viel Rücksicht auf die Wahrheit zu suggerieren, was ihrer Absicht mit ihm dienen sollte. Leonore von Este kann ihn als Weib nicht nahe genug an sich ziehen, um ihn als Prinzessin entsetzt von sich zu stoßen, wenn er ihr zu nahe kommt.

Antonio aber hetzt durch seine Art von Erziehung, die er dem unreifen Menschen angedeihen lassen möchte, dieses edle Wild wirklich zu Tode. Und alle diese überlegenen Persönlichkeiten von feinster Bildung und reichster Erfahrung bedenken keinen Augenblick, wie ungeheuer überlegen der weltfremde Tasso ihnen sein müßte, um ihre liebende und weise Leitung zu ertragen.

Was will uns nun der Dichter durch diese grausame Geschichte sagen? Das sollte dem Schluß des Dramas zu entnehmen sein, wenn er anders der wirkliche Abschluß der vorausgehenden Entwicklung ist. Aber das ist nun eben die Frage, ob das Drama nicht bloß ein Ende, keinen Schluß habe; und wenn man ihm einen solchen zuerkennt, wie dann dieser Schluß zu denken sei. Denn Goethe überläßt es uns, dies, wie so vieles andere in dieser Dichtung, zwischen den Zeilen zu suchen.

Nachdem der Herzog mit den Frauen hinweggeeilt, redet Antonio den in unbeschreiblicher Stimmung zurückbleibenden Dichter an:

O stünde jetzt, so wie du immer glaubst,
Daß du von Feinden rings umgeben bist,
Ein Feind bei dir, wie würd' er triumphieren!
Unglücklicher, noch kaum erhol' ich mich!
Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Auf die Lästerungen, in die Tasso gegen ihn und die anderen ausbricht, ruft er ihm ernst, doch nicht unfreundlich zu:

Ich höre, Tasso, dich mit Staunen an,
So sehr ich weiß, wie leicht dein rascher Geist
Von einer Grenze zu der andern schwankt.
Besinne dich! Gebiete dieser Wut!
Du lästerst, du erlaubst dir Wort auf Wort,
Das deinen Schmerzen zu verzeihen ist,
Doch das du selbst dir nie verzeihen kannst.

Tasso bittet ihn, daß er ihm doch jetzt nicht mit sanfter Lippe, mit einem klugen Worte zusprechen wolle, daß er ihn seiner Verzweiflung überlasse, in deren Höllenqual die Lästerung nur ein leiser Schmerzenslaut sei. Antonio erklärt ihm mit ruhiger, milder Bestimmtheit:

Ich werde dich in dieser Not nicht lassen,
Und wenn es dir an Fassung ganz gebricht,
So soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Wie nun aber Tasso von der wilden Verzweiflung zur wehmütigen Klage überspringt, daß er verstoßen, verbannt sei, sich selbst verbannt habe, versucht ihn Antonio tröstend aufzurichten:

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung steht!
Du bist so elend nicht, als wie du glaubst.
Ermanne dich! Du gibst zu viel dir nach.

Da Tasso klagt, daß ihm kein Talent mehr helfen könne, da er ganz sich selbst entwandt sei, weist ihn Antonio darauf hin, daß er seinen unverlierbaren Vorzug vor vielen anderen habe:

Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!

Und Tasso läßt sich weisen. Er erinnert sich, daß ihm die Natur vor den andern Sterblichen, die sich in ihren unerträglichen Leiden nur durch die Träne und den Schrei des Schmerzes erleichtern können, ein hohes Gut verliehen habe, das sich ihm jetzt in seinem besonderen Werte offenbart:

Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Antonio tritt zu ihm und nimmt ihn schweigend bei der Hand. Tasso aber faßt ihn mit beiden Armen an —

So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte —

indem er ihm doch mit wiedererwachendem Selbstgefühl zuruft:

O edler Mann! Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk', und überhebe nicht
Dich deiner Kraft!

So ist nun doch eingetreten, was beide für gleich unmöglich gehalten hatten: Tasso ruht am Busen Antonios aus.

Das hat nun seinen schönen und wahren Sinn, wenn wir nur nicht zu viel hineinlegen. Davon ist ja freilich keine Rede, daß jetzt noch die Hoffnung in Erfüllung gehen könnte, die Leonore einst gehegt, aber nach dem verhängnisvollen Streit zwischen Tasso und Antonio selbst aufgegeben hatte:

Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte.
Und wären sie zu ihrem Vorteil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann stünden sie für Einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hin.
So hofft' ich selbst, nun seh' ich wohl, umsonst.

Antonio wird in den Diensten des Herzogs von Ferrara bleiben. Tasso hat sich dort ein für allemal unmöglich gemacht. Tasso kann also für eine Weile an Antonios Busen ausruhen; dann werden sie für immer voneinander scheiden. Ihre Umarmung ist nur die Auflösung eines Mißverhältnisses, nicht die Begründung eines Freundschaftsbundes fürs Leben. Man könnte sogar zweifeln, ob die beiden nun für einen Mann stehen und mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hingehen könnten. Daß sich Männer dieser Art endlich verstehen, ist noch kein Grund dafür, daß sie in dauernder Verbindung bleiben sollten. Vielleicht ist die beste Folge, die sie ihrer Verständigung geben können, daß sie im Frieden voneinander scheiden. Dies dürfte Tassos und Antonios Fall sein, die nun einmal in verschiedenem Takt und verschiedener Tonart leben.

Ihre Verständigung wird also keine Folge für die Zukunft haben; sie ist nur der Abschluß des Vergangenen. Um sie als solche richtig zu verstehen, müssen wir wohl beachten, daß sie nun von Antonio eingeleitet wird. Er ist durch das ganz Unerwartete, das Ungeheure, das geschah, zu einer tieferen Besinnung genötigt worden. Sie führt eine wesentliche Änderung in seiner Stellung zu Tasso herbei. Er steht jetzt „nicht ohne Rührung" neben dem fassungslos Verzweifelten. Und so verzeiht er dessen Schmerz, was Tasso selbst sich nicht wird verzeihen können. Er weist diesen jetzt selbst auf die Gaben hin, die ihn auszeichnen. Trotzdem Tasso seine sittliche Schwäche eben zum Erschrecken deutlich geoffenbart hat, reicht er ihm jetzt als dem leidenden Menschen in ernster Teilnahme und heiliger Scheu schweigend die Hand. Durch die harte Schale seiner Sittlichkeit ist endlich die Menschlichkeit durchgebrochen, deren auch er teilhaftig ist. Darum kann ihn jetzt Tasso als den „edeln Mann" anerkennen, der er im Grunde immer gewesen sein muß, als den er sich aber erst jetzt geoffenbart hat. Und Tasso ist nun auch fähig, Antonios Sittlichkeit die Ehre zu geben, die ihr gebührt: daß sie ihm die feste, männliche Haltung gewährt, deren er selbst entbehrt. Dies kann er ihm um so unbefangener zugestehen, da ihm in der eigenen Schwäche auch der eigene Wert zum Bewußtsein gekommen ist.

Aber indem Tasso und Antonio sich nun gegenseitig verstehen, bleibt doch jeder, der er war. Insbesondere wird Tasso die beschwerlichen und gefährlichen Eigenheiten seines Geistes und Gemüts nicht ablegen. Die mächtige Natur hat sie ihm aufgeprägt; er kann sie also nicht verlieren und soll sie nicht verlieren, da sie, wie sein Leiden, so seine Größe sind. Er wird also fernerhin die Wirklichkeit überwiegend als Symbol erleben (auch die Katastrophe, die er überstanden, wird sich ihm zum Symbol vertiefen und verflüchtigen); er wird nie das sichere Augenmaß für die gemeine Wirklichkeit bekommen; er wird, auch wenn er das Sittliche gerechter beurteilt, doch nie ein sittlicher Mensch werden. So wird er sich immer wieder Schwierigkeiten schaffen, die durch katastrophische Ereignisse nicht gelöst, nur abgerissen werden. Er wird nie in ein sicheres Verhältnis zu den Menschen kommen. Es wird ihm gehen, wie er sich selbst vorausgesagt:

Mir läßt die Ruh'
Am mind'sten Ruhe. Dies Gemüt ist nicht
Von der Natur bestimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
Ins weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen.

Glücklich zu werden „wie andere Menschen" ist und bleibt ihm versagt.

Darum ist es auch nicht, wie man meinen könnte, Ferrara, was Tasso unglücklich macht. Allerdings kann es ihm nicht gut bekommen, wie ihn der Herzog ehrt, schont und geringschätzt. Die Verhätschelung durch die Frauen ist mindestens kein Vorteil für ihn; daß sie sich mit ihm gerne an der Grenze von Freundschaft und Liebe bewegen, ist eine stete, große Gefahr. Die Schwierigkeit dieser Lage kann Antonio nur steigern, wenn er sich in seiner pedantischen Verständigkeit und Sittlichkeit der Erziehung des verzogenen jungen Manns annehmen will. Aber es hängt nicht an dem zufälligen Charakter dieser Personen, daß sich Tassos Verhältnis zu ihnen so ungut gestaltet. Dieser ist für den selbständigen Kampf ums Dasein so schlecht ausgerüstet, daß er nur aus der Hand eines Gönners in die eines andern übergehen kann. Und ist Alphons auch nicht der ideale Mäcen, so wird Tasso doch nicht leicht einen bessern finden. Die Frauen wird er überall reizen, ihn zu bemuttern; er wird ihnen immer wieder eine Huldigung darbringen, die in die Liebe hinüberspielt; und sie werden ihm regelmäßig durch ein Interesse antworten, das den Schein der Liebe erzeugt, wenn es nicht zur Liebe wird. Endlich

wird er, wo er sein mag, verständige und sittliche Menschen herausfordern, Verstand und Sittlichkeit gegen sein inkommensurables Wesen bis zu dem Grade zu betonen, daß sie unverständig und unsittlich werden. Die feinsinnige Würdigung aber, die Tasso als Dichter bei Alphons und den Frauen findet, wird ihm anderswo nicht leicht zuteil werden. Und das ist doch noch das reellste Glück, das es für ihn überhaupt gibt. Ferrara gewährt ihm also trotz allem die günstigsten Lebensbedingungen; kann er hier nicht gedeihen, so gedeiht er nirgends.

Dadurch vertieft sich uns auch Tassos eigentümliche Geschichte zu einer „Fabel menschlichen Schicksals für menschliche Herzen", die eine typische Wahrheit hat. Es gibt Menschen, die von der mächtigen Natur so gebildet sind, daß sie nie und nirgends zu einem behaglichen Genuß des Lebens kommen können. Das sind gerade die Individuen, die durch außerordentliche Gaben des Geistes und Gemüts ausgezeichnet sind. Ihre Außerordentlichkeit bringt es mit sich, daß sie das Gemeine nicht verstehen können, daß ihnen das Gewöhnlichste schwer, ja unmöglich wird, daß sie daher in der menschlichen Gesellschaft, handelnd und leidend, immer eine üble Rolle spielen. Doch dürfen wir uns dadurch nicht zu einem weichlichen Mitleid hinreißen lassen. Die Gerechtigkeit erfordert, daß sie ihren Vorzug bezahlen. Und im Ernste ist ihnen selbst, trotz ihrer Klagen, der Preis nicht zu hoch.

9.

Auch Egmont macht als dramatischer Held eine sehr sonderbare Figur. Der erste große Kritiker der Goetheschen Dichtung, Schiller, konnte nicht klug aus ihm werden, und sein Befremden wirkt heute noch nach. „In diesem Trauerspiel (sagt Schiller) wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauff, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst ein-

gehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwanderer auf jäher Dachspitze wandelt. Diese übergroße Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflößen oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht." Aber mit dieser Schlußwendung, die uns überraschen soll, hat der Kritiker mehr zugestanden, als er aufrecht erhalten kann. Die genauere Analyse von Egmonts Charakter, die er nun folgen läßt, führt ihn vielmehr zu dem Resultat, daß Egmont unser Mitleid nicht verdient. „In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiel nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei großmütig, liebenswürdig und sanft, . . prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind" — nichts mehr. „Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentliches soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu sein, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen; — daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen." Zwar werde in dem Drama vorausgesetzt, daß Egmont sich Verdienste erworben habe, die ihn seinen Mitbürgern als die letzte Stütze der Nation erscheinen lassen. „Aber was tut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen?" Nichts, gar nichts! Er gesteht es ja selbst: „Hätte ich nur etwas für sie getan; es ist ihr guter Wille, mich zu lieben." Ja, Eg-

mont ist nicht bloß kein großer Mann; er hat sogar etwas Schlaffes und Erschlaffendes an sich. „Wer wird z. B. folgendes billigen? Oranien ist eben von ihm gegangen, Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. ‚Dieser Mann,‘ sagt er, ‚trägt seine Sorglichkeit in mich herüber; weg, das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute! Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.‘ Dieses freundliche Mittel nun — wer es noch nicht weiß — ist kein andres als ein Besuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören! und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es euch zu beschwerlich ist, euch eurer eigenen Rettung anzunehmen, so mögt ihr's haben, wenn sich die Schlinge über euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken."

Schiller hat leider nicht hervorgehoben, was doch für das Verständnis des Dramas von wesentlicher Bedeutung ist: daß er die Hauptpunkte dieser vernichtenden Kritik Egmonts aus dessen eigenem Munde entnommen hat. Über den unsichern Grund seines Vertrauens unterrichtet uns Egmont selbst auf die nachdrücklichste Weise, zu einer Zeit, da er sich wohl noch auf einen sichrern Boden flüchten könnte (Ende des dritten Aufzugs): er *will* es also darauf ankommen lassen, wie es ihm gehen wird. Auch das ist Egmont wohl bekannt, daß man ihm Leichtsinn vorwirft; er sagt uns selbst, daß er die Dinge leicht nehme: aber er sieht darin sein Glück und *will* nicht mehr Vorsicht und Ernst lernen. Er selbst ist es, der seinem Kritiker das Bild des Nachtwandlers darbietet: und er meint, daß ihn andre, wenn er den gefährlichen Gang des Nachtwandlers ginge, aus Freundschaft *nicht* anrufen, warnen und töten sollten.

Daß man ihm das Mitleid versage, fordert er geradezu heraus, indem er nicht bloß erklärt, sondern auch beweist, daß er des Mitleids nicht bedürfe. Wenn nun der tragische Held durchaus Furcht und Mitleid erwecken soll, so mag Schiller darin recht haben, daß Egmont kein richtiger tragischer Held sei; aber er sollte die Schuld nicht in dem Mangel an Ernst und Größe suchen: dürfte nicht auch darin Ernst und Größe liegen, daß man sich über Furcht und Mitleid stellt?

Worin ist es nun begründet, daß Schiller sich durch Egmonts auffällige Klarheit über die Vorwürfe, die man ihm machen kann, nicht abhalten ließ, diese einfach zu wiederholen? Das hat, wenn wir nur auf das Wesentliche sehen, eine doppelte Ursache. Schiller hat den Politiker Egmont nicht ernst genommen; und er hat es nicht verstanden, daß Egmont von einer Tiefe der Lebensauffassung ausgeht, die *seine* Helden kaum am Ende ihrer Entwicklung erreichen. Beides hängt unter sich zusammen; denn auch Egmonts Auffassung der Politik ist durch seine ganze Lebensauffassung bestimmt. Für Großtaten, wie sie ein Moor, Fiesko und Posa unternehmen, hat Egmont zu wenig Leidenschaftlichkeit und zu viel Lebenserfahrung. Kein Wunder: denn Goethe hat ihm, wie seine Politik, so auch seine Lebensweisheit geliehen. Das erstere haben wir schon besprochen; das letztere haben wir jetzt zu untersuchen.

Egmont legt uns zweimal seine Lebensanschauung dar; das eine Mal zur Begründung seines gefährlichen Verhaltens, das andre Mal zu dessen Rechtfertigung, nachdem es ihn wirklich der Gefangenschaft und dem sichern Tode überliefert hat. Er soll dem Grafen Oliva auf die freundschaftliche Mahnung zu größerer Vorsicht antworten. Da möchte er ihm zurufen: „Guter, ehrlicher Alter! Warst du in deiner Jugend wohl auch so bedächtig? Erstiegst du nie einen Wall? Bliebst du in der Schlacht, wo die Klugheit anrät, hinten?" Aber damit hat er nicht den tiefsten Grund seiner

Abneigung gegen solche Ratschläge angegeben. Denn er fährt fort: „Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß der schon tot ist, der um seiner Sicherheit willen lebt. . . . Es dreht sich immer um den einen Punkt: ich soll leben, wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück; und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Totengewölbes. . . . Leb' ich nur, um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?" Indem Egmont sich des weiteren dagegen wendet, daß man ihm die und jene Torheit, die er in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, zum Verbrechen machen wolle, entwickelt er diese anscheinende Philosophie des Genusses zu einer prinzipiellen Auffassung des ganzen Lebens. „Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Mut, eine angefrischte Phantasie um unsers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens wert? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war? um zu raten, zu verbinden, was nicht zu erraten, zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages?" Aber diese Einsicht in die eigene Ohnmacht, sein Leben zu bestimmen, überliefert ihn nicht einer mutlosen Verzweiflung. Denn für ihn steht es gar nicht so, daß er Gehalt und Glück seines Lebens von einem Zufall abhängig glaubte, den er nie sicher berechnen, also auch nicht beherrschen könnte. Vielmehr fühlt er sich getragen von einer höheren Macht, die freilich mit so souveräner Freiheit über ihn verfügt, daß seiner Selbstbestimmung kein nennenswerter Spielraum mehr bleibt. Das drückt und ängstet ihn aber so wenig, daß es ihn eher in einem wollüstigen Schauder erbeben macht. Mit fast ekstatischer Begeisterung ruft er seinem entsetzten Sekretär zu: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!" Mit diesem Glauben verbindet sich sein glückliches Temperament, und so entsteht dieser bewußte, ja absichtliche „Leichtsinn", der andern so unbegreiflich, so töricht, so frevelhaft erscheint. Er schließt seine Expektoration mit den ebenso lebens- wie todesmutigen Worten: „Ich stehe hoch und kann und muß noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Mut und Kraft. Noch hab' ich meines Wachstums Gipfel nicht erreicht, und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehn. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja ein selbst verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinst das blutige Los zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Wert des Lebens geht?" — Dem entspricht nun genau, wie er sich, nachdem er sein gewagtes Spiel verloren, darüber gegen Ferdinand ausspricht. Er ist soweit entfernt von Verdruß und Reue, daß er dem jungen Freunde sein Leben wie seinen Tod als Spiegel empfehlen kann. Er darf sagen, daß er sich genug gelebt habe; denn er hat gelebt. „Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut, an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht getan, wie mein Gewissen sie mir zeigte. Nun endigt sich das Leben, wie es sich früher, früher schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. . . . So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Lust und scheue den Tod nicht." Ferdinands Klage über seinen Mangel an Vorsicht schneidet er kurz mit den Worten ab: „Dies sei beiseite gelegt. Es

glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land; doch auch dafür wird gesorgt sein. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volk Frieden bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll."

Dies also ist Egmonts Grundstimmung: es glaubt der Mensch sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen; es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Von da aus fällt erst das rechte Licht auf seinen Charakter, seine Liebe zu Klärchen, seine politische Tätigkeit, auf den ganzen Gang seines Schicksals.

Ist es für Egmont nur ein täuschender Schein, daß der Mensch sich selbst zu führen glaubt; steht es ihm beständig vor Augen, daß das Innerste des Menschen unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen wird: so ist ihm dadurch aller unmittelbare, leidenschaftliche Eigenwille zum voraus ins Unrecht gesetzt. Er hat seine natürlichen Wünsche so gut wie jedermann; aber er hat sie nur mit Vorbehalt: wenn es zugleich in dem notwendigen Gang des Schicksals liegt, daß sie erfüllt werden sollen. Das kann man nie zum voraus wissen; darum eben kann er wünschen, kann auch zur Erfüllung seiner Wünsche selbst Hand anlegen. Wenn sich aber zeigt, daß der Wunsch unerfüllbar ist, so ist die Sache sofort für ihn abgetan. Das hat er sich ja zum voraus als unüberspringbare Grenze in Rechnung genommen. Daher fühlt sich Egmont trotz der Lebhaftigkeit seines Temperaments so kühl an. Er empfindet stark und tief, ist genußfähig und genußfreudig; er hat mannigfaltige Interessen und bedarf zum Wohlsein der regen Tätigkeit. Aber er verliert sich an nichts. Überraschend leicht läßt er

auch das fahren, was er doch liebt. Er erfährt, daß er rettungslos verloren ist: da stampft er mit dem Fuß; da ruft er der schönen freundlichen Gewohnheit das Daseins und Wirkens ein wehmütiges Wort des Abschieds zu — und er ist zum Sterben fertig; mit einem Ruck hat er die Wendung vom Leben zum Tod vollzogen. Andre Menschen nehmen ihm alles viel zu wichtig. Dazu ist er freilich nicht versucht: denn für ihn ist alles Wichtige ohne sein Zutun schon besorgt. Da fällt alles Pathos des Überlegens und Handelns von selbst weg.

Egmonts Lebensanschauung drückt auch seiner Liebe ihre stark hervorstechende Eigenart auf. In seiner unzweifelhaften Liebe zu Klärchen ist er doch befremdlich kühl. Die Geliebte kann sich so wenig wie sonst wer und sonst was rühmen, daß er sein Herz an sie verloren habe. Es verletzt die natürlichsten, heiligsten Empfindungen leidenschaftlicher Liebe, indem er sterbend Klärchen dem Freunde überweist. Der richtige Liebhaber kann nicht begreifen, daß es eine Zeit gab, da „sie" ihm noch nicht zugehörte; noch unverbrüchlicher steht ihm fest, daß sie, nachdem sie einander einmal gefunden, in alle Ewigkeit verbunden bleiben müssen. Eine solche „unendliche" Liebe liegt im Sinne Brackenburgs: Egmont ist über derlei Schwärmereien weg. Es ist ihm mit seiner Lebensanschauung Ernst; darum hält sich nicht bloß sein Sinnen, sondern auch sein Wünschen und Fühlen innerhalb des Bereichs, da er als wirkliche Person in Wirksamkeit treten kann. Daß er und Klärchen sich lieben, besagt ihm nicht mehr und nicht weniger, als daß sie sich gegenseitig einen erhöhten Genuß des Augenblicks gewähren, in dem allein das wirkliche Leben besteht. Durch Egmonts Tod wird die Möglichkeit dieser wirklichen Liebe abgeschnitten. Also ist das Liebesverhältnis damit überhaupt aus; Klärchen ist frei und — nach Egmonts Meinung und Gefühl — nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich. Eine Eifersucht, die über das Grab hinüber die Geliebte als Eigentum

festhalten will, hat für ihn keinen Sinn; auch ist die liebende Erinnerung, die ihm Klärchen natürlich bewahren wird, in seinen Augen kein Hindernis, daß sie einem Manne ähnlicher Art würde, was sie ihm war. Egmont ist auch in der Liebe der Philosoph, der er überhaupt ist; das gibt nun freilich eine Liebe ganz besonderer Art.

Versteht Egmont sich selbst, so kann er sich auch als Politiker nicht die unmögliche, unsinnige Aufgabe setzen, das Schicksal des folgenden Tages bestimmen zu wollen. Er liebt seine Mitbürger, und dieser Liebe entspringen gewisse natürliche Wünsche für deren ferneres Ergehen. Als Mann, dem es natürlich ist, tätig zu sein, tut er das Seinige, diese lieben Wünsche zu verwirklichen. Aber er weiß, daß weder er, noch Oranien, noch Alba das Schicksal der Niederländer machen wird. Das macht sich von selbst und, wie er denkt, in einer günstigen Weise. „Auch dafür wird gesorgt sein," wie für sein eigenes Ergehen. Wenn nun aber der Erfolg alles menschlichen Tuns doch in der Hand des Schicksals liegt, so hat es für ihn gar keinen Sinn, entfernte Möglichkeiten vorausberechnen zu wollen. Er denkt also nur an die nächsten sicheren Wirkungen dessen, was er jetzt tun könnte oder sollte. Was er nicht unmittelbar sich als Zweck setzen kann, das will er auch nicht als Mittel zu einem entfernteren Zweck. Es bleibt ihm also nur die Aufgabe, seiner Gesinnung im Augenblick den richtigsten Ausdruck zu geben. Sich aus Berechnung irgend welchen Zwang anzutun, ist ihm ebenso widerwärtig wie sinnlos. Er ist sich seiner guten Gesinnung gegen sein Volk und gegen seinen König bewußt: wie man ihm deuten möge, was er in seinem reinen Sinne als richtig oder natürlich tut, das mag er nicht berücksichtigen. Er glaubt noch eine große Zukunft zu haben: aber er sagt, sehr bezeichnend, nicht etwa, daß er sein letztes Ziel, nein, daß er seines Wachstums Gipfel noch nicht erreicht habe. Wenn ihn Oranien zur Flucht bereden will, so sieht er nur das Eine, daß dann der Bürgerkrieg

mit allen ihm so wohl bekannten Greueln sicher ist. Den kann er nicht veranlassen, den kann er nur verhindern wollen: also bleibt er, um Alba abzuwarten. Die geringste Hoffnung, dadurch unmittelbar etwas Gutes zu wirken, wiegt ihm schwerer als alle noch so wahrscheinlichen Vermutungen Oraniens über eine doch ungewisse Zukunft. Will man daraus folgern, daß Egmont eben kein Politiker sei, so ist dagegen durchaus nichts einzuwenden. Er hat, wie sein Dichter, viel zu viel und zu tief über das Leben nachgedacht, als daß er einer politischen Leidenschaft noch fähig wäre, als daß er der Klugheit noch einen wirklichen Wert zuschreiben könnte, als daß er sich an der üblichen politischen Wichtigtuerei noch beteiligen möchte.

Wenn wir uns nun von Egmont selbst sagen lassen, worum es sich für ihn eigentlich handelt, so lassen sich auch manche Bedenken heben, die man gegen den Bau des Dramas vorgebracht hat. Wir wollen darauf eingehen, da die Sache nicht bloß von ästhetischer Bedeutung ist. Dabei können wir wieder an Schiller anknüpfen, der („schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort") kurz und gut erklärt: „Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwicklung, kein dramatischer Plan, nichts von dem allen; eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an allen Anteil nimmt und auf den sich alle beziehen." Dieses Urteil ist nur daraus zu begreifen, daß Schiller die einheitliche Handlung, die er suchte, allerdings nicht finden konnte, weil Goethes Dichtung darauf nicht angelegt ist. Schiller nimmt Egmont als politischen Helden und meint also, eine durchgeführte politische Aktion sollte dem Drama die notwendige Einheit der Handlung geben. Davon kann nach Egmonts ganzer Stellung zum politischen Leben nicht die Rede sein. Aber Egmont sagt uns ja selbst, worum er mit Einsetzung seiner vollen Kraft kämpft: um den ganzen

freien Wert des Lebens. Dieser Kampf kann nun freilich nicht mit einem planvoll vorbereiteten Schlag entschieden, gewonnen oder verloren werden; denn er ist ja, nach Egmonts richtiger Auffassung, ein Kampf um die innere Haltung in jedem Augenblick des Lebens. Aber seine Spannung ist einer gesetzmäßig sich entwickelnden Steigerung fähig; wie sie sich auch nach bestimmten Gesetzen lösen wird. Die Kritik des Dramas muß also von der Frage ausgehen, ob Goethe den inneren Kampf seines Helden um den ganzen freien Wert richtig und eindringlich vorführt. Diese schwere Aufgabe hat er aber so tief erfaßt und so schön gelöst, daß man alle ästhetische Nörgelei gerne darüber vergißt.

Zunächst führt uns der Dichter in den Kreis des Lebens ein, aus dem Egmont stammt und zu verstehen ist, in dem sich sein Schicksal abspielt. Wir bekommen zu sehen, daß er im Mittelpunkte des Interesses steht; und die Art, wie sich die verschiedenen Gruppen von Personen mit ihm beschäftigen, weist sofort auf etwas Problematisches in seinem Charakter und Gebaren hin. Die Niederländer wünschten ihn sich zum Regenten, weil er froh und frei ist, wie sie, und namentlich die religiösen Dinge mit einer angenehmen Lässigkeit behandelt. Die Regentin macht ihn eben deshalb zum mittelbaren Urheber der ausgebrochenen Unruhen; daß er alles Wichtige leicht behandelt, alles Ernsthafte scherzhaft nimmt, kann sie ihm nur als Leichtsinn und Gleichgültigkeit auslegen; seine freie Art, in der er keinen Schein vermeidet, als ob niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte, läßt sie für ihn fürchten. Zeigt das, daß sie ihm trotz alles Verdrusses, den er ihr schon gemacht hat, gut sein muß, so stellt andererseits Machiavell seiner Loyalität und politischen Einsicht kein schlechtes Zeugnis aus. Endlich erfahren wir, daß Egmont unter den bedrohlichen Unruhen der Zeit, die ihn doch nahe genug angehen, noch ein Liebesverhältnis anzuspinnen vermochte, in dem er nicht nur das Mädchen aufs

höchste beseligt, dessen äußeres Glück er rücksichtslos aufs Spiel setzt, sondern auch der sorgenden, zürnenden Mutter das Geständnis abnötigt, daß man ihm hold sein müsse.

Nun bekommen wir den Helden selbst zu sehen. Sein persönliches Auftreten bestätigt und erläutert uns, was wir über ihn gehört haben. Ein Straßenauflauf gibt ihm Gelegenheit, zu zeigen, wie er der Bürger Herzen gewinnt. Die politischen Schwierigkeiten behandelt er in einem nüchternen, fast philisterhaften Tone: „reizt den König nicht mehr; er hat doch zuletzt die Gewalt in den Händen." Den vorliegenden Fall nimmt er gar nicht tragisch, wie es seinem Temperament entspricht; doch vermeidet er so zugleich mit sicherem Takt, das Übel ärger zu machen. Geschäfte, die er mit seinem Sekretär zu besorgen hat, geben noch weitere Proben seiner leichten, lässigen Weise, wobei auch die Schattenseite derselben stark hervortritt. Sind wir nun geneigt, ihm ein bloßes bequemes „Leben und Lebenlassen" zuzutrauen, so beweist er uns jetzt vielmehr durch die Art, wie er freundliche Warnungen aufnimmt, daß in seinem anscheinenden Leichtsinn Grundsatz ist. Er will nicht bloß leben, um aufs Leben zu denken; denn darin hat er die wahre leichtsinnige Vergeudung des Lebens erkannt. Gegen den Geist der Sorge steht er in einem bewußten Kampf, dessen Preis für ihn der ganze freie Wert des Lebens ist. Indem Egmonts Sekreätr sein Entsetzen über dessen verwegene Lebensanschauung ausspricht, bestimmt er zugleich das Interesse, mit dem wir diesen ferner begleiten. Wir fragen nicht mehr bloß: wie wird es ihm gehen? auch nicht bloß: was wird er für sich und andere erreichen? Was uns fortan überwiegend und immer ausschließlicher beschäftigt, das ist die Frage: kann Egmont seine Auffassung, seine Methode des Lebens durchführen? wird ihn die näherrückende Gefahr nicht an ihr, nicht an sich selbst irre machen? Und wir erheben diese Fragen im

höchsten eigenen Interesse: wie Egmont zu leben, das hieße wirklich gelebt, — wenn sich anders so leben läßt!

Daß Egmont nicht bloß leere Worte macht, beweist er sofort, indem er Oraniens Rat ablehnt, sich der Gefahr zu entziehen, die ihm Albas Ankunft bringen könnte; die Gründe, die er für seine Entscheidung vorbringt, zeigen zugleich, daß mit seinem prinzipiellen Leichtnehmen ein hoher Ernst der Gesinnung sich wohl verträgt. Er läßt sich also von Oraniens Klugheit nicht verführen, daß er durch die angesonnene Art der Sorge um die Zukunft sich selbst untreu würde. Immerhin bleibt er von dessen eindringlichen, endlich ergreifenden Vorstellungen nicht unerschüttert. Wie tief muß seine Lebensphilosophie in ihm wurzeln, wenn er ihnen doch widersteht! Wie wichtig muß es ihm sein, sich nicht sich selbst entfremden zu lassen!

Es tritt ein, was Egmont nicht hatte glauben wollen. Wir erfahren von der Regentin, daß Alba wirklich kommt und sie wirklich gehen wird; sie entwirft uns zugleich ein Bild des hohläugigen Toledaners mit der ehernen Stirn und dem Feuerblick, das unsre Sorge für Egmont aufs höchste steigern muß. Egmont besitzt trotzdem die Freiheit des Gemüts, daß er der Geliebten den versprochenen Anblick seiner gefährdeten Ehre und Pracht gewährt. Doch ist er nicht ganz so vertrauensselig, als er zu sein scheint. Zwar spricht er von den Rechten, die ihm der Orden des goldenen Vließes gewähre, ohne einen Zweifel zu äußern; aber er verrät zugleich, daß er die Welt, worin er lebt, recht wohl kennt. Er ist also nicht der Nachtwandler, für den er gehalten werden kann; er hat die Augen nicht bloß offen, er sieht auch damit. Die Frage ist also für ihn vielmehr, wie er sich mit dem, was er sieht, abfinden will. Auch zeigt das Gespräch der Liebenden, daß Egmont bei der Geliebten nicht bloß, wie Schiller meint, eine Zerstreuung sucht. Zu ihr geht er vielmehr, um aus der Zerstreuung sich zu sammeln. Bei ihr, nur bei ihr, ist er ganz er selbst; wie

aber könnte er sein Selbst behaupten, wenn er nicht je und je aus der Verwirrung des Weltlebens ganz zu sich zurückkehren dürfte?

Alba ist nun da. Die Bürger, der Adel von Brüssel wagen kaum mehr laut zu atmen: Egmont ist der einzige, der sein Betragen nicht ändert. Er wird vor Alba gerufen. Aber auch die unmittelbare Gegenwart des Gefürchteten bringt ihn nicht dazu, daß er sich verleugnete. Er redet dem Machthaber nicht nach dem Munde; er läßt sich auch nicht hinreißen, ihn zu reizen. Als wohlmeinender, ehrlicher Vermittler tut er sein möglichstes, Alba eine richtigere Auffassung der Lage beizubringen. Daß er an Arglist nicht glaubt oder nicht glauben will, kommt ihm dabei durchaus zugute.

Endlich bewährt Egmont die höchste Treue gegen sich selbst, nachdem er mit seiner freien, kühnen Art, das Leben zu nehmen, völlig Schiffbruch erlitten zu haben scheint. Fürchterlicher als der drohende Tod ist ihm, wie sich's für ihn ziemt, die gegenwärtige Freiheitsberaubung im Kerker. Der Hoffnung sagt er, in Konsequenz seines Naturells und seiner Denkart, erst Valet, als ihm die völlige Gewißheit seiner Hinrichtung, die Unmöglichkeit jeder Rettung unwidersprechlich versichert wird. Und nun behauptet er das Recht und die Wahrheit seines Lebens durch den paradoxen Schluß, daß er sterben kann, weil er gelebt hat. Er verschmäht es, sich den Abschied vom Leben dadurch zu erleichtern, daß er ihm den Wert abspräche. Auch die Versuchung zur Reue weist er ab, indem er seinen Charakter als sein Schicksal erkennt und bejaht. Er hat sich so wenig selbst verloren, daß er den neugewonnenen jungen Freund mahnen kann, seinem Beispiel zu folgen. Als Sieger, der er ist, schläft er ruhig dem Tode entgegen. Es ist darum auch die innere Wahrheit der Situation, daß er unter den Klängen einer Siegessinfonie auf das Schafott geht. Wir verlassen ihn erhoben und gestärkt; denn er hat uns die

Lebensfrage, die er uns stellte, mit einem siegesgewissen Ja beantwortet: man kann frei und froh leben, wenn man den Tod nicht scheut wie er.

„Egmont" hat also schon so etwas wie einen dramatischen Plan, wenn man den Dichter nur sagen läßt, was er sagen will. Dann erweist sich auch, daß Egmont nicht bloß die „relative Größe" hat, die man von einem dramatischen Helden mit Recht verlangen kann: er ist Goethe eher etwas zu groß geraten. Er ist so wenig ein bloß menschlicher Mensch mit einem das tiefere Interesse ertötenden Zusatz des Allzumenschlichen, daß wir ihn vielmehr als Übermenschen bezeichnen müssen. „O Herr, ihr wißt nicht, was für Worte ihr sprecht!" ruft ihm sein Sekretär zu, nicht etwa gerührt durch seine schöne Humanität, sondern erschreckt über die Kühnheit seines Ganges, um nicht zu sagen: Fluges. Daß aber Goethes eigentliche Absicht wirklich war, Egmonts Heldenkampf um den ganzen freien Wert des Lebens darzustellen, dafür dient noch zum indirekten Beweis, daß er dieses Motiv auch in der Charakteristik der Personen zweiten und dritten Rangs verwendet. Teils leben diese wirklich, und dann in Kraft der Stimmung und Gesinnung, die Egmont beseelt; teils gehen sie des lebenswerten Lebens verlustig, weil sie Egmonts freie Stellung zum Leben nicht einnehmen können oder wollen.

Klärchen erregt ihrer Mutter durch die Freiheit und Kühnheit ihrer Art, das Leben zu nehmen, einen ähnlichen Schrecken wie Egmont seinem Sekretär. Fragt die Mutter, wie's in der Zukunft werden möge, so antwortet sie: „Ach, ich frage nur, ob er mich liebt; und ob er mich liebt, ist das eine Frage?" Die Gegenwart ist ihr alles; es heißt sich um den kostbaren Augenblick betrügen, wenn man sich den Genuß der Gegenwart durch die Sorge um die Zukunft verderben läßt. Die Mutter zeigt ihr freilich auch, wie tief die Sorge den Menschen entwürdigen kann. Sie rät ihr, den Brackenburg in Ehren zu halten, da er sie noch einmal

glücklich machen könne: denn „die Jugend und die schöne Liebe, alles hat sein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann." Darauf schaudert Klärchen, schweigt und fährt auf: „Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken ist schreckhaft! Und wenn er kommt! Wenn wir müssen — dann — wollen wir uns gebärden, wie wir können." Sie hat also an diese Zeit wohl auch schon gedacht, aber nur mit dem Resultat, daß sie jetzt nicht daran denken wolle. Wie Egmont ist Klärchen in ihrem Handeln nicht durch Zwecke bestimmt, sondern nur durch die Gesinnung, die jetzt in ihr lebt; sie ist nicht sittlich, aber rein und groß, weil ihr Sinn rein und groß ist. Daß man, wo das Herz gebietet, vorsichtig die Gefahr bedenkt, heißt ihr „außer sich sein"; sie ist „bei sich", wenn sie dem unmittelbarsten Antrieb ihres Herzens rücksichtslos folgt. Und endlich kann auch sie sterben, weil sie gelebt hat.

Brackenburg kann leben, wie ihm Klärchen bezeugt, und darum soll er leben. Richtiger wäre, daß er nicht sterben kann, und deshalb leben muß. Denn welches Leben ist es, das dieser elende, gute Mensch lebt! Ein Leben ohne Saft und Kraft, dem weder Selbstgefühl noch Mitgefühl einen erfreulichen Gehalt gibt! Brackenburg hat eine von Grund aus falsche Stellung zum Leben. Ihn hindert zwar nicht die Sorge für die Zukunft, daß er den Augenblick ergreife. Aber er kann nicht fahren lassen, was er doch nicht erlangen kann; und so ist er unfrei in seinem Wünschen und Handeln. Obgleich er fühlt, daß Klärchen ihm verloren ist, gewinnt er es nicht über sich, den Gedanken an sie aufzugeben. Er kann nicht in dem Glauben zur Ruhe kommen, daß ihm ein übermächtiges Schicksal die Geliebte versagt habe; für ihn ist es doch nur Egmont, der leider Gottes zwischen ihn und die Jugendgespielin getreten ist. Darum quält ihn auch der Neid. Hinter einem Menschen zurückzustehen ist kränkend, während es nur schmerzlich ist, sich in

sein notwendiges Schicksal ergeben zu müssen. Das Leben also, das er lebt, ist kein Leben zu nennen. Und weil er nicht gelebt hat, kann er auch nicht sterben, so sehr ihm sein Dasein zur Last ist.

Weil Oranien mit seiner Auffassung der politischen Situation gegen Egmont recht behält, glaubt man es Egmont zum Vorwurf machen zu dürfen, daß er Oraniens Rat nicht folgt. Das ist gewiß nicht die Meinung des Dichters. Er läßt seinen Egmont nicht die geringste Reue darüber äußern, daß er sich durch den Freund nicht habe warnen lassen. Egmont will also lieber auf seine Weise untergehen, als auf Oraniens Weise sich das Leben erhalten. Mit Recht; denn er kann gar nicht leben, wie Oranien lebt. Das ist ihm durch die Natur versagt; und er würde sofort alle Sicherheit der Bewegung verlieren, wenn er einem Geiste von so verschiedener Art Einfluß auf seine Entschließungen vergönnte. Mit höherem Recht aber deshalb, weil Egmont wenigstens wirklich lebt, während Oranien überhaupt nicht lebt. Denn Oranien hat keine Gegenwart; die Zukunft, für die er sorgt, wird nie zur Gegenwart, der er sich hingeben könnte. Und wenn er meint, daß er für sich gerne auf das Leben verzichte, da er doch andern die Möglichkeit des Lebens gewinne, so wiegt er sich nach Egmonts Meinung in einer schönen Illusion. Auch Oranien wird nicht erraten und verbinden, was nun einmal nicht zu erraten, zu verbinden ist: das Schicksal eines kommenden Tages. Ob er durch seine Flucht mehr nützt, als schadet: wer will das ausrechnen? Es wird nun eben alles anders, als es sonst geworden wäre; ob besser, ist eine andere Frage. Übrigens wird auch Oranien, indem er sich selbst zu führen glaubt, unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen. Entgeht er jetzt dem Beil des Henkers, so findet ihn doch zu seiner Zeit die Kugel des Mörders. Ein Verlorener ist er so gut wie Egmont; nur daß ihm eine längere Frist gestellt ist.

Merkwürdigerweise teilt Alba Egmonts Fatalismus; nur hat er nicht die innere Freiheit, sich dem unwiderstehlichen Willen des unbegreiflichen Schicksals zu überlassen. Er kennt den Eigensinn des Glücks, „oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Taten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren." Er weiß, daß er im Augenblick des Entscheidens in die dunkle Zukunft greift wie in einen Lostopf: „was du fassest, ist noch zugerollt, dir unbewußt, sei's Treffer oder Fehler". Silva bringt eine Unterströmung in Albas eigenem Denken zum Ausdruck, wenn er vor dem entscheidenden Schlag, den dieser führen will, bekennt: „Ich traue mir es nicht zu sagen; aber meine Hoffnung schwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden, wie er denkt. Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt diese Schale, steigt jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals, und entschieden ist's." Aber Alba zieht aus der unbedingten Übermacht des Schicksals nicht den Schluß, daß man darum genießend und handelnd sich auf den Augenblick beschränken müsse, der allein dem Menschen zu seiner Verfügung gestellt ist. Er kann der Versuchung nicht widerstehen, daß er das Schicksal meistern wolle; ihm, dem Ruhmsüchtigen, Eingebildeten liegt der höchste Genuß des Lebens darin, daß er durch List und Gewalt seinen Willen durchtrotze. Die Strafe bleibt nicht aus: daß ihm jeder freudige Genuß der Gegenwart versagt ist. „Ich freue mich nur über das Geschehene," bekennt er, „und auch über das nicht leicht; denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen gibt." Die Freudlosigkeit seines eigenen Lebens macht ihn zum Unmenschen. In dem leichtsinnigen Wohlwollen, der unachtsamen Fröhlichkeit seines Sohnes erkennt er immer den Leichtsinn der Mutter, der sie ihm unbedingt in die Arme lieferte. Um das Glück des

Sohnes in seinem Sinne zu begründen, will er ihn zum Zeugen von Egmonts Verzweiflung machen, damit alles, was in ihm von Lebensluft und Freude lebt, in einem Augenblick zerstört werde. Aber das Schicksal betrügt Alba auch in diesem Falle um den Erfolg: Ferdinand wird durch Egmont vielmehr darin bestärkt, gern und mit Lust sich dem Leben zu überlassen wie er. —

Goethe hat also in Egmont nicht bloß ein zugleich glückliches und unglückliches Naturell gezeichnet, das auf des Schicksals leichtem Wagen dahinfliegt, bis es endlich zerschellt. Vielmehr ist es für Egmont wesentlich, daß er in seiner individuellen Natur das Gesetz erkennt und bejaht, wonach er leben muß, weil er nicht anders leben kann. Ferner hat Goethe geflissentlich hervorgehoben, daß sich nach Egmonts Weise wirklich leben läßt; ja er neigt sichtlich dem Gedanken zu, daß diese die einzige Möglichkeit eines Lebens gewähre, das gelebt zu werden verdient. Egmont ist Philosoph, und lebt uns die Philosophie dar, die Goethe für sich als die beste Grundlage des Lebens erkannt hat. Daß dies gerne übersehen oder doch nicht hinlänglich gewürdigt wird, hat freilich Goethe selbst mitverschuldet, indem er in „Dichtung und Wahrheit" (das Drama aus späteren Gedanken heraus sich erklärend) den bewußten Willen, mit dem Egmont sein Leben lebt, gegen das Walten des Dämonischen in dessen Schicksal hat zurücktreten lassen. So erscheint ihm nun das Naturhafte an seinem Helden, das ihn wohl auch ursprünglich zur Darstellung gereizt hatte, als die Hauptsache: die persönliche Tapferkeit, die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen, die menschlich ritterliche Größe; so kann er nun, mit Schiller, Egmonts Verhalten einfach genug auf tollkühne Selbstverblendung zurückführen. Aber der alte Goethe ist durchaus nicht immer der beste Erklärer der Werke, die er in den Zeiten seines Werdens schuf; wir müssen diese immer zuerst aus sich selbst verstehen, unabhängig auch von der späteren Auffassung des Dichters selbst. Zur Zeit seiner Entstehung aber war „Egmont" für Goethe nicht bloß die Darstellung eines eigentümlichen Menschenlebens, sondern ein Glaubensbekenntnis und ein Programm. Um die Bedeutung desselben noch in ein helleres Licht zu setzen, gehe ich mit einigen Worten auf „Egmonts" Verhältnis zu „Iphigenie" und „Tasso" ein.

In „Iphigenie" wird die Verwicklung des Schicksals, die der Dichter vorführt, in einer das Gefühl unmittelbar ansprechenden Weise gelöst, indem Iphigenie zu teil wird, wonach sie sich gesehnt; dagegen verbannt sich Tasso durch seinen unglücklichen Charakter unwiderruflich von den Gönnern, an denen doch sein Herz hängt, und Egmont, der Freund des Lebens, muß dem lebensfeindlichen Alba unterliegen. Der Dichter scheint also von einer optimistischen Betrachtung des Lebens zu einer pessimistischen übergegangen zu sein. Das ließe sich dadurch erklären, daß er jene unter der fortschreitenden Erfahrung nicht hätte festhalten können. Denn das Vertrauen in das Wohlwollen der Götter, aus dem Iphigenie lebt, um das sie kämpft, bewährt sich tatsächlich nicht in jeder Not des menschlichen Herzens. Darum wäre es nur zu billigen, daß Goethe in „Egmont" und „Tasso" auf dieses Motiv verzichtet, auch wenn darüber alle Lebensfreudigkeit verloren ginge. Aber so ist es von Goethe doch nicht gemeint; vielmehr spricht sich in diesen „pessimistischen" Dichtungen ein gesteigerter Glaube an das Leben aus. Gerade die Tragik der dargestellten Schicksale dient dem Dichter als Mittel, die unverwüstliche Macht und Schönheit des Lebens zu erweisen.

Ganz deutlich ist das bei Egmont der Fall. Er ist von der Natur mit einer Leichtlebigkeit ausgestattet, welche die Sicherheit seiner Existenz gefährden muß. Indem er sich's zum Grundsatz macht, der Sorge für die Zukunft keinen bestimmenden Einfluß auf das gegenwärtige Leben einzuräumen, steigert er die Gefahr für sich in dem Grade, daß

andre ihn nur mit Sorge betrachten können. Aber nachdem er sich einmal überwunden hat (eine Überwindung wird es auch ihn gekostet haben), dem Tod jeden Moment ins Angesicht zu sehen, lebt er nicht bloß für sich ein Leben, das ihn befriedigt, sondern hat auch auf andre einen belebenden Einfluß. Er ist also nicht verkürzt, sondern ein Liebling der Götter. Auch ist Gehalt und Wert seines Lebens gerade dadurch bedingt, daß er es in wirklicher Gefahr durchleben muß. In sicheren Verhältnissen würde Egmont allerdings der Lebemann ohne Ernst und Größe, den Schiller in ihm sieht; da würde sein Leben zu einer bloßen freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens. Aber damit fiele für ihn selbst das Hochgefühl weg, worin er das in ihm pulsierende Leben doch am stärksten empfindet, am innigsten genießt. Sogar seine Liebe würde ohne den dunklen Hintergrund der beständigen Gefahr zu einer bloßen Tändelei ohne Gehalt und Geschmack herabsinken. Auch das Erquickende, das er für andre hat, gewinnt erst dadurch tiefere Bedeutung, daß ihm in dieser bösen Lage noch die freie Lebenslust aus den Augen sieht. Es wäre also übel angebracht, wenn ihm eine freundliche Gottheit die wirkliche Gefahr ersparen würde: sie würde ihm dadurch eine notwendige Bedingung *seines* Lebens versagen. Egmont verläßt sich denn auch nicht etwa auf das Schicksal, von dem er sich getragen fühlt. Sein Schicksalsglaube ist kein bequemer Aberglaube. Er hilft ihm nur, schwindelfrei seinen gefährlichen Weg zu gehen.

So ist „Egmont" ein Trauerspiel geworden, das uns nicht sowohl Furcht und Mitleid einflößt, als vielmehr den Wunsch und Mut, dem Helden auf seinem gefährlichen Wege zu folgen. Dagegen nimmt Tasso unser Mitgefühl in einem Grade in Anspruch, daß es wohl peinlich werden kann. Denn Tasso kann zu keinem ruhigen Genuß seiner selbst gelangen und schafft dadurch auch andern viel Verdruß, ja herben Schmerz. Und Goethe erregt uns ja keine

Hoffnung, daß Tassos Leben einmal eine erfreulichere Wendung nehmen werde. Trotzdem hinterläßt uns das Schauspiel, wenn wir es nur tief genug auf uns wirken lassen, keineswegs den Eindruck, daß Tasso von der Natur als Stiefkind behandelt worden sei. Seinen gesteigerten Schmerzen entsprechen Momente der Verzücktheit, die ihm eine überreiche Entschädigung gewähren. Der fortwährende jähe Wechsel von Lust und Leid ist ihm ein Lebensbedürfnis. Verzehrt er sich darin rascher als die gewöhnlichen Menschen, so lebt er dafür auch mit einem erhöhten Gefühl von der Bedeutung dessen, was er erlebt. Leidet er mehr als andre, so löst das Leiden dafür in ihm einen Drang des künstlerischen Schaffens aus, der ihm ein Selbstgefühl von unmittelbarer Sicherheit und Klarheit gewährt, das andern versagt bleibt. Das verschafft ihm auch wieder sein Recht gegen die gewöhnlichen Menschen, die sonst versucht sind, auf ihn herabzusehen. Wenn Alphons noch so viel an Tasso zu tragen hat, so muß er doch in eigenem Interesse bestrebt sein, ihn an seinem Hofe zu halten. Er täuscht sich, wenn er meint, daß er eigentlich an Tasso zu fordern hätte. Was er dem Genius gewährt, kann dieser schließlich auch anderswo bekommen; was der Genius ihm gewährt, ist von solchem Wert, daß darüber gar nicht abgerechnet werden kann. Auch ist der Verdruß, den Tasso durch seine unglückliche Anlage andern verursacht, nur vorübergehend; die Früchte, die sie trägt, sind unvergänglich. Daß die Freunde zu erfahren bekommen haben, unter welchen Schmerzen der Dichter die Werke, die sie entzücken, zur Welt bringt, wird ihnen diese nur um so werter machen. Auch das schadet ihnen gar nichts, daß sie fernerhin, wenn sie ihn genießen, sich mit Beschämung gestehen müssen, daß sie seiner Art von Ernst nicht gerecht geworden sind. Sind sie so klein, daß sie sich dadurch die Freude an seinen Gaben verderben lassen, so ist das freilich schlimm; aber das ist doch kein berechtigter Grund der Klage, daß in der Einrichtung

der Welt der menschlichen Eitelkeit nicht mehr Rechnung getragen ist. So überwiegt auch in Tassos Leben das Erfreuliche; nur müssen wir, um das zu erkennen, noch etwas härter geworden sein, als um uns mit Egmonts Schicksal zu versöhnen.

Also überhaupt: das Leben ist schön, ist des Lebens wert. Das ist freilich nicht zu leugnen, daß es nicht auf behagliches Genießen eingerichtet ist. Nicht nur gehört es zu seiner Natur, daß man immer das Leben einsetzen muß, um das Leben zu gewinnen; manches Leben wird auch zu einem aussichtslosen Kampf mit Schwierigkeiten, die doch immer als Qual empfunden werden. Das ist gerade der Fall außerordentlicher Menschen. Doch ist wenigstens an diesen auch zu sehen, daß dann von der Natur eine Wirkung beabsichtigt ist, die das aufgewendete böse Mittel lohnt Dabei müssen wir uns bescheiden.

Drittes Kapitel.

Lehrhaftes.

1.

Daß Goethe nicht leben konnte, ohne sich zugleich Gedanken über das Leben zu machen, tritt in der Periode, die wir nun durchlaufen haben, noch stärker hervor als in seiner Jugend. Das ist nicht anders zu erwarten: indem sich sein Leben erweitert und steigert, nimmt es auch das Denken immer strenger in Anspruch. Wir erfahren denn aus seinen Tagebüchern, daß er im Gespräche mit den Freunden gerne das moralische Roß tummelt. In vielen Briefen gewinnen allgemeine Betrachtungen über die Bedingungen menschlichen Daseins das Übergewicht über die persönliche Mitteilung. Sogar gegen die Geliebte schlägt „der weise Mambres" gerne einen lehrhaften Ton an. Auch als Dichter will Goethe das Leben nicht bloß darstellen, sondern zugleich deuten; gerade in seinen größten Dichtungen gibt er diesem Bedürfnis oft so sehr nach, daß es dem Ästhetiker auch zu viel werden kann. Dagegen hat Goethe in dieser Zeit ausdrücklich abgelehnt, sich mit den Fragen der Welt- und Lebensanschauung, die ihn doch immer anzogen, geflissentlich und methodisch zu beschäftigen. Dafür glaubte er seinen guten Grund zu haben. „Ehe ich eine Silbe *μετὰ τὰ φυσικὰ* schreibe, muß ich notwendig die *φυσικὰ* besser absolviert haben," erklärt er Jacobi. Das läßt sich nun wohl

hören, ist aber für uns doch bedauerlich. Denn die fein- und tiefsinnigen Bemerkungen, die er seinen Briefen und Tagebüchern eingeflochten hat, überlassen es uns, den Zusammenhang des Denkens herzustellen, der dem einzelnen Gedanken erst seinen festen Sinn gibt. In den Dichtungen aber steht die eigentliche Meinung des Dichters von Rechts wegen zwischen den Zeilen; auch wenn Goethe seinem Egmont eingestandenermaßen seine Eigenheiten und Albernheiten aufgeflickt hat, bleibt doch im einzelnen Fall immer ein Zweifel, ob Egmont wirklich auch Goethes Meinung ausdrückt. Darum behält Goethes Lebensanschauung, soweit wir sie nur Zeugnissen entnehmen, deren unmittelbarer Zweck doch nicht ihre Darlegung ist, immer etwas Schwebendes — das sie freilich in Wahrheit auch hatte.

Dieser Mißstand wird auch durch einige Aufsätze nicht völlig gehoben, worin sich Goethe direkt über die letzten Fragen des Daseins ausgesprochen hat. In dem Fragment „Die Natur", das er später seinen Werken einverleibt hat, besäßen wir allerdings ein Credo von wünschenswertester Deutlichkeit — wenn es nur nicht unsicher wäre, welchen Anteil Goethe an dessen Entstehung hat, oder wie weit er es sich wirklich zueignen wollte. Ferner hat sich in seinem Nachlaß eine kurze Abhandlung über die Grundbegriffe der Metaphysik gefunden, die er wohl Frau von Stein in der Zeit ihrer gemeinsamen Spinozastudien diktiert hat. Aber sie läßt dem Zweifel Raum, ob er sich darin nicht mehr nur die Gedanken Spinozas als seine eigene Meinung verdeutlichen wollte. Immerhin können wir mit Hilfe dieser Dokumente noch genauer bestimmen, wie sich das Problem des Daseins Goethe damals darstellte und auf welche Weise er eine Stellung zum Leben zu gewinnen hoffte, die wenigstens für die Praxis genügte. Darum wollen wir ihnen noch eine eingehendere Betrachtung widmen.

2.

Das Fragment „Die Natur" erschien Anfang 1783 in dem (handschriftlichen) Journal von Tiefurt, ohne Angabe des Verfassers, wie es in diesem Korrespondenzbuch der schönen Geister zu Weimar üblich war. Knebel vermutete sofort, daß es von Goethe stamme. Darauf erwiderte ihm dieser: „Der Aufsatz im Tiefurter Journal, dessen du erwähnst, ist nicht von mir, und ich habe bisher ein Geheimnis daraus gemacht, von wem er sei. Ich kann nicht leugnen, daß der Verfasser mit mir umgegangen und mit mir über diese Gegenstände oft gesprochen hat. Er hat mir selbst viel Vergnügen gemacht, und hat eine gewisse Leichtigkeit und Weichheit, die ich ihm vielleicht nicht hätte geben können." Da die Handschrift, die Goethe 1828 aus dem Nachlaß Anna Amalias zurückerhielt, von Goethes Diener und Sekretär Seidel geschrieben ist, drängt sich die Vermutung auf, daß dieser geheimnisvolle Verfasser zu Goethe in einem ähnlichen Verhältnis gestanden habe wie der unbekannte Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts" zu Lessing. Nun scheint sich Knebel aber auch bei Frau von Stein nach ihm erkundigt zu haben, und diese gab ihm eine ganz bestimmte Auskunft: „Goethe ist nicht der Verfasser, wie Sie es glauben, von dem tausendfältigen Ansichtenbilde der Natur; es ist von Tobler; mitunter ist mir's nicht wohltätig, aber es ist reich." Woher sie diese Kenntnis hat, sagt sie nicht. Hat ihr etwa Tobler selbst (der übrigens seit anderthalb Jahren nicht mehr nach Weimar gekommen war) seine Urheberschaft eingestanden? Oder hat Goethe der Geliebten das Geheimnis enthüllt, das er gegen den Freund noch wahren wollte? Oder, wenn das Fragment doch von Goethe stammte: hat sich dieser erlaubt, Charlotten zu mystifizieren? oder hat er sie wenigstens auf eine falsche Spur geleitet, als sie den Verfasser zu erraten suchte? Oder hat etwa Charlotte, um das Geheimnis zu wahren, Knebel eine falsche Auskunft gegeben, als er sie

sondieren wollte? Ehe wir darüber eine Ansicht wagen dürfen, müssen wir uns erst mit dem merkwürdigen Schriftstück genauer bekannt machen.

Es hat nicht den Ton einer nüchternen Abhandlung, vielmehr die Wärme einer begeisterten Expektoration, ja die Innigkeit eines persönlichen Bekenntnisses. Der Verfasser trägt uns seine Anschauung von der Natur als unmittelbar erschaute Wahrheit vor, ohne Vorbehalt und Beweis, ohne strenge Ordnung des Gedankens. Indem wir nun diese etwas zurechtrücken, einige Wiederholungen zusammenziehen, hie und da ein Bindeglied ergänzen, halten wir uns in unserer Wiedergabe sonst möglichst an seine eigenen Worte.

Die Natur ist nicht bloß ein von den Einzeldingen abgezogener Begriff, oder deren Summe oder Produkt, oder die ruhende Substanz, die ihr gemeinsames Wesen bildete; sie ist vielmehr höchst konkret, und zwar durchaus Aktivität, Produktivität. Sie schafft ewig neue Gestalten; sie ist die Mutter, die in ihren Kindern lebt; sie ist die einzige Künstlerin; sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor; sie baut immer und zerstört immer. Ja, sie ist die einzige schaffende Kraft, die es überhaupt gibt. Es gibt nichts, das nicht als ihre Wirkung zu denken wäre; auch das Unnatürlichste ist Natur; man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, wenn man gegen sie wirken will. Darum sieht man sie nirgendwo recht, wenn man sie nicht allenthalben sieht.

Das Wirken der Natur folgt unwandelbaren Gesetzen; doch sollen Ausnahmen, wie es scheint, nicht ganz ausgeschlossen sein: sie sind [nur] selten. Sie benutzt nur wenige Triebfedern in unendlich mannigfaltiger Verbindung. Daraus ergibt sich die merkwürdigste Eigentümlichkeit ihres Lebens: die wesentliche Identität aller seiner Äußerungen bei dem beständigen Wechsel der Erscheinungen. Alles in ihr ist neu, und doch wieder das Alte. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, und doch macht alles eins. Es ist

ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an, und ist alle Augenblicke am Ziel. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist ganz und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Sie ist unendliches Leben, und Leben ist ihre schönste Erfindung. Der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Denn obschon das Leben, das sie erzeugt, überall individuelles Leben ist, macht sie sich doch aus den Individuen nichts. Um das Leben in rastloser Bewegung zu erhalten, schafft sie Bedürfnisse, die, schnell befriedigt, schnell wieder erwachsen. Auf diese Weise treibt sie auch die höchste Erscheinung des Lebens hervor: die Liebe. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen; sie macht Klüfte zwischen alle Wesen, und alles will sich verschlingen.

Das scheint eine recht herbe Art, für das Leben zu sorgen. Doch ist das nicht das Urteil unseres Philosophen. Er erklärt jedes Bedürfnis für eine Wohltat. Dadurch eben macht die Natur, was sie gibt zur Wohltat, daß sie es erst unentbehrlich macht. Gibt die Natur ein Bedürfnis mehr, so ist es eine neue Quelle der Lust. Insbesondere hält sie durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe für ein Leben voll Mühe schadlos.

Auch die selbstherrliche Art, wie die Natur die Geschöpfe ihrer Laune behandelt, könnte wirklich unfreundlich erscheinen. Denn sie sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen; sie läßt sie eine Bahn laufen, die nur sie kennt. Ja sie hat eine Freude an der Illusion. So ist sie die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat. Sie spielt ihr Spiel mit uns; und sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie ihr Spiel zu Ende spielt, ehe sie's merken. Aber es ist doch ein freundliches Spiel, wofern wir nur

darauf eingehen wollen. Sie ist listig, aber zum guten Ziel; und am besten ist's, ihre List nicht zu merken. Wer die Illusion in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann; wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie als ein Kind an ihr Herz. Denn sie liebt ihre Kinder. Keinem ist sie überall karg; den Lieblingen, die sie hat, opfert sie viel; ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft. Abtrotzen läßt sie sich freilich nichts; sie will alles freiwillig geben.

Sie liebt ihre Kinder: vielmehr liebt sie sich selbst in ihren Kindern. Sie schafft das Bedürfnis als eine Quelle der Lust: das bedeutet, daß sie sich spaltet, um sich selbst zu genießen. Sie haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Denn sie behält alles in sich, was sie aus sich herausetzt. Mit einem Wort: sie *ist* alles.

Wie aber genießt sie sich selbst? Sieht sie überhaupt das Schauspiel, das sie mit und für uns spielt, auch selbst? Das wissen wir nicht. Denn obgleich wir mitten in ihr leben, sind wir ihr doch fremd. Gewiß hat sie gedacht und sinnt beständig: aber nicht als Mensch, sondern als Natur. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht; denn sie hat keine Sprache noch Rede, uns ihren eigenen, allumfassenden Sinn zu offenbaren. Aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht; so schafft sie wohl auch Zuschauer für ihr Schauspiel, durch die sie schaut, läßt immer neue Genießer erwachsen, durch die sie genießt. Das verstehen wir, denn das geschieht durch uns selbst. Nur dürfen wir nicht meinen, daß wir dadurch wüßten, was sie an und für sich ist. Denn sie liebt ja die Illusion. Dazu gehört auch, daß sie, die immer dieselbe ist, jedem in einer eigenen Gestalt erscheint. So läßt sie auch jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen; und hat an allen ihre Freude, und findet bei allen ihre Rechnung.

Was folgt daraus? Daß wir uns etwa der allgewaltigen Natur einfügen, unterwerfen, überlassen sollen? So könnte man meinen; aber das wäre doch ein Mißverständnis. Wir brauchen uns nicht darum zu bemühen, in das rechte Verhältnis zu der Natur zu kommen: wir stehen immer darin. Denn wir sind von ihr umschlungen und umgeben, unvermögend aus ihr herauszutreten, unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. Darum ist es bloß als Ausdruck der persönlichen Stimmung aufzufassen, wenn unser Philosoph schließlich ausruft: „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen; sie mag mit mir schalten, sie wird ihr Werk nicht hassen." Sein *letztes* Wort ist ganz folgerichtig: „*Ich* sprach nicht von ihr; nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat *sie* gesprochen. Alles ist ihre Schuld und alles ist ihr Verdienst." —

Als dem alten Goethe dieser Aufsatz (1828) wieder unter die Hände kam, äußerte er darüber: „Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich faktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte. . . . Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten." Die Wahrheit ist, daß dieses Fragment den entschlossensten Pantheismus atmet, der sich überhaupt denken läßt. Sein Urheber scheut vor keiner Konsequenz zurück, durch die man den Pantheismus zu diskreditieren pflegt. Vor allem ist klar, daß im Bannkreis seiner Natur von freier Selbstbestimmung eines ihrer Geschöpfe nicht die Rede sein kann. Die Freiheit des Willens ist eine der Illusionen, an denen die Natur ihre Freude hat. Wir vollbringen, was uns die Natur suggeriert, indem wir es von uns aus zu wollen scheinen. Darum fällt auch Verdienst und Schuld alles menschlichen

Handelns der Natur zu. Daß der Mensch sich seines Verdienstes freut, sich über seine Schuld grämt, gehört selbstverständlich zu dem Spiel, das sich die Natur mit ihm erlaubt, ohne daß er dessen gewahr wird. Da wir ihren Gesetzen gehorchen, auch indem wir ihnen widerstreben, so ist insbesondere die Reue gegenstandslos; sie ist einer der Kunstgriffe der Natur, uns in Bewegung zu erhalten. Unser Philosoph ist also „jenseits von Gut und Böse"; er ist aber auch jenseits von Fromm und Gottlos. Denn er erkennt, daß das Verhältnis zur Natur selbst eine Wirkung der Natur ist. Wohl dem, den die Natur reizt und drängt, sich ihr vertrauensvoll zu überlassen; wen sie nötigt, sich gegen sie zu stellen, der kann natürlich auch nichts machen. Übrigens ist ja alles Mißtrauen, Murren, Kämpfen gegen die Natur bloße Selbsttäuschung. Es gibt keine Sünde. Endlich ist unser Philosoph jenseits von Wahrheit und Irrtum, wenigstens was die Erkenntnis der Natur als eines Ganzen betrifft. Die verschiedenen Vorstellungen, die wir uns von ihr machen, sind, wenn nicht gleich richtig, so doch gleich berechtigt, weil gleich notwendig. Alle Gegensätze der religiösen Meinung verlieren sich in der Unbegreiflichkeit Gottes, die aller Weisheit letzter Schluß ist. So ist insbesondre der Optimismus unsres Philosophen nach seiner eigenen Auffassung jedem Beweis und damit auch jedem Widerspruch entrückt. Der eine fühlt die Natur in sich als belebende Macht: also ist sie's — für ihn. Für den andern kann sie die Macht des Todes sein, weil er sie als solche in sich fühlt. So gut der Tod ihr Kunstgriff sein kann, viel Leben zu haben, so gut könnte sie auch viel Leben hervorbringen, um die Wollust zu haben, es wieder zu vernichten. Daß man die eine oder die andre Deutung bevorzugt, ist bloß Sache der Stimmung und im übrigen auch ganz gleichgültig. Es gehört zum Spiel der Natur, daß sie ihren Geschöpfen diese und jene Deutung ihres Waltens souffliert.

Dieser Entwurf einer Weltanschauung ist eigentümlich und bedeutend genug, daß wir uns bei der Frage nach seinem Urheber noch eine Weile aufhalten. Nun hat man den mitgeteilten Äußerungen Goethes und der Frau von Stein durch die Annahme gerecht werden wollen, daß das Fragment nach Gesprächen mit Goethe von Tobler nicht sowohl verfaßt, sondern nur aufgezeichnet worden sei; — mit dem Goethe im Sommer 1781 intim verkehrte und dem auch die Höhe der Bildung zuzutrauen sei, „daß er Goethe nach allen Seiten erfassen und seine Gedanken in ihrer künstlerischen Gestalt fast wörtlich aus dem Gedächtnis niederschreiben konnte*)." Diese Lösung des Rätsels scheint mir durch den Ton des merkwürdigen Produkts ausgeschlossen zu sein. Es ist (um einen Ausdruck Kierkegaards zu gebrauchen) „dialektische Lyrik", deren hoher Schwung im Zwiegespräch auch mit dem nächsten Freunde als hohles Pathos klänge; und es läßt uns Blicke in das innerste Leben Goethes mit sich selbst werfen, die er zur Zeit seines Verkehrs mit Tobler vielleicht der Geliebten, gewiß aber keinem jüngeren Freunde verstattete, mit dem er doch erst seit kurzem bekannt war. Oder hätte Goethe wohl dem Fremden, der eine Weile in Weimar zu Gaste war, auch nur andeuten mögen, daß ihn ein paar Züge aus dem Becher der Liebe für ein Leben voll Mühe immer wieder schadlos halten? Mit welcher Stimme, welcher Gebärde hätte er ihm endlich zurufen sollen: „Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten; sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr; nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst!" So spricht man über sich selbst nur zu sich selbst oder zu seinem zweiten Ich, und das nur in den Momenten höchster Begeisterung. Also ist dieser

*) R. Steiner, Schriften der Goethegesellschaft, Bd. 7, S. 394 f.

Hymnus auf die Natur eine spontane Expektoration, entweder Goethes, oder Toblers; ein Drittes gibt es nicht. Nun läßt sich natürlich nicht geradezu beweisen, daß Tobler ihn nicht geschrieben haben könne; aber es ist das doch sehr unwahrscheinlich. Zwar wurde der 24jährige Tobler in Weimar (wie Karoline Herder spöttisch an J. G. Müller schreibt) als der philosophischste, gelehrteste Mensch, ja als ein Mensch höherer Art erhoben. Aber dem bloßen Übersetzer, als der er bis dahin hervorgetreten war, ist die Selbständigkeit, Kraft und Schönheit des Ausdrucks, die das Fragment auszeichnen, doch kaum zuzutrauen. Auch verrät dieses einen Reichtum der Erfahrung, eine Weite und Tiefe des Blicks, eine Unbefangenheit des Urteils, die an dem jungen Theologen und Philologen, der 1781 seinen ersten Ausflug in die große Welt machte, mehr als zum Erstaunen wären. Und wenn er, wie wir sonst von ihm hören, an den simplen Lehren des Christentums nicht genug hatte, wenn er bald Christ bald Grieche war, wenn sein einziges Bestreben war, immer menschlicher zu werden: so ist von da bis zu dem rückhaltlosen Pantheismus des Fragments doch noch ein großer Schritt. Dagegen hat Goethe schon 1776 an Lavater schreiben können: „alle deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur"; und er hat später den Gedanken, daß die Menschen, die sich selbst zu führen glauben, im Innersten unwiderstehlich nach ihrem Schicksal gezogen werden, zur Grundlage von Egmonts ganzer Lebensführung gemacht. In seinem Munde können uns die kühnsten Sätze des Fragments nicht überraschen. So neige ich doch zu der Meinung, daß Goethe nicht bloß der mittelbare, sondern der unmittelbare Urheber desselben sei. Daß er sich dessen nach mehr als vierzig Jahren nicht mehr bestimmt erinnerte, möchte kein entscheidender Gegengrund sein. Bedenklicher ist, daß er es bei der ersten Veröffentlichung gegen Knebel verleugnete, daß Frau von Stein (die wohl in das Geheimnis

eingeweiht war) diesem sogar einen falschen Verfasser nannte*). Doch ist das nicht ganz so befremdlich, als es auf den ersten Blick scheinen möchte.

Wenn das Geheimnis gewahrt werden sollte, mußte es auf den allerengsten Kreis beschränkt bleiben. Dafür aber, daß Goethes Verfasserschaft nicht auskomme und besprochen werde, hatte dieser seine guten Gründe. Entscheidend war wohl die Rücksicht auf Frau von Stein. Als Goethe einige Gedichte an sie dem Journal von Tiefurt überließ, gab er sie für Übersetzungen aus dem Griechischen aus. War sein Verhältnis zu der Geliebten kein Geheimnis, so sollte es doch kein Gerede werden. Darum wollte er es nicht Wort haben, daß ihn einige Züge aus dem Becher der Liebe für ein Leben voll Mühe entschädigen. Auch sonst war ihm der Aufsatz etwas zu persönlich geraten. Es lag nicht in Goethes Art, der sich damals zum ehernen Schweiger entwickelte, so offen, wie es hier geschah, wenn er sich als Verfasser bekannte, auf die tiefste Wurzel seines inneren Lebens hinzuweisen. Endlich aber (und das ist für uns die Hauptsache) lag es auch in der Natur der ausgesprochenen Gedanken, daß er nicht für deren verantwortlichen Urheber gelten wollte.

Denn Goethe hatte in einer begeisterten Stunde mehr zu sich selbst gesagt, als er bei ruhiger, nüchterner Überlegung vor sich selbst rechtfertigen konnte. Diese Betrachtung des Lebens ist für den Betrachter selbst überzeugend und wahr nur als Produkt einer bestimmten Gemütsverfassung, die in keinem wirklichen Menschen stetige Dauer hat. Daß die Natur mit uns spielt, daß sie gar durch uns

*) Tobler eignete sich dazu wegen des guten Rufs, den er in Weimar als Philosoph genoß. Andererseits mußte es Knebel sehr verwunderlich erscheinen, daß ihm Tobler, der sein Gast gewesen war, diesen Aufsatz vorenthalten habe. Ob das mehr gegen Toblers Urheberschaft oder für die Aufrichtigkeit der Frau von Stein spricht, wage ich nicht zu entscheiden.

sich selbst fühlt und sieht und über sich selbst spricht: das sehen wir als die Wahrheit unseres Lebens nur in den Augenblicken, da es ihr in ihr Spiel paßt, daß wir uns als ihr Herz, ihre Zunge, ihre Hand wissen. Beliebt es ihr, in der Form durch uns zu wirken, daß sie uns auf, ja gegen sie wirken macht, so stellt sie uns sich gegenüber; — wodurch sie ganz von selbst aus dem unendlichen Untergrund unseres Daseins der endliche Gegenstand unseres endlichen Willens wird. Daß wir in diesem Zustande ihre Unendlichkeit theoretisch (d. h. nominell) festhalten, nützt uns gar nichts: denn wir sehen sie nun einmal jetzt außer uns, also durch uns beschränkt, also nicht in ihrer Absolutheit. Daraus folgt insbesondere, daß wir dann Verdienst und Schuld nicht mehr der Natur zuzuschreiben vermögen, also in die moralische Beurteilung andrer und unsrer selbst zurücktreten. Nur wer für sich in der Natur untergegangen ist, kann der Natur mit innerer Überzeugung und gutem Gewissen die Verantwortung für sein Tun überlassen: das ist ein strenges Naturgesetz, das keine Ausnahme zuläßt. Es hilft uns wieder gar nichts, das „jenseits von Gut und Böse" in einem Lehrsatz festzulegen, zu einem Grundsatz des Lebens zu machen: außerhalb des Gemütszustands, worin wir die Natur (oder Gott) in allem schauen, versagt die bestimmende Kraft dieser angeblichen Erkenntnis. Die höchste Wahrheit ist uns nun einmal nicht als ein Wissen gegeben, das man im dauernden Besitz hat, wenn man sich einmal davon überzeugt hat; sie ist uns nur als momentanes Schauen zugänglich, an dessen Zuverlässigkeit wir in den Zeiten der Gottferne selbst glauben müssen und oft nicht glauben können. Darauf beruht es, daß man über sie nicht streiten, kaum reden kann; darum sind lyrische Ergüsse wie dieses Fragment immer noch ihre wahrste, überzeugendste Darstellung. Und so könnten wir Goethe nur Recht darin geben, wenn er die tiefste Einsicht, die sich ihm erschloß, nicht als verantwortlicher Redakteur zeichnen wollte. Was

die Natur durch seinen Mund über sich selbst sagte, mochte sie selbst vertreten, beweisen, berichtigen oder widerlegen.

Bei diesem Sachverhalt ist es auch nicht zu verwundern, daß Goethe sich nicht immer auf der Höhe dieser Betrachtung gehalten hat. In der Ode „Das Göttliche" wird dem menschlichen Unterscheiden, Wählen und Richten eine Bedeutung zugeschrieben, die damit nicht bestehen kann, daß es nur eines der Mittel in der Hand der Natur ist, das Leben in Bewegung zu halten. „Die Geheimnisse" vollends rühmen die Selbstüberwindung als eine freie Tat, durch die sich der Mensch von der Gewalt befreie, die alle Wesen bindet. Gegen dies „schwer verstandene Wort" erscheint es als ein frivoler Leichtsinn und gefährlicher Wahn, daß wir den Gesetzen der Natur gehorchen, auch indem wir ihnen widerstreben; während von diesem noch schwerer zu verstehenden Wort aus es ganz richtig erscheint (als eine der sinnreichsten Illusionen, die uns die Natur suggeriert), daß der Mensch im Laufe seiner Entwicklung auch eine zeitlang glaubt, sich überwinden zu sollen, um sich über die Natur zu erheben. Hat nun aber Goethe diese Auffassung des Lebens in seinem Bewußtsein nicht immer festhalten können, so bleibt sie doch die mächtige Unterströmung seines Geisteslebens, die diesem seinen eigentümlichen Charakter gibt.

3.

Die „Studie nach Spinoza" erreicht nicht die Tiefe, Anschaulichkeit und Bestimmtheit des Fragments über die Natur. Goethe bewegt sich nicht frei, kommt darum auch nicht auf die höchste Höhe seiner selbst. Doch läßt sich aus der Art, wie er sich fremde Gedanken zueignet, deutlicher erkennen, worauf er selbst hinstrebt. Wir halten uns wieder möglichst an seinen Wortlaut, lösen aber die ursprünglich gesonderten Gedankenreihen, die sich bei ihm mehr nur verschlingen als wirklich verbinden, wieder auseinander.

Der Aufsatz beginnt mit der Behauptung, daß der Be-

griff des Daseins und der Vollkommenheit ein und eben derselbe sei. Was Dasein und was Vollkommenheit sei, wird nicht definiert; doch ist dies der späteren Behauptung zu entnehmen, daß jedes existierende Ding sein Dasein in sich selbst habe und so auch die Übereinstimmung, nach der es existiert. Das Dasein, das Goethe meint, ist also die empirische Existenz; die Vollkommenheit des Seienden besteht wohl eben darin, daß es aus sich existiert und in Übereinstimmung mit sich selbst. Und in diesem Sinne wird von jedem Ding behauptet, daß es vollkommen sei. Daß ein Ding durch ein anderes hervorgebracht werde, ist demgemäß bloßer Schein; vielmehr gibt ein lebendiges Wesen dem andern [nur] Anlaß zu sein und nötigt es [nur], in einem bestimmten Zustand zu existieren. Darum kann auch ein lebendig existierendes Ding durch nichts gemessen werden, was außer ihm ist; es müßte den Maßstab dazu selbst hergeben. Dabei können weder die Teile zum Maß des Ganzen, noch das Ganze zum Maß der Teile angewendet werden; denn in jedem lebendigen Wesen sind das, was wir Teile nennen, dergestalt unzertrennlich vom Ganzen, daß sie nur in und mit demselben begriffen werden können. Der Dinge, die so zu begreifen wären, ist eine ungeheure Menge; die Verhältnisse derselben sind äußerst mannigfaltig.

Diesem objektiven Bestand des Daseins entspricht die subjektive Tätigkeit unseres Geistes. Seelen, die eine innere Kraft haben sich auszubreiten, fangen an zu ordnen, zu fügen und zu verbinden, um zur Erkenntnis, zum Genuß zu gelangen. Wir begreifen oder genießen eine Sache nur dann, wenn sie unserer Natur, unserer Art zu denken und zu empfinden angemessen ist. Darum können wir, als selbst beschränkte Wesen, nur Dinge denken und genießen, die entweder beschränkt sind oder die sich unsere Seele beschränkt.

*) Werke (Weimar, Böhlau) II. Abt., 11. Bd., S. 315—318. Vergl. Goethe-Jahrbuch XII, S. 3—12.

Wahr nennen wir den Eindruck, den die Dinge sowohl einzeln als in Verbindung mit andern auf uns machen, wenn er nur aus ihrem vollständigen Dasein entspringt. (Diesen Eindruck gewinnen wir nicht durch die Sinne; denn der Maßstab, mit dem wir das lebendig existierende Ding zu messen haben, ist höchst geistig und kann durch die Sinne nicht gefunden werden.) Ist das Objekt auf eine solche Weise beschränkt, daß wir es leicht fassen können, und steht es in einem solchen Verhältnis zu unserer Natur, daß wir es gern ergreifen mögen, so nennen wir den Gegenstand schön. Wenn wir ein Verhältnis überblicken, welches in seiner ganzen Entfaltung zu überschauen oder zu ergreifen das Maß unserer Seele eben hinreicht, dann nennen wir den Eindruck groß. Wird die Seele ein Verhältnis gleichsam im Keime gewahr, dessen Harmonie, wenn sie ganz entwickelt wäre, sie nicht ganz auf einmal überschauen oder empfinden könnte, so nennen wir diesen Eindruck erhaben; und es ist der herrlichste, der einer menschlichen Seele zu Teil werden kann.

Das ungeheure Ganze, in dem alle Existenzen begriffen sind, übersteigt natürlich die Fassungskraft der menschlichen Seele in dem Grade, daß sie es nicht auf ihr Maß beschränken kann; wir müssen es also für unendlich erklären. Das Unendliche oder die vollständige Existenz kann von uns also nicht gedacht werden. Wir haben nur insofern einen Begriff vom Unendlichen, als wir uns denken können, daß es eine vollständige Existenz gebe, welche außer der Fassungskraft eines beschränkten Geistes ist. Übrigens können wir auch den Begriff der Existenz und der Vollkommenheit des eingeschränktesten lebendigen Wesens nicht ganz fassen — offenbar, weil es aus sich begriffen werden müßte, während doch die Seele nur denken und empfinden kann, was ihrer Natur angemessen ist. Darum müssen wir auch das Einzelwesen für unendlich erklären*). Es nimmt Teil an der

*) Schon im September 1780 schreibt Goethe an Lavater, daß er aus dem Wort: Individuum est ineffabile, „eine Welt ableite".

Unendlichkeit des Unendlichen, in dem es ist; dagegen ist es kein Teil des Unendlichen. Man kann überhaupt nicht sagen, daß das Unendliche Teil habe. —

Diese Gedanken sind sichtlich von Spinoza abhängig. Aber Goethe hat darin doch nicht bloß dessen Grundsätze wiedergeben wollen, sondern sie zugleich so verändert, daß er sie sich zueignen konnte. Es ist anzunehmen, daß er sich dessen selbst bewußt war. Denn er wandte gegen Jacobis umschreibende Darstellung der Lehre des Spinoza ein: „Sprache und Gedanke sind bei ihm so innig verbunden, daß es mir wenigstens scheint, als sage man ganz was anders, wenn man nicht seine eigensten Worte braucht" — die er doch selbst auch mehr vermieden als gesucht hat. Andrerseits erklärt er ausdrücklich, daß er Spinozas „Vorstellungsart von Natur" nicht habe, obschon unter allen Büchern, die er kenne, die Ethik am meisten mit der seinigen übereinstimme. Es wäre nun eine große und nicht sehr dankbare Mühe, im einzelnen zu untersuchen, wie Goethe Spinozas Gedanken für sich verändert hat. Da er aber auf systematische und methodische Philosophie (oder wie er sagt: auf metaphysische Vorstellungsart) keinen Anspruch macht, so kommt es darauf auch gar nicht an. Von wirklichem Interesse ist nur, worin Goethes „Vorstellungsart von Natur" mit der Spinozas zusammentrifft und sich von ihr unterscheidet. Das können wir aber mit genügender Deutlichkeit und Sicherheit bestimmen, wenn wir zu dieser Studie nach Spinoza und dem Fragment „Die Natur" noch einige direkte Äußerungen über Spinoza beiziehen, die sich in Goethes Briefen an Jacobi finden*).

Der erste Satz der Studie gibt uns sofort den tiefsten Gedanken, der Goethe mit Spinoza verbindet: daß Dasein und Vollkommenheit ein und dasselbe ist. Darin liegt ein Doppeltes: was ist, das ist vollkommen; und was voll-

*) Vom 12. Januar, 9. Juni, 21. Oktober 1785, 5. Mai 1786.

kommen ist, das ist. Ein vollkommenstes Wesen, dessen Vollkommenheit alles gegebene Dasein überragte, dessen überschüssige Vollkommenheit also bloße Möglichkeit wäre, also nirgends *da* wäre, also überhaupt nicht *wäre*: das ist ein Widerspruch in sich selbst. Ist Dasein und Vollkommenheit dasselbe, so auch Dasein und Gott. Für Spinoza ist das Dasein Gott und Gott nichts andres als das Dasein. Goethe ist auch darin einer Meinung mit ihm. „Wenn ihn andere deshalb atheum schelten (schreibt er an Jacobi), so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen." Ihm ist es also die echteste Frömmigkeit, daß man das Dasein mit heiliger Scheu und hingebender Liebe betrachtet; das Dasein von dem erträumten Begriff einer unbedingten, nur leider nicht seienden Vollkommenheit aus verurteilen und berichtigen, also erst vollkommen machen zu wollen, ist ihm gottlose Anmaßung. Daß ihn Spinoza in dieser religiösen Stimmung gegen die Wirklichkeit bestärkt, das ist dessen sehr heilsamer Einfluß auf seine Sinnes- und Handelsweise, den er gegen Jacobi rühmt.

Nun sucht Spinoza die endliche, zerteilte Wirklichkeit aus dem Begriff Gottes abzuleiten. Wie er zu seinem Begriff Gottes gelangt, sagt er uns nicht; deshalb muß er nachher erst durch logische Schlüsse beweisen, daß die unendliche Substanz, die er Gott nennt, auch existieren müsse. Die endlichen Dinge begreift er sodann als modi der unendlichen Substanz. Einen ähnlichen Weg der Betrachtung geht Goethe in dem Fragment „die Natur". Er sucht von der „Natur" aus die Wirklichkeit zu verstehen. Dabei zeigt sich aber sofort eine charakteristische Verschiedenheit. Für Goethe kommt es gar nicht in Frage, ob und wie das wirkliche Dasein dieser „Natur" zu beweisen ist. Zwar sagt auch er nicht, wie er auf den Begriff oder Gedanken derselben gekommen ist. Aber jedes Wort läßt uns erkennen, daß er in seinen Aussagen über die „Natur" nur das runde, volle Bild des Lebens, das er mit Einem Blick erfaßt, nach

verschiedenen Richtungen durchläuft. So zeigt er uns die „Natur" als die Einheit des Daseins. Dabei offenbart es sich, daß er die Welt anders sieht als Spinoza. Ist diesem das Einzelne im Dasein ein Modus der unendlichen Substanz, so ist es für Goethe vielmehr eine Lebensäußerung der Natur. Davon haben wir nachher mehr zu reden. Zunächst müssen wir noch darauf hinweisen, daß Goethe gerade in der Studie nach Spinoza einen andern, den entgegengesetzten Weg der Betrachtung einschlägt. Hier geht er sichtlich von der Erkenntnis des Endlichen, Einzelnen aus. Darum ist ihm nun das Unendliche der problematische Begriff einer vollständigen Existenz, welche außer der Fassungskraft eines beschränkten Geistes ist. Deshalb hebt er nun auch hervor, daß das Unendliche oder die vollständige Existenz von uns nicht gedacht werden könne. Da erhebt sich freilich die Frage, welche Wirklichkeit diesem nicht zu denkenden Unendlichen zukomme. Doch gibt uns Goethe darauf keine Antwort. Zu positiven Aussagen über das Göttliche kann er aber auf diesem Wege der Betrachtung nur gelangen, indem er es in und aus den rebus singularibus erkennt; darum schweigt er am liebsten, wenn es für sich besprochen wird (an Jacobi, 9. Juni 1785). Anders Spinoza. Er kann eine Definition Gottes geben; und er sieht, umgekehrt, die Einzeldinge in Gott. Wie übermächtig aber in Goethe die Tendenz war, bei dem Einzelnen einzusetzen und dessen Erkenntnis zu erweitern und zu vertiefen, bis er an die Grenze des Unendlichen stieß, das verrät sich darin, daß ihn auch Spinoza, vor dessen Blick alle einzelnen Dinge zu verschwinden scheinen, vielmehr zu ihrer näheren und tieferen Betrachtung aufmuntert.

Ob nun aber Goethe das Dasein von der Natur oder von dem Einzelding aus zu erfassen sucht: er sieht es anders als Spinoza. Oder vielmehr: er hat eine andere Welt im Auge als dieser, weil er ein anderes Leben lebt. Goethes „Natur" entspringt und entspricht seinem leidenschaftlich bewegten Innenleben, Spinozas „Gott" einer Seele, deren wirklichstes Erlebnis der Eindruck der mathematisch-logischen Evidenz ist. Darum spielt Goethes „Natur" mit ihren Kindern, hat Freude an der Illusion, flößt ihnen den Wahn und Willen ein, gegen sie zu wirken u. s. f. Spinozas „Gott" kann nicht spielen; er hat keine Spur von Ironie, von Humor. In dem späteren Aufsatz, der unter dem unmittelbaren Einfluß der Beschäftigung mit Spinoza entstanden ist, spricht Goethe eine mehr wissenschaftliche Sprache; aber zu der geometrischen Philosophie Spinozas hat er sich darum doch nicht bekehrt. Denn die Welt, die er dort im Auge hat, ist doch nicht die der ruhenden logischen und mathematischen Verhältnisse; auch nicht die der bloß mechanischen Bewegung; sondern das organische Leben. Das existierende Ding, das nach Goethe sein Dasein in sich hat und so auch die Übereinstimmung mit sich selbst, ist das lebendige Wesen. Das Messen eines Dings ist ihm darum eine grobe Handlung, weil es auf lebendige Körper nicht anders als höchst unvollkommen angewendet werden kann. Von dem lebendig existierenden Ding gilt es, daß es den Maßstab, an dem es gemessen werden kann, selbst hergeben muß; sein Maßstab ist höchst geistiger Natur und kann durch die Sinne nicht gefunden werden. Den Organismus kann oder muß man für „unendlich" erklären, weil der Begriff seiner Existenz und Vollkommenheit nicht ganz zu fassen ist. Wenn Goethe das existierende Ding, dessen Erkenntnis er untersucht, nicht ausdrücklich als ein lebendiges bezeichnet, so verrät er doch durch seine Ausdrucksweise, daß er es sich lebendig, ja beseelt denkt. Spinoza führt uns kaum in Versuchung, daß wir die Illustration zu seinen metaphysischen und erkenntnistheoretischen Lehrsätzen im Reich des Lebendigen suchen; ja, wenn er ausdrücklich vom Menschen redet, rückt er ihn doch in solche Ferne, daß er das Pochen seines Herzens nicht mehr hört. Das ist es, was Goethe auch zu Spinoza hinzieht; diese unendliche Kühle der Betrachtung,

die doch nie in wirkliche Kälte übergeht, tut seinem warmen, leicht erregbaren Geblüt wohl. Andererseits erklärt sich aus dem Gesagten, wie Goethe den „Atheisten" Spinoza nicht bloß theissimum, sondern auch christianissimum finden konnte. Er hat Spinozas Gott eine Lebenswärme eingehaucht, die Spinoza selbst ihm nicht mitteilen konnte. Daß Goethes Betrachtung des Daseins immer an dem organischen Leben orientiert ist, hat noch die wichtige Folge, daß er der Gott-Natur den Zweck nicht so unbedingt absprechen kann wie Spinoza. Das freilich ist auch für ihn ein Widersinn, daß das lebendig existierende Ding seinen Zweck außerhalb seiner selbst habe. Aber er kann das Leben die schönste „Erfindung" der Natur nennen; für die Natur, wie er sie sieht, ist der Tod ein „Kunstgriff", mehr Leben zu haben, das Bedürfnis ein Mittel, das Leben in Bewegung zu halten u. s. f. Also hat diese Natur die Absicht, den Zweck, möglichst viel Leben zu erzeugen. Darauf hat sie immer gedacht, darauf sinnt sie beständig: nur nicht als Mensch, sondern als Natur.

So bestätigt es sich an den wichtigsten Punkten, daß Goethes Vorstellung von der Natur in der Tat nicht die Spinozas ist. Doch dürfen wir die Differenz nicht höher einschätzen, als Goethe selbst es getan hat. Daß Goethe mit Spinoza Dasein, Vollkommenheit und Gottheit identifiziert, entscheidet über seine Stellung in Fragen der Weltanschauung und verbindet ihn ebenso fest mit Spinoza, wie es ihn mit Jacobi und Lavater in einen unüberbrückbaren Gegensatz bringt.

4.

Über die Erkenntnis Gottes (oder der Natur, oder des Unendlichen) habe ich verschiedene Äußerungen Goethes zu berichten gehabt, deren Sinn sich zum Teil nicht genau deckt, zum Teil sogar zu widersprechen scheint. Nach dem Fragment „Die Natur" ist unsre Vorstellung von der Natur

das eigene Werk der Natur, deren Selbstoffenbarung durch unsern Geist und an unsern Geist, oder eine Illusion, die sie uns einflößt. Daraus würde folgen, daß man sich um die Erkenntnis der Natur nicht zu bemühen hat, da sie uns von selbst mitteilt, was sie uns über sich sagen will. Im selben Aufsatz hebt aber Goethe auch nachdrücklich hervor, daß die Natur ihren eigenen allumfassenden Sinn sich selbst vorbehalten hat und sich keine Erklärung entreißen läßt. Desgleichen bekennt er in der Studie nach Spinoza, daß wir nur insofern einen Begriff vom Unendlichen haben, als wir uns denken können, daß es eine vollständige Existenz gebe, welche außer der Fassungskraft eines beschränkten Geistes ist; daß wir aber das Unendliche selbst nicht zu denken vermögen. Daraus würde wieder folgen, daß man sich um die Erkenntnis der unendlichen Natur nicht zu bemühen braucht: weil ja doch alle Mühe umsonst ist. Endlich schreibt Goethe an Jacobi, daß er das göttliche Wesen nur in und aus den rebus singularibus erkenne. Also sollte es doch zu erkennen sein; also sollte es auch einen Wert haben, sich um seine Erkenntnis zu bemühen. Goethe hat keinen Versuch gemacht, diese divergierenden Gedanken zu verbinden; wir können uns also auch die Untersuchung ersparen, ob sie sich vereinigen lassen. Hat aber Goethe über die Erkennbarkeit Gottes sich keine einheitliche Meinung gebildet, so hat er doch zu ihr als einem praktischen Problem eine sichere Stellung eingenommen. Und zwar huldigt er weder einem gleichgültigen und bequemen Indifferentismus, noch einem verzweifelten und schließlich nicht minder bequemen Skeptizismus; vielmehr lebt er der festen Zuversicht, daß allerdings in und aus den Einzeldingen eine Erkenntnis des Göttlichen möglich sei; und er ist entschlossen, auf diesem Weg vorzudringen, so weit er eben kommt. Sein gutes Recht hiezu hat er energisch gegen seine nächsten Freunde behauptet, zuerst gegen Lavater, und als er sich von diesem losgelöst hatte, gegen Jacobi.

Die Unerkennbarkeit Gottes wird von Alters her gerne betont, um dem Glauben Raum zu schaffen. Diese Rolle spielt der Skeptizismus bei Lavater: wie in ihm selbst ein auf den Gefühlseindruck der biblischen Offenbarung sich stützender Glaube das Gegengewicht bildet gegen einen verzehrenden Zweifel, so sucht er auch andre darauf hinzudrängen, daß sie entweder zum Atheismus sich bekennen oder der Offenbarung in Christo sich gläubig unterwerfen. Das eben hat, wie wir sahen, endlich seine Freundschaft mit Goethe gesprengt. Auch Jacobi befolgte eine ähnliche Methode. Erst sucht er nachzuweisen, daß der Spinozismus die einzige konsequente Verstandesphilosophie sei; dann überweist er den Spinozismus des Atheismus; also bleibt als gangbarer Weg zur Gotteserkenntnis, deren wir doch zum Leben bedürfen, nur ein auf das unmittelbare Gefühl sich stützender Glaube. Es ist ihm nicht gelungen, Goethe für seine Glaubensphilosophie zu erwärmen. Dieser durchschaute, durch Lavater gewarnt, die Zweideutigkeit dieses Glaubens, der einerseits Gefühl ist, andrerseits doch einen gewissen Vorstellungsinhalt hat, also nach Bedürfnis bald als bloß subjektive Stimmung oder Gesinnung, bald als objektives Wissen behandelt werden kann. Er läßt es dem Freunde nicht ungerügt hingehen, daß er sich eines so schwankenden Begriffs bedient, und warnt ihn ernstlich vor der Manier der „Glaubenssophisten", „denen es höchst angelegen sein muß, alle Gewißheit des Wissens zu verdunkeln und mit den Wolken ihres schwankenden lustigen Reichs zu überziehen, da sie die Grundfesten der Wahrheit doch nicht erschüttern können." Behauptet Jacobi, daß man Gott nur glauben könne, so hält Goethe dagegen viel aufs Schauen; ihm ist die Erkenntnis des Göttlichen, die er aus der Betrachtung der Einzeldinge schöpft, ein richtiges Wissen; und sie ist ihm, so bescheiden ihre Resultate sein mögen, das einzige wirkliche Wissen von Gott, das dem Menschen zugänglich ist. Darin läßt er sich weder durch den angeblichen Reichtum der aus dem Gemüt oder der Offenbarung stammenden Glaubenswahrheit irre machen, noch durch deren beseligende Wirkungen; auch die Warnung vor geistigem Hochmut, die Mahnung zu kindlicher Einfalt verschlägt bei ihm nichts. Er hat mit den Glaubenssophisten gründlich abgerechnet; und ihre Kunstgriffe imponieren ihm so wenig, daß er ihren Glauben nur eben noch mit ihrer Beschränktheit entschuldigen kann. Auf diesem Punkte zeigt ihn das Fragment eines Aufsatzes, den er wohl während der Auseinandersetzung mit Jacobi Frau von Stein diktiert hat. Als Zeugnis der sichern Entschlossenheit, mit der sich Goethe von jedem Glauben abwendet, der die gegebene Wirklichkeit überfliegen oder umgehen will, möge es hier eine Stelle finden, da es in den gangbaren Ausgaben von Goethes Werken nicht zu finden ist*).

„Ein Gleiches geschieht, wenn sich Menschen nach ihrer Fähigkeit ein Ganzes, es sei so reich oder arm als es wolle, von dem Zusammenhange der Dinge gebildet und nunmehr den Kreis zugeschlossen haben. Sie werden dasjenige, was sie am bequemsten denken, worin sie einen Genuß finden können, für das Gewisseste und Sicherste halten; ja man wird meistenteils bemerken, daß sie andere, welche sich nicht so leicht beruhigen und mehr Verhältnisse göttlicher und menschlicher Dinge aufzusuchen und zu erkennen streben, mit einem zufriedenen Mitleid ansehen und bei jeder Gelegenheit bescheiden trotzig merken lassen, daß sie im Wahren eine Sicherheit gefunden, welche über allen Beweis und Verstand erhaben sei. Sie können nicht genug ihre innere beneidenswerte Ruhe und Freude rühmen und diese Glückseligkeit einem jeden als das letzte Ziel andeuten. Da sie aber weder klar zu entdecken im stand sind, auf welchem Weg sie

*) Es ist an den S. 310 Anm. genannten Orten als Schluß der „Studie nach Spinoza" mitgeteilt. Aber die ersten Worte („Ein Gleiches geschieht . . .") weisen nicht auf diese zurück, sind deshalb auch nicht zu verstehen.

zu dieser Überzeugung gelangen, noch was eigentlich der Grund derselben ist, sondern bloß von Gewißheit als Gewißheit sprechen, so bleibt auch dem Lehrbegierigen wenig Trost bei ihnen, indem er immer hören muß, das Gemüt müsse immer einfältiger und einfältiger werden, sich nur auf einen Punkt hinrichten, sich aller mannigfaltigen, verwirrenden Verhältnisse entschlagen, und nur alsdann könne man aber auch um desto sicherer in einem Zustande sein Glück finden, der ein freiwilliges Geschenk und eine besondere Gabe Gottes sei. Nun möchten wir zwar nach unsrer Art zu denken diese Beschränkung keine Gabe nennen, weil ein Mangel nicht als eine Gabe angesehen werden kann; wohl aber möchten wir es als eine Gnade der Natur ansehen, daß sie, da der Mensch nur meist zu unvollständigen Begriffen zu gelangen im stande ist, sie ihn doch mit einer solchen Zufriedenheit in seiner Enge versorgt hat." —

Will Goethe das göttliche Wesen in und aus den Einzeldingen erkennen, so ist ihm auch, umgekehrt, bei deren Betrachtung die Hauptsache, daß er in ihnen das göttliche Wesen sieht. Die Natur erforschen heißt für ihn, daß er sich's im Anschauen der Werke Gottes wohl sein läßt. Eine Sache begreifen und eine Sache genießen ist für ihn so nahe verwandt, daß er beides nicht nur nebeneinander, sondern geradezu gleichsetzen kann. Das Naturgesetz als das bloße hypothetische Urteil, daß die Bewegung B eintreten muß, wenn die Bewegung A vorhergegangen ist, hat für ihn kein begeisterndes Interesse. Da ihm Dasein und Vollkommenheit ein und dasselbe ist, begreift er das Dasein dann, wenn er es in seiner Vollkommenheit versteht. Dazu gehört, daß er alles einzelne zugleich in seiner Besonderheit wie in seiner typischen Allgemeinheit sieht. Was die Natur schafft, ist ja alles alt und neu: nämlich die eigentümliche, erstmalige und unwiederholbare Verbindung der sich ewig wiederholenden Urmotive des Daseins. Dies zu schauen gewährt zugleich einen ästhetischen Genuß: weshalb auch

Wissenschaft und Kunst einer gemeinsamen Wurzel entspringen. Die Vollkommenheit eines Dings besteht ferner darin, daß es aus sich selbst existiert. Wir erkennen es also erst dann, wenn wir die lebendigen Kräfte in ihrer Wirksamkeit sehen, die ihm im Kreislauf des Lebens seine besondere Bahn bestimmen. Da diese Betrachtung unser Vertrauen in die unzerstörbare Kraft des Lebens erhöht, wird sie erbaulich im schönsten Sinne des Worts. Andererseits bewahrt sie uns vor Willkür und Überhebung, indem sie uns die engen Grenzen zeigt, die jedem Einzelwesen gezogen sind, und die strenge Notwendigkeit, mit der ihm sein Lauf vorgeschrieben ist. Diese Naturbetrachtung kann also wohl für eine Theologie gelten. Mehr an Erbauung kann auch kein Glaube gewähren, als etwa den Wahn, daß man mit Hilfe eines Gottes, der mit der Wirklichkeit frei schalten könne, für sich wohl auch eine Ausnahme von den allgemeinen Gesetzen des Lebens erreichen möge.

5.

Als Goethe nach Weimar kam, entdeckte er bald, daß ihn das Schicksal nur in eine neue Schule genommen habe. Auch fernerhin hebt er während der Jahre, die wir nun mit ihm durchlaufen haben, in seinen Briefen oft genug hervor, wie viel er schon gelernt und noch zu lernen habe. Wenn wir nun aber festzustellen versuchen, was bei diesem fortwährenden Lernen herausgekommen sei, so sind wir in einer gewissen Verlegenheit: denn in allen entscheidenden Fragen der Welt- und Lebensanschauung denkt er am Ende dieser langen Lehrzeit nicht anders als zuvor. Und doch hat sich seine ganze Betrachtung des Lebens unverkennbar geändert: was er ungefähr so schon vor zehn Jahren gesagt hat oder doch gesagt haben könnte, mutet uns jetzt aus seinem Munde ganz anders an. In der Tat hat sich Goethes Denken über die höchsten Probleme des Daseins in dieser Periode kaum von der Stelle bewegt: aber auf

der Stelle hat er eine Wendung vollzogen, die ihn in ein neues Verhältnis zum Leben brachte.

Gleichgeblieben ist sich Goethe darin, daß er auch den Menschen als ein Stück Natur betrachtet. Unter dem Druck unnatürlicher Verhältnisse hat er sich allerdings dem Gedanken genähert, daß der Mensch sich kraft freier Entsagung dem Zwang der Natur entziehen müsse. Aber diese Auffassung des Lebens bleibt ihm doch im Innersten fremd. Der „Naturalismus" gewinnt bald wieder und immer entschiedener das Übergewicht; das heißt: der Mensch kann nach Goethes Meinung mit Sinn und Verstand doch nur das Stück Natur sein wollen, das er nun einmal ist.

Nun glaubte aber Goethe in seiner Jugend durch das unendliche Herz in einem unmittelbaren Einverständnis mit der unendlichen Natur zu stehen. Er hat Gott im Gefühl; das Gefühl ist ihm die Legitimation alles Guten; das Gefühl ist auch die Quelle des künstlerischen Enthusiasmus. Diese Selbstgewißheit des sich fühlenden Herzens verliert sich in dieser Zeit mehr und mehr, und dadurch bekommt das Leben für Goethe ein ganz anderes Gesicht.

Hat er Gott nicht mehr im Gefühl, so ist ihm ein unmittelbarer Besitz und Genuß Gottes überhaupt nicht mehr möglich. Er kann also Gott nur erkennen und genießen in seinen Werken. Daraus folgt eine gesteigerte Abneigung gegen eine Religiosität, die ein Verhältnis zu Gott behauptet und verlangt, das neben der Beschäftigung mit den Werken Gottes (also mit dem Endlichen) herginge. Hat das Herz seine Selbstgewißheit verloren, so kann es ferner auch nicht mehr beanspruchen, daß es das praktische Leben bestimme. Aber an seine Stelle tritt nicht etwa ein Sittengesetz, das unbedingten Gehorsam heischen könnte. Vielmehr neigt sich Goethe nun einer Lebensklugheit zu, die unter den gegebenen, festen Verhältnissen des Daseins ein Maximum von Befriedigung erstrebt. Das Unbedingte ist für ihn im Tun so wenig erreichbar wie im Erkennen.

Endlich verliert auch die Kunst, indem sie aufhört, die unmittelbare Sprache des Herzens zu sein, die direkte Beziehung auf das Unendliche. Sah Goethe früher des Künstlers Aufgabe, Glück und Ruhm darin, daß er das Unendliche wenigstens ahnen lasse: so ist ihm jetzt die Probe der Künstlerschaft, daß der Künstler nichts hat machen wollen, als was eben dasteht. In der Beschränkung zeigt sich ihm nun der Meister.

So ist es von tiefer symbolischer Bedeutung, daß Goethe durch die Reise nach Italien *der Erde* näherkommen will. Er neigt sich einem Leben zu, das sich in jeder Hinsicht bewußt und absichtlich auf die Endlichkeit beschränkt. Das Unendliche, zu dem er früher im Gefühl ein unmittelbares Verhältnis gehabt hatte, wird ihm mehr und mehr zum Horizont, der jeweilig einen bestimmten Ausschnitt der Endlichkeit abrundet, der aber selbst weder ein Gegenstand der Betrachtung, noch ein Ziel des Strebens ist.

Frommanns Klassiker der Philosophie.

Herausgegeben von

Prof. Dr. **Richard Falckenberg** in Erlangen.

Strassburger Post: Auch wir möchten diese Sammlung von Monographien dem deutschen Publikum aufs wärmste empfehlen, ja, wir nehmen keinen Anstand, diese klar geschriebenen Einführungen in das Reich der Denkerfürsten als den Grundstock jeder gediegenen Privatbibliothek zu bezeichnen. Dazu eignen sich die Monographien, nebenbei bemerkt, auch durch ihre vornehme Ausstattung.

I. **G. Th. Fechner.** Von Prof. Dr. *K. Lasswitz* in Gotha. Mit Fechners Bildnis. 3. Aufl. 214 S. Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.—.

I. Leben und Wirken. — II. Das Weltbild. 1. Die Bewegung. 2. Das Bewusstsein.

II. **Hobbes** Leben und Lehre. Von Prof. Dr. *Ferd. Tönnies.* 246 S. *(Vergriffen.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Leben des Hobbes. — II. Lehre des Hobbes: Logik. Grund-Begriffe. Die mechanischen Grundsätze. Die Physik. Die Anthropologie. Das Naturrecht.

III. **S. Kierkegaard** als Philosoph. Von Prof. Dr. *H. Höffding* in Kopenhagen. Mit Kierkegaards Bildnis. 2. Aufl. 167 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Die romantisch-spekulative Religionsphilosophie. — II. K's. ältere Zeitgenossen in Dänemark. — III. K's. Persönlichkeit. — IV. K's. Philosophie.

IV. **Rousseau** und seine Philosophie. Von Prof. Dr. *H. Höffding* in Kopenhagen. 3. Aufl. 150 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Rousseaus Erweckung und sein Problem. — II. R. und seine Bekenntnisse. — III. Leben, Charakter und Werke. — IV. Die Philosophie Rousseaus.

V. **Herbert Spencer.** Von Dr. *Otto Gaupp* in London. Mit Spencers Bildnis. 3. verm. Aufl. 203 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Spencers Leben. — II. Spencers Werk. 1. Zur Entstehungsgeschichte der Entwicklungsphilosophie. 2. Die Prinzipienlehre. 3. Biologie und Psychologie. 4. Soziologie und Ethik.

VI. **Fr. Nietzsche.** Der Künstler und der Denker. Von Prof. Dr. *Alois Riehl* in Berlin. Mit Nietzsches Bildnis. 5. Aufl. 176 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Die Schriften und die Persönlichkeit. — II. Der Künstler. — III. Der Denker.

VII. **J. Kant.** Sein Leben und seine Lehre. Von Prof. Dr. *Friedr. Paulsen* in Berlin. Mit Kants Bildnis und Brieffaksimile aus 1792. 4. Aufl. 440 S. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

I. Kants Leben und philosophische Entwickelung. — II. Das philosophische System. 1. Die theoretische Philosophie: Die Erkenntnistheorie. Die Metaphysik. 2. Die praktische Philosophie: Die Moralphilosophie. Die Rechts- und Staatslehre. Die Lehre von Religion und Kirche.

VIII. **Aristoteles.** Von Prof. Dr. *Herm. Siebeck* in Giessen. 2. Aufl. 151 S. Brosch. M. 1.75. Geb. M. 2.25.

I. Einleitung. — II. Aristoteles' Leben. — III. Metaphysik und Naturphilosophie. — IV. Das Organische. Leib und Seele. — V. Ethik und Staatslehre. — VI. Kunsttheorie. — VII. Methodologisches. — VIII. Zur Würdigung der aristotelischen Philosophie. Ihr historisches Fortleben.

IX. **Platon.** Von Prof. Dr. *Wilhelm Windelband* in Heidelberg. Mit Platons Bildnis. 4. Aufl. 197 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Der Mann. — II. Der Lehrer. — III. Der Schriftsteller. — IV. Der Philosoph. — V. Der Theologe. — VI. Der Sozialpolitiker. — VII. Der Prophet.

X. **Schopenhauer.** Seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube. Von Prof. Dr. *Johannes Volkelt* in Leipzig. Mit Schopenhauers Bildnis. 3. Aufl. 476 S. Brosch. M. 5.—. Geb. M. 6.—.

Das Buch erscheint uns als die beste zusammenfassende Darstellung Schopenhauers, die wir in deutscher Sprache besitzen. (Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.)

XI. **Thomas Carlyle.** Von Prof. Dr. *Paul Hensel* in Erlangen. Mit Carlyles Bildnis. 2. Aufl. 218 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

1. Anfänge. — 2. Vorbedingungen und innere Kämpfe. — 3. Bis zur Uebersiedlung nach London. — 4. Der Mensch und die Natur. — 5. Leben in London bis zum Tode von Jane Welsh Carlyle. — 6. Geschichtsphilosophie. — 7. Das gegenwärtige Zeitalter. — 8. Das Ende.

XII. **Hermann Lotze.** Von Prof. Dr. *Richard Falckenberg* in Erlangen. **Erster Teil: Das Leben und die Entstehung der Schriften nach den Briefen.** Mit Lotzes Bildnis. 206 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

XIII. **W. Wundt** als Psycholog und als Philosoph. Von Prof. Dr. *Edmund König* in Sondershausen. Mit Wundts Bildnis. 3. Aufl. 232 S. Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.—.

I. Wundts philosophische Stellung im allgemeinen. — II. Wundts wissenschaftlicher Entwickelungsgang. — III. Die Theorie des Erkennens. — IV. Die Prinzipien der Naturwissenschaft. — V. Die Prinzipien der Psychologie. — VI. Die Ergebnisse der Psychologie. — VII. Die Prinzipien der Geisteswissenschaften. — VIII. Die Metaphysik. — IX. Die Ethik.

XIV. **J. Stuart Mill.** Sein Leben und Lebenswerk. Von Dr. *S. Saenger* in Berlin. Mit Mills Bildnis. 212 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Einleitung. — II. Leben und Lebenswerk. — III. Mills System der deduktiven und induktiven Logik. — IV. Zur Logik der Geisteswissenschaften. — V. Mills Phänomenalismus. — VI. Praktische Philosophie. — Ewigkeitsbetrachtungen.

XV. **Goethe als Denker.** Von Prof. Dr. *Herm. Siebeck* in Giessen. 2. Aufl. 247 S. Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.—.

I. Einleitendes. Die Erkenntnis. — II. Die Natur. — III. Gott und Welt. Religion. — IV. Ethik und Lebensanschauung. — V. Schlussbetrachtungen.

XVI. **Die Stoa.** Von Prof. Dr. *Paul Barth* in Leipzig. 2. erweiterte Auflage. 312 S. Brosch. M. 3.—. Geb. M. 3.75.

I. Der geschichtliche Hintergrund der Stoa. — II. Die äussere Geschichte der Stoa. — III. Die Lehre. — IV. Das Verhältnis der Stoa zu anderen Schulen. — V. Das Verhältnis der Stoa zur positiven Wissenschaft. — VI. Die Nachwirkung der Stoa im Christentum und in der neueren Philosophie.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

XVII. **Ludwig Feuerbach.** Von Prof. Dr. *Friedrich Jodl* in Wien. Mit Feuerbachs Bildnis. 141 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Ausgangspunkt der Philosophie Feuerbachs. — II. Erkenntnistheorie und Ontologie. — III. Religionsphilosophie. — Anmerkungen und Belegstellen.

XVIII. **René Descartes.** Von Dr. *A. Hoffmann* in Berlin. 204 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

1. Kindheit und Schule. — 2. Periode des Skeptizismus. — 3. Periode der systematischen Wissenschaftsforschung. — 4. Grundlegung der Metaphysik. — 5. Systematische Durchbildung der Metaphysik. — 6. Allgemeine metaphysische Grundlagen. — 7. Naturphilosophie. — 8. Psychologie und Ethik.

XIX. **Lessing als Philosoph.** Von Prof. Dr. *Chr. Schrempf* in Stuttgart. 203 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

I. Lessings religiöse und philosophische Entwicklung bis 1760. — II. Lessings Gedanken zur Theorie der Kunst. — III. Lessing als Vorkämpfer der intellektuellen Redlichkeit.

XX. **Ed. v. Hartmann.** Von Dr. *Otto Braun*. 262 S. Brosch. M. 3.—. Geb. M. 3.75.

In Vorbereitung sind: **Comte, Emerson, Fichte, Hegel, Schiller als Philosoph, Schleiermacher, Spinoza.**

Ludwig Feuerbachs sämtliche Werke.

Neu herausgegeben von

Wilhelm Bolin und **Friedrich Jodl.**

Säkular-Ausgabe in 10 Bänden.

Subskriptionspreis für den Band: Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Bis jetzt sind erschienen:

Band I. **Gedanken über Tod und Unsterblichkeit.**
„ II. **Philosophische Kritiken und Grundsätze.**
„ III. **Geschichte der neueren Philosophie.**
„ V. **Pierre Bayle.** Mit einer biogr. Einleitung.
„ VI. **Das Wesen des Christentums.**
„ VII. **Erläut. u. Ergänz. z. Wesen d. Christentums.**
„ VIII. **Vorlesungen über das Wesen der Religion.**
„ IX. **Theogonie.**

In Vorbereitung sind:

Band IV. **Entwicklung und Darstellung der Philosophie Leibniz'.**
„ X. **Schriften z. Ethik u. nachgelassene Aphorismen.**

Einzelne Bände dieser Gesamtausgabe werden nicht abgegeben, dagegen ist eine **Sonderausgabe** erschienen von Band VI u. VIII:

Das Wesen des Christentums. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Vorlesungen über das Wesen der Religion.
Brosch. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

Politiker und Nationalökonomen.

Eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen.

Herausgegeben von

Dr. G. Schmoller und **Dr. O. Hintze,**
Professoren an der Universität Berlin.

I. **Machiavelli.** Von Prof. Dr. *Richard Fester* in Erlangen. 214 S. Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.—.

II. **Lassalle.** Von Dr. *Hermann Oncken*, Prof. der Geschichte an der Universität Giessen. 458 S. Brosch. M. 5.—. Geb. M. 6.—.

Diese Sammlung ist nicht nur für Fachgelehrte, sondern vornehmlich für das ganze gebildete Publikum bestimmt, und stellt sich als Aufgabe, die Wissenschaft vom Staats- und Gesellschaftsleben zu fördern und die politische und soziale Bildung zu klären und zu vertiefen.
Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Anti-Pietist, Der. 67 S. Brosch. M. 1.—.

Ein prächtiges kleines Büchlein. Warmes religiöses Empfinden ist mit Kenntnis des praktischen Lebens zu einem herzerfrischenden und herzerwärmenden Ganzen innig gemischt. (Evangel. Gemeindebl. f. d. Herzogt. Braunschweig.)

Barth, Prof. Dr. **Paul,** Die Stoa. 2. erweiterte Auflage. 312 S. *(Klassiker d. Philosophie XVI.)* Brosch. M. 3.—. Geb. M. 3.75.

Bauch, Dr. phil. **Bruno,** Glückseligkeit und Persönlichkeit in der kritischen Ethik. 101 S. Brosch. M. 1.80.

I. Die notwendige Geltung des Sittengesetzes nach der kritischen Ethik. — II. Das Verhältnis der Glückseligkeit zur Sittlichkeit. — III. Die Stellung der Persönlichkeit in der kritischen Ethik.

Baumann, Julius, Die Grundfrage der Religion. Versuch einer auf den realen Wissenschaften ruhenden Gotteslehre. 72 S. Brosch. M. 1.20.

— — Wie Christus urteilen und handeln würde, wenn er heutzutage unter uns lebte. 88 S. Brosch. M. 1.40.

Bender, Prof. Dr. **Wilh.,** Mythologie und Metaphysik. Grundlinien einer Geschichte der Weltanschauungen. I. Band: Die Entstehung der Weltanschauungen im griech. Altertum. 296 S. Brosch. M. 4.—.

Boer, T. J. de, Geschichte der Philosophie im Islam. 191 S. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Das vorliegende Buch gibt einen interessanten Aufschluss über die Männer, die im Islam, namentlich im Mittelalter, griechisches Denken in die orientalische Welt des Islam einzuführen suchten. (Akadem. Blätter, Berlin.)

Bolin, Wilhelm, Pierre Bayle, sein Leben und seine Schriften. 114 S. Brosch. M. 2.—.

Inhaltlich ruht diese Schrift auf der umfangreichen Biographie Bayles aus der Feder Pierre Desmaizeaux', doch frei in der Haltung und um manche wichtige Daten bereichert.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Boucke, Prof. Dr. **Ewald A.,** Goethes Weltanschauung auf historischer Grundlage. Ein Beitrag z. Geschichte d. dynamischen Denkrichtung u. Gegensatzlehre. 480 S. Brosch. M. 8.—. Geb. M. 9.20.

Braun, Dr. **Otto,** Ed. v. Hartmann. 262 S. Brosch. M. 3.—. *(Klassiker der Philosophie XX.)* Geb. M. 3.75.

Diez, Prof. Dr. **Max,** Schiller. 184 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.80.

I. Schiller und Goethe. — II. Schillers Werden. — III. Schillers Jugenddichtung. — IV. Schiller in der Vollendung.

— — Goethe. 180 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.80.

I. Goethes Leben und seine Zeit. — II. III. Goethes Dichtung und sein Talent. — IV. Goethes Weltanschauung und sein Charakter.

— — Julius Klaiber. Ein Lebensbild. 40 S. Brosch. M. —.60.

— — Theorie des Gefühls zur Begründung der Aesthetik. 172 S. Brosch. M. 2.70.

Dilles, Dr. phil. **Ludwig,** Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. 2 Teile. 549 S. Brosch. M. 10.—.

I. Teil: Subjekt und Aussenwelt. Ihr wahres Wesen und Verhältnis 284 S. Brosch. M. 5.—

II. Teil: Die Urfaktoren des Daseins und das letzte Weltprinzip Grundlinien der Ethik. 265 S. Brosch. M. 5.—

Das Werk wendet sich in erster Linie an die Fachgelehrten, ist aber vermöge seiner Darstellung allen Kreisen der Gebildeten zugänglich.

Döring, Direktor Dr. **A.,** Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher. 431 S. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

I. Der Stoff des ethischen Unterrichts. 1. Der Inhalt der sittlichen Forderung. 2. Das Zustandekommen des Sittlichen. — II. Die dem ethischen Unterrichte vorangehende sittliche Erziehung.

Dreyer, Max, Frauenwille. Erzählungen. 2. Aufl. 388 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

Inhalt: Jochen Jürgens. — Geschichte einer Denkerin. — Der Hängeboden. Eine Junggesellentragödie.

Eulenburg-Hertefeld, Philipp Fürst zu, Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau. 47 S. Brosch. M. 1.—.

Exsul, Psychische Kraftübertragung, enthaltend unter anderem einen Beitrag zur Lehre von dem Unterschied der Stände. 23 S. Brosch. M. —.50.

Falckenberg, Prof. Dr. **Richard,** Hermann Lotze. Erster Teil: Leben und Schriften. Mit Lotzes Bildnis. 206 S. *(Klassiker d. Philos. XII.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Fauser, Dr. med. **A.,** Bildung und Kirche. Vom Standpunkt des Laien aus beleuchtet. 24 S. Brosch. M. —.50.

Fechtner, Dr. **Ed.,** John Locke, ein Bild aus den geistigen Kämpfen Englands im 17. Jahrhundert. 310 S. Brosch. M. 5.—.

Blätter für literar. Unterhaltung: Die Biographie Fechtners über Locke wird jeder, der sich mit diesem Denker beschäftigt hat oder beschäftigen will, sowie jeder Gebildete mit grossem Vergnügen und Genuss lesen.

Fester, Prof. Dr. **Richard,** Machiavelli. 214 S. *(Politiker u. Nationalökonomen I.)* Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.—.

Feuerbach, Ludwig, Sämtliche Werke. Neu herausg. von *Wilh. Bolin* u. *Friedr. Jodl.* 10 Bände. Jeder Band: Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—. Erschienen sind: Bd. I—III, V—IX; die weiteren sind in Vorbereitung.

Daraus Sonderdruck von Band VI u. VIII:

— — Das Wesen des Christentums. Neu herausgeg. von *Wilh. Bolin.* 422 S. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

— — Vorlesungen über das Wesen der Religion. Neu herausgegeben von *Wilh. Bolin.* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 3.—

Finckh, Stadtpfarrer **Martin,** Kritik und Christentum. 2. Aufl. 234 S. Brosch. M. 1.20.

Freudenthal, Prof. **J.,** Das Leben Spinozas. 364 S. Brosch. M. 6.80. Geb. M. 7.80.

Frankfurter Zeitung: Wir besassen bis jetzt überhaupt noch keine ausführliche, auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhende Biographie des grossen Pantheisten in deutscher Sprache. Um so erfreulicher ist es, dass die erste, die uns geboten wird, von dem besten Spinozakenner in Deutschland herrührt. Durch gründliche Studien vorbereitet, war Freudenthal in der Tat der berufene Mann zu der nun vorliegenden, nicht bloss für Gelehrte, sondern für die weitesten Kreise der Gebildeten bestimmten Darstellung.

Frommann, F. J., Das Frommannsche Haus und seine Freunde. (Goethe und Minna Herzlieb.) Dritte durch einen Lebensabriss F. J. Frommanns vermehrte Ausgabe. 191 S. Brosch. M. 3.—.

Gaupp, Dr. **Otto,** Herbert Spencer. Mit Spencers Bildnis. 3. Aufl. 203 S. *(Klassiker d. Philosophie V.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Gerok, Stadtpfarrer **G.,** Unsere Gebildeten und die Kirche. Ein Versuch zur Verständigung. 30 S. Brosch. M. —.50.

Gobineau, Graf, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von Prof. Dr. *Ludwig Schemann.* 3. Aufl.

4 Bände.	1576 S.	Brosch.	M. 17.—.	Geb.	M. 21.—.
Band I.	326 S.	„	M. 3.50.	„	M. 4.50.
„ II.	388 S.	„	M. 4.20.	„	M. 5.20.
„ III.	440 S.	„	M. 4.80.	„	M. 5.80.
„ IV	422 S.	„	M. 4.50.	„	M. 5.50.
„ V.	128 S. (Registerband).	„	M. 2.—.	—	—

Gobineau hat stolz und gross es ausgesprochen, er habe zuerst die wirkliche noch unerkannte Basis der Geschichte aufgedeckt. Schwerlich möchte er sich mit seinem Glauben überhoben haben! . . . Der „Nationalitäten-", d. h. eben der Rassen-Gedanke durchzieht das moderne Völkerleben heute mehr denn je, und keiner kann sich mehr der Empfindung erwehren, dass alle modernen Nationen vor eine Entscheidung, eine Prüfung gestellt sind, was sie als Nationen — d. h. eben nach ihrer Rassen-Anlage, ihren Mischungsbestandteilen, dem Ergebnisse ihrer Rassenmischungen — wert seien, inwieweit sie dunkel geahnten, vielleicht mit Vernichtung drohenden Stürmen der Zukunft gewachsen sein werden.

Gobineau, Graf Arthur. Ein Erinnerungsbild aus Wahnfried. 28 S. Brosch. M. —.75.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Graue, Pfarrer **Paul,** Deutsch-evangelisch. 96 S. Brosch. M. 1.50.

I. Einführung. — II. Der Inhalt des Glaubens an Jesus Christus. — III. Glaube und Rationalismus. — IV. Unsere wahre Autorität. — V. Deutschtum. — VI. Konfession, Partei, Gemeinde.

Hell, Dr. **Bernhard,** Ernst Mach's Philosophie. Eine erkenntniskritische Studie über Wirklichkeit und Wert. 130 S. Brosch. M. 2.50.

Helssig, Dr. jur. **Rudolf,** Zur Lehre von der Konkurrenz der Klagen nach römischem Rechte. 85 S. Brosch. M. 2.—.

Hensel, Prof. Dr. **Paul,** Thomas Carlyle. Mit Carlyles Bildnis. 2. Aufl. 218 S. *(Klassiker d. Philos. XI.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Höffding, Prof. Dr. **H.,** Sören Kierkegaard als Philosoph. Mit Kierkegaards Bildnis. 2. Aufl. 167 S. *(Klassiker der Philosophie III.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

— — Rousseau und seine Philosophie. 3. Aufl. 158 S. *(Klassiker d. Philosophie IV.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Hoffmann, Dr. **A.,** René Descartes. 204 S. *(Klassiker d. Philosophie XVIII.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

James, Prof. **William,** Der Wille zum Glauben und andere popularphilosophische Essays. Uebersetzt von Dr. *Th. Lorenz.* Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. *Fr. Paulsen.* 216 S. Brosch. M. 3.—.

1. Der Wille zum Glauben. 2. Ist das Leben wert, gelebt zu werden. 3. Das Rationalitätsgefühl. 4. Das Dilemma des Determinismus. 5. Der Moralphilosoph und das sittliche Leben.

Jentsch, Karl, Rodbertus. 259 S. Brosch. M. 3.—. Geb. M. 3.80.

I. Lebensgeschichte. — II. Die Lehre. 1. Antike Staatswirtschaft. 2. Die Volkswirtschaft der Gegenwart. 3. Die Staatswirtschaft der Zukunft. — III. Die Bedeutung des Mannes.

Jodl, Prof. Dr. **Friedrich,** Ludwig Feuerbach. Mit Feuerbachs Bildnis. 143 S. *(Klassiker d. Philos. XVII.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Kierkegaard, S., Angriff auf die Christenheit. Uebersetzt von *A. Dorner* und *Chr. Schrempf.* 656 S. In 2 Teile brosch. M. 8.50. In 1 Band geb. M. 10.—.

I. **Kierkegaards letzte Schriften (1851—55).** Inhalt: I. Ueber meine Wirksamkeit als Schriftsteller. — II. Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen. — III. S. Kierkegaards letzte Aufsätze in Zeitungen und Flugschriften. A. Artikel im Vaterland. B. Dies soll gesagt werden — so sei es denn gesagt. C. Der Augenblick.

II. **Anhang.** Inhalt: I. Eine erste und letzte Erklärung. — II. Aus Anlass einer mich betreffenden Aeusserung Dr. A. G. Rudelbachs. — III. Der Gesichtspunkt für meine Wirksamkeit als Schriftsteller. — IV. Richtet selbst. — V. Der Augenblick. — VI. Gottes Unveränderlichkeit.

Daraus Sonderdruck:

— — Richtet selbst. Zur Selbstprüfung der Gegenwart anbefohlen. Zweite Reihe. 112 S. Brosch. M. 1.50.

— — Leben und Walten der Liebe. Einige christliche Erwägungen in Form von Reden. Uebersetzt von *A. Dorner.* 534 S. Brosch. M. 5.—. Geb. M. 6.—.

König, Prof. Dr. **Edmund,** W. Wundt als Psycholog und als Philosoph. Mit Wundts Bildnis. 3. Aufl. 229 S. *(Klassiker d. Philosophie XIII.)* Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.—.

Lasswitz, Prof. Dr. **K.,** G. Th. Fechner. Mit Fechners Bildnis. 3. Aufl. 214 S. *(Klassiker d. Philos. I.)* Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.—.

Maler, Prof. Dr. **W.,** Die Stellung der höheren Schulen zu der Fremdwörterfrage. 61 S. Brosch. M. 1.—.

Manno, Karl (v. Lemcke), Beowulf. Ein Sportroman. 3. Aufl. 766 S. Brosch. M. 3.50. Geb. M. 4.50.

Wilhelm Lübke (Tägliche Rundschau) bezeichnet dieses Werk als: „Ein höchst eigenartiges Buch! eine völlig neue Physiognomie unter den stets sich wiederholenden, wohlbekannten Erscheinungen unserer heutigen Belletristik. Eine echte Dichterschöpfung, die mit freiem Blick und keckem Griff das volle Leben weckt und in fesselnden Gestalten vor uns hinzuzaubern weiss."

— — Gräfin Gerhild. Eine Erzählung. 379 S. Brosch. M. 4.50. Geb. M. 5.50.

Michelis, Arthur, (Adolf Gumprecht), Reiseschule. Allerlei zu Nutz und Kurzweil für Touristen und Kurgäste. 4. Aufl. 344 S. Geb. in grauem Leinwandband M. 3.— In rotem Bädekerband M. 4.—.

Mülberger, Dr. **Arthur,** P. J. Proudhon. Leben und Werke. 248 S. Brosch. M. 2.80. Geb. M. 3.60.

I. Der Kritiker. 1809—1848. — II. Der Kämpfer. 1848—1852. — III. Der Denker. 1852—1865.

— — Der Irrtum von Karl Marx. Aus Ernst Busch's Nachlass. 2. Aufl. 60 S. Brosch. M. 1.—.

Müller, Gustav, Gut und Geld. Volkswirtschaftliche Studien eines Praktikers. 292 S. Brosch. M. 2.40. Geb. M. 3.20.

I. Der Reichtum. — II. Das Kapital. — III. Der produktive und der unproduktive Verbrauch. — IV. Der Lohn. — V. Der Gewinn. — VI. Die Rente. — VII. Der Wert. — VIII. Das Geld. — IX. Die Produktivität der Nationen. — X. Der Welthandel. — XI. Freihandel und Zollschutz. — XII. Die Krisis. — XIII. Die Grenzen des Reichtums.

Natorp, Prof. Dr. **P.,** Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft. 3. vermehrte Aufl. 424 S. Brosch. M. 6.80. Geb. M. 8.—.

I. Grundlegung. — II. Hauptbegriffe der Ethik und Sozialphilosophie. — III. Organisation und Methode der Willenserziehung.

— — Gesammelte Abhandlungen zur Sozialpädagogik. I. Abteilung: **Historisches.** 510 S. Brosch. M. 8.50. Geb. M. 9.70.

Inhalt: I. Platos Staat und die Idee der Sozialpädagogik. – II. Condorcets Ideen zur Nationalerziehung. — III. Pestalozzi unser Führer. — IV. Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage. — V. Pestalozzi und die Frauenbildung. — VI. Pestalozzis Prinzip der Anschauung. — **VII. Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre. 2. Aufl.** — VIII. Kant oder Herbart? — IX. Neue Untersuchungen über Herbarts Grundlegung der Erziehungslehre.

Die vorstehende Sammlung enthält u. a. auch die seit einiger Zeit vergriffene Schrift: **„Herbart, Pestalozzi und die heutigen Aufgaben der Erziehungslehre, 2. Auflage,"** welche als selbständiges Buch, wie früher, nicht mehr erscheint, sondern nur noch in obigen „Gesammelten Abhandlungen" enthalten ist.

— — Jemand und ich. Ein Gespräch über Monismus, Ethik und Christentum, den Metaphysikern des Bremer „Roland" gewidmet. 51 S. Brosch. M. 1.—.

Oncken, Prof. Dr. **Hermann,** Lassalle. 458 S. *(Politiker u. Nationalökonomen II.)* Brosch. M. 5.—. Geb. M. 6.—.

Paulsen, Prof. Dr. **Friedrich,** Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. Mit Kants Bildnis und Brieffaksimile aus 1792. 4. Aufl. 440 S. *(Klassiker d. Philos. VII.)* Brosch. M. 4.—. Geb. M. 5.—.

Paulus, Eduard, Gesammelte Dichtungen. 3. Aufl. Mit dem Jugendbildnis des Dichters. 454 S. Geb. M. 2.—

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Paulus, E. M., Die Handschrift. Ein Bild des Charakters. Mit 151 Handschriftenfaksimiles. 2. Aufl. Geb. M. 2.—.

Pfungst, Dr. **Arthur,** Ein deutscher Buddhist (Oberpräsidialrat Theodor Schultze). Biographische Skizze. Mit Schultzes Bildnis. 2. verm. Aufl. 52 S. Brosch. M. —.75.

Die Gegenwart: Wir verweisen unsere Leser auf die in jeder Beziehung hochinteressante Schrift mit der lichtvollen Darstellung des Buddhismus.

Pfungst, Dr. **Arthur,** Aus der indischen Kulturwelt. Gesammelte Aufsätze. 202 S. Brosch. M. 2.60. Geb. M. 3.40.

Die Umschau, Frankfurt a. M.: Wertvoll ist das ganze Buch und kann dem, der sich mit dem indischen Geistesleben vergangener Zeiten bekannt machen will, warm empfohlen werden.

Planck, Herm., Das Bewegungsgesetz der Welt. 172 S. Brosch. M. 3.—.

Riehl, Prof. Dr. **Alois,** Friedrich Nietzsche. Der Künstler und der Denker. Mit Nietzsches Bildnis. 5. Aufl. 176 S. *(Klassiker d. Philosophie VI.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Saitschick, Robert, Goethes Charakter. Eine Seelenschilderung. 150 S. Brosch. M. 1.80. Geb. M. 2.50.

Inhalt: I. Lebenskämpfe. II. Eigenart. III. Welt und Seele.

Beilage zur Allgem. Zeitung: Wir zählen Saitschicks Schrift zu den wertvollsten Essays, die über Goethe geschrieben wurden.

Sakmann, Prof. Dr. **Paul,** Eine ungedruckte Voltaire-Korrespondenz. Mit einem Anhang: Voltaire und das Haus Württemberg. 175 S. Brosch. M. 4.50.

Saenger, Dr. **S.,** J. Stuart Mill. Mit Mills Bildnis. 212 Seiten. *(Klassiker d. Philosophie XIV.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

Sarrazin, Joseph, Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern. Mit zahlreichen Textproben aus hervorragenden Werken von *Augier*, *Dumas*, *Sardou* und *Pailleron*. 2. Aufl. 325 S. Brosch. M. 2.—. Geb. M. 3.—.

Literar. Merkur: Sarrazins Buch darf jedem, der sich eine Kenntnis vom neuen französischen Drama verschaffen will, auch Studierenden, warm empfohlen werden.

Saul, D., Schiller im Dichtermund. 72 S. Brosch. M. 1.—.

Ostsee-Zeitung: Einer aus Schillervereinskreisen gekommenen Anregung verdankt dieser inhaltreiche, echt volkstümliche Beitrag zur Schillerverehrung sein Entstehen. . . . Das Ganze ist mit einer knappen, geistvollen Einleitung versehen, und die einzelnen Gedichte sind durch verbindenden Text in eine sinnreiche Folge gebracht.

Schaubach, Adolph, Die deutschen Alpen für Einheimische und Fremde geschildert. 2. verbesserte Aufl. 6 Teile. Brosch. M. 18.—.

I. Teil: Allgemeine Schilderung der Alpen. Brosch. M. 6.—.
II. „ Nordtirol, Vorarlberg, Oberbayern. Brosch. M. 5.—.
III. „ Salzburg, Obersteiermark, das Oesterreichische Gebirge und das Salzkammergut. Brosch. M. 2.40.
IV. „ Das mittlere und südliche Tirol. Brosch. M. 2.—.
V. „ Das südöstliche Tirol und Steiermark, Lungau, Kärnten, Krain, Görz und das Küstenland. Brosch. M. 4.—.

Nachtrag zum I. Teil: *Emmrich*, Geologische Geschichte der Alpen. Brosch. M. 3.—.

Schemann, Ludwig, Meine Erinnerungen an Richard Wagner. 88 S. Brosch. M. 1.50.

Schlegel, Emil, Das Bewusstsein. Grundzüge naturwissenschaftlicher und philosophischer Deutung. Mit Geleitsworten von Prof. *Th. Meynert* in *Wien.* 128 S. Brosch. M. 2.—.

Schrempf, Christoph, Drei religiöse Reden. 76 S. 3. Aufl. Brosch. M. 1.20.

— — Natürliches Christentum. Vier neue religiöse Reden. 112 S. Brosch. M. 1.50.

— — Ueber die Verkündigung des Evangeliums an die neue Zeit. 40 S. Brosch. M. —.60.

— — Zur Pfarrersfrage. 52 S. Brosch. M. —.80.

— — An die Studenten der Theologie zu Tübingen. Noch ein Wort zur Pfarrersfrage. 30 S. 2. Aufl. Brosch. M. —.50.

— — Eine Nottaufe. 56 S. Brosch. M. —.75.

Obige 6 Schriften *Chr. Schrempfs* kosten anstatt M. 5.35, wenn gleichzeitig bezogen, nur M. 2.50.

— — Toleranz. Rede geh. i. d. Berl. Gesellsch. f. Eth. Kultur. 32 S. Brosch. M. —.50.

— — Zur Theorie des Geisteskampfes. 56 S. Brosch. M. —.80.

— — Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. I. Teil: Der junge Goethe. 204 S. Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.50.

— — II. Teil: Lehrjahre in Weimar. 1775—86. 332 S. Brosch. M. 4.— Geb. M. 5.—.

Kreuz-Zeitung: Wir können das Buch allen denen empfehlen, die ihren Goethe kennen und eine systematische, schön geschriebene Darlegung der Entwicklung des Dichters zum Weisen lesen und besitzen möchten. Jedenfalls ist das Buch seinem Inhalte nach eine wesentliche Bereicherung der Goetheliteratur und seiner Form nach selbst ein Kunstwerk.

— — Lessing als Philosoph. 203 S. *(Klassiker d. Philosophie XIX.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

— — Martin Luther aus dem Christlichen ins Menschliche übersetzt. 188 S. Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.50.

Inhalt: I. Welches Glaubens Luther lebte. — II. Wie sich Luther in seinem Glauben verstand. — III. Wie Luther seines Glaubens lebte. — IV. Wie Luther seinen Glauben lehrte.

— — Menschenloos. Hiob. Oedipus. Jesus. Homo sum. 2. verbesserte, durch ein Nachwort vermehrte Auflage. 160 S. Brosch. M. 2.20. Geb. M. 3.20.

Lehrerheim, Stuttgart: Freunden religionsphilosophischer Betrachtung sei diese Schrift des bekannten Verfassers empfohlen; sie gehört zu den tiefsinnigsten seelischen Enthüllungen desselben. Von einer Wiedergabe des Gedankenganges wollen wir absehen; derselbe liesse sich in ein paar Sätzen nicht ausdrücken. Es genüge, zu sagen, dass der Verfasser an den Beispielen der grossen Dulder: Hiob, Oedipus, Jesus zu ergründen sucht, wie des Lebens Rätsel zu deuten sei, was Menschenschicksal heisst.

— — Über Gemeinverständlichkeit als Aufgabe der Philosophie. 32 S. Brosch. M. —.60.

Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart.

Schrempf, Christoph, Die Wahrheit. Halbmonatschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Bd. I—IV brosch. à M. 3.20, gebd. à M. 3.75, V—VIII brosch. à M. 3.60, gebd. à M. 4.15. Bei gleichzeitiger Abnahme von mindestens 4 Bänden jeder Band nur M. 2.— brosch., M. 2.50 gebd.

Die Zeitschrift, die seit Oktober 1897 nicht mehr erscheint, enthält eine Anzahl Aufsätze von bleibendem Werte aus der Feder der Professoren Fr. Paulsen, Max Weber, H. Herkner, Theobald Ziegler, Alois Riehl, von Pfarrer Fr. Naumann, Karl Jentsch, Chr. Schrempf und anderen hervorragenden Mitarbeitern.

Schwegler, Dr. **Albert,** Geschichte der Philosophie im Umriss. Ein Leitfaden zur Uebersicht. 16. Aufl. nach der von Prof. Dr. *R. Koeber* bearb. 15. Auflage revidiert. Originalausgabe. 344 S. Brosch. M. 2.25. Geb. M. 3.—.

Das Schweglersche Werk behält in der philosophischen Geschichtsliteratur bleibenden Wert durch die lichtvolle Behandlung und leichte Bewältigung des spröden Stoffs bei gemeinfasslicher Darstellung, die sich mit wissenschaftlicher Gründlichkeit paart.

Schwend, Prof. Dr. **Friedrich,** Gymnasium oder Realschule? Eine Kulturfrage. 98 S. Brosch. M. 1.50.

Siebeck, Prof. Dr. **Herman,** Aristoteles. 2. Aufl. 151 S. *(Klassiker d. Philosophie VIII.)* Brosch. M. 1.75. Geb. M. 2.25.

— — Goethe als Denker. 2. Aufl. 247 S. *(Klassiker d. Philosophie XV.)* Brosch. M. 2.50. Geb. M. 3.—.

Spicker, Prof. Dr. **G.,** Der Kampf zweier Weltanschauungen. Eine Kritik der alten und neuesten Philosophie mit Einschluss der christlichen Offenbarung. 310 S. Brosch. M. 5.—.

Inhalt: I. Historische Begründung des Standpunktes. 1. Allgemeine Voraussetzungen. 2. Mittel und Endzweck der Philosophie. 3. Selbstgeschaffene Hindernisse und immanente Fortschritte. — II. Kritische Entwicklung des Prinzips. 1. Kritik des Pantheismus. 2. Kritik des Monotheismus. 3. Kritik des Orthodoxismus.

— — Versuch eines neuen Gottesbegriffs. 384 S. Brosch. M. 6.—.

Inhalt. Einleitung: Historische Hauptmomente. Das Verhältnis Gottes zur Materie. — I. Gott und die Welt. 1. Allgemeine Hindernisse. 2. Neue Grundlagen. 3. Wesen und Eigenschaften Gottes. 4. Vergleichung und Ergänzung. — II. Gott und der Mensch. 1. Das Theodizeische Problem. 2. Begriff der absoluten Vollkommenheit. 3. Idee der Unsterblichkeit. 4. Einwürfe und Widerlegung.

— — Vom Kloster ins akademische Lehramt. Schicksale eines ehemaligen Kapuziners. 148 S. Brosch. M. 2.—.

Volkelt, Prof. Dr. **Joh.,** Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, sein Glaube. Mit Schopenhauers Bildnis. 3. Aufl. 476 S. *(Klassiker d. Philosophie X.)* Brosch. M. 5.—. Geb. M. 6.—.

Wagner, Dr. phil. **Friedrich,** Ist Verneinung des Willens möglich? 32 S. Brosch. M. —.75.

Wehrung, Dr. **Georg,** Der geschichtsphilosophische Standpunkt Schleiermachers zur Zeit seiner Freundschaft mit den Romantikern. Zugleich ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Schleiermachers in den Jahren 1787—1800. 140 S. Brosch. M. 2.50.

Weitbrecht, Prof. **Carl,** Diesseits von Weimar. Auch ein Buch über Goethe. 320 S. Brosch. M. 3.60. Geb. M. 4.50.

Pädagog. Jahresbericht: Ein köstliches Buch, das man von Anfang bis Ende mit immer gleichbleibendem Vergnügen liest. Der Titel will sagen, dass es sich hier um den jungen Goethe handelt vor seiner Uebersiedelung nach Weimar.

Weitbrecht, Prof. **Carl,** Schiller in seinen Dramen. 2. Aufl. 272 S. Brosch. M. 3.60. Geb. M. 4.60.

— — Doktor Schmidt. Lustspiel in drei Akten. 109 S. Brosch. M. 1.20.

Dieses Lustspiel behandelt eine dramatisch sehr wirksame Episode aus Schillers Jugendzeit.

— — Schwarmgeister. Tragödie in fünf Akten. 125 S. Brosch. M. 1.80.

— — Sigrun. Tragödie in fünf Akten. 86 S. Brosch. M. 1.20

Weizsäcker, Dr. **Carl,** Ferdinand Christian Baur. Rede zur akademischen Feier seines 100. Geburtstages am 21. Juni 1892 in der Aula zu Tübingen gesprochen. 22 S. Brosch. M.—.40.

Westenholz, Dr. **Fr. von,** Ueber Byrons historische Dramen. Ein Beitrag zu ihrer ästhetischen Würdigung. 64 S. Brosch. M. 1.20.

— — Idee und Charaktere in Shakespeares Julius Caesar. 39 S. Brosch. M. —.75.

— — Die Tragik in Shakespeares Coriolan. Eine Studie. 32 S. Brosch. M. —.50.

Windelband, Prof. Dr. **Wilh.,** Platon. Mit Platons Bildnis. 4. Aufl. 197 S. *(Klassiker d. Philosophie IX.)* Brosch. M. 2.—. Geb. M. 2.50.

GF Sch72 2

Schrempf Goethe

APR 22 1931 B Wadsted

BRITTLE DO NOT PHOTOCOPY

JUN 21 1963

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
13234552
01132345 52
BUTLER STACKS